



WERNER SCHMITTER

WALDARBEIT UND WALD-
ARBEITER IM PRÄTIGAU

Weihnachten 1953

BEIHEFT NR. 3 ZUM «BÜNDNERWALD»

Zeitschrift des Bündner Forstvereins und der SELVA, Genossenschaft bündn. Holzproduzenten

Redaktion Dr. C. Auer, Chur





Abb. 1: Schierser oder Schraubachtobel, vom Landquartberg aus gesehen

Waldarbeit und Waldarbeiter im Prätigau

Abhandlung
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät I
der
Universität Zürich

vorgelegt von
Werner Schmitter
von Marbach SG

Angenommen
auf Antrag von Herrn Prof. Dr. R. Weiß



Inhaltsübersicht

EINLEITUNG: Gesichtspunkte, Methode, Begrenzung der Arbeit	Seite 9
I. TEIL: ZURÜSTUNG DES HOLZES	17
1. Vorbedingung und Vorbereitung	17
Waldpflege: Standortgemäßheit 17 — Pflanzgarten 19 — Aufforstung 20	
Zeichnen des Schlages 22	
Hüttenbau und Hüttenbezug 24	
2. Fällén	26
Der normale Arbeitsvorgang:	
Arbeitswertung des Fällén 26 — Wohin will, wohin soll die Tanne fal-	
len? 26 — Der <i>Schroot</i> 27 — Der <i>Saag</i> 28 — Die Bänder 28 — Zusammen-	
spiel von <i>Schroot</i> und Bändern 29 — Die verschiedenen Keile: die Bisse,	
der Wegg, der Scheidwegg 30 — Anwendung der Keile: Treiben 32 — Fall	
der Tanne 33 — Wie sieht der zurückbleibende Stöck aus? 34 — Der	
<i>Streel</i> oder <i>Gyr</i> 35	
Hindernisse, Erschwerungen, Sonderfälle:	
Herabastén und Heraufseilen 36 — Herabastén der untersten Äste: um	
freien Raum zur Arbeit zu gewinnen; um die Spaltbarkeit des Holzes	
zu prüfen 38 — Schindeltannen. Sonnengehendes und windgehendes	
Holz 39 — Das Fällgerüst 41 — Der Buchs 42 — Nachsägen bei buch-	
sigem Holz 43 — Treiben bei gefrorenem Holz 44 — Aufwärtsfällén	
schwerer Tannen 44 — Fällén stark hängender Tannen; Sesseln der	
Tannen und Gegenmaßnahmen: Klaffnen, Banden, Umsägen 45 — Fäll-	
én von Zwillings- und Drillingstannen 47 — Erhängen und Erhocken	
der Tanne 48	
3. Astén	49.
Vorastén 49 — Ausastén 51 — Die abgeschlagenen Äste 52 — Die ver-	
schiedenen Stammformen und ihre Benennung 52	
4. Zersägen	54
Ablängen der Stämme 54 — Die Namen der einzelnen Stammstücke 54 —	
Windwurf- und Schneedruckholz ist besonders heimtückisch 57 — Der	
Vorgang des Zersägen 58 — Die verschiedenen Sägen: Dreieckzahnung,	
Hobelzahnung, Motorsäge 61 — ihre Leistung 62 — ihre Pflege 63 —	
Die verschiedenen Sägenriffe 65 — Der eindringende Rationalismus 67	
5. Entrinden	67
<i>Bräüwen</i> , Brechen der Stirnkanten 67 — <i>uf züüchä bußä</i> und <i>brätsch-</i>	
<i>wysch bußä</i> 69 — Die Arbeit des Putzens: Wegschneiden der Wurzel-	
bänder, der Äste, der Verwachsungen 70 — Blasen, Kläcke, Schürfun-	
gen 72 — Beilhaltung 73 — Das Beil: Namen, Aussehen, verschiedene	
Modelle 75 — Tücken und Pflege des Beils 77 — Der Beilstiel 78 —	

Entrindung der Bäume mit dem Schälseisen 79 — Gewinnung von Gerberinde 80 — Die beiden Entrindungsarten im Urteil von Waldarbeiter und Bauer 80 — Es klinge das Beil! 81

6. Riesen 81

Zweck, Zeit, Ort des Riesens 81 — Natürliche und künstliche Gleitbahnen: Rys, Verleggi, Schwenki, Scheeri, Schutz, *Unszug* 82 — Entsprechende Behandlung und Handhabung der Blöcker schon beim Zersägen und Putzen und beim Riesen selbst 85 — Das korrekte Riesen und sein Rufsystem 86 — Riesen zwischen den Kehren einer Bergstraße. Der Waldteufel 88 — Der Zapin: Eisen und Stiel des Bündner, Tiroler und Italiener Zapins 89 — Vor- und Nachteile der drei Modelle 91 — ihre Häufigkeit und vermutliche Geschichte 92 — Kampf zwischen dem Bündner und Italiener Zapin: Mischformen, Sieg des rationelleren Werkzeuges 93 — Der Zapin in seiner mannigfachen Anwendung 95 — Die gemeinschaftliche Arbeit: *Hoo . . . Holz!*; Neckworte 99 — Lagern der Stämme 101

7. Die Waldhütte und das Leben in ihr 102

Gliederung der Hütte 102 — Einrichtung: Die Küche; der Wohn- und Schlafraum 102 — Die alte Schröterhütte: Einteilung und Einrichtung: der Feuerwagen; der Schlafraum 104 — Neue und alte Einteilung des Arbeitstages 106 — Der Speisezettel des Waldarbeiters heute und früher 108 — Nachschub 110 — Ein Abend und eine Nacht in der Hütte 111 — Wundpflege und Heilmittelchen 115 — Am Lügenfeuer 118 — Arbeitsverhältnisse von früher; Fremdarbeiter: Veltliner und Tiroler 119 — Eindringen des Akkordsystems, Rationalisierung der Arbeit 120 — Menschliches Verhältnis zu Veltlinern und Tirolern 121 — Hüttensprüche 122 — Wetterregeln 123

II. TEIL: TRANSPORT DES HOLZES 125

Die verschiedenen Möglichkeiten des Transportes: Drahtseil; Wasser; Schlitten (Wagen) 125

A. Wassertransport (Flößen) 126

a) Allgemeines 126

Das Wasser ist ein billiges, aber unzuverlässiges Transportmittel 126 — Das Glücksspiel des Flößens 127 — Die Anteilnahme des Dorfes: Sandholzer, Zuschauer, Angehörige, Anwohner, Kinder 129

b) Der Arbeitsvorgang in seinen einzelnen Teilen 133

Zeitpunkt der Flößerei 133 — Regelung bei gleichzeitigem Flößen mehrerer Partien 134

1. Einwerfen

Die verschiedenen Anfangslagen: Hineintragen, -werfen, -schützen des Holzes 135 — Schwierigkeiten des Geländes und Wetters: Rüfen und Regnen 136

2. Treiben

Waldwege, Schlagwege 182 — Bau der Schlagwege 183 — Überwindung schlag, Klausnen 138 — Wir begleiten einen Nachzügler zur Arbeit 139 — Beispiel eines großen Hafts und seiner Lösung 140 — Tageseinteilung 142 — Übernachten in der Waldhütte 142 — Rheumatismus und Flößen 143 — Arbeitslohn. Kleiderverbrauch 143 — Die Ausrüstung der Flößergruppe: Zapin, Axt, Flößhaken 144 — Treiben 145 — Jagd auf Außenseiter 146 — Klettern 147 — Wie bezwingt der Flößer den Bach? Springen und Waten, Anseilen 147 — Schnaps, Kälte, Lawinen 150 — Der Bach «wirft hinaus» 151 — Mittagsrast 152

3. Fallen- und Rechenwartung

Die alte Ländung 153 — Blockholzflößen im Schraubach und in der Landquart 154 — Bau und Anlage der heutigen Lände 155 — Aufgabe und Arbeit des Fallenwarts 157

4. Länden und Eendarbeit

Ankunft des letzten Holzes 158 — Herausziehen des Holzes 159 — «Abbarten» des Papierholzes 160 — Lentimahl 160

B. Schlittentransport (Holzfuhr) 160

Wer geht auf die Holzfuhr? 161 — Einstellung zu dieser Arbeit 162

a) Ausrüstung 163

Mann:

Allgemeine Bekleidung 163 — Kopfbedeckung 163 — Handschuhe 163 — Schuhwerk 163 — Holzerstiefel 164

Pferd:

Hufeisen 164 — Schur 164 — Geschirr 164 — Geschell 165

Bockschlitten:

Allgemeines Prinzip 166 — Die Einzelteile: Kufen, Gransen, Bruech, Spangen, Zuglatten, Bindvorrichtung am Tisch 167 — Der alte Bauernschlitten, der Halbbrank-, der Vollrankschlitten 169 — Vor- und Nachteile der beiden neueren Modelle, ihr Aufkommen 171 — Einzelne Sonderheiten: Vorspannring, Hinterschlittlein, Dreipfüßler, Tischschienen 172

Ketten:

Vordere Bremsketten 174 — Bindkette (Bindseil) 176 — Zusammenhängkette und Überbindkettlein 177 — Guntlungen 178 — Hintere Bremskette 180 — Benennungsunterschiede zwischen Vorder- und Hinterpräti-gau 180

Werkzeug:

Zapin, Schaufel, Seilende mit Guntel, Stollenhammer 180 — Der fahrbereite leere Schlitten 181

b) Erstellung und Unterhalt des Schlittweges 181

Erstellung:

Die Problematik des Schierser Tobelweges 181 — Kommunalstraßen,

Waldwege, Schlagwege 182 — Bau der Schlagwege 183 — Überwindung von Bächen: *Patsch*, Baumbrücklein, Holzkasten, Knebelbrücke 184

Unterhalt:

Einrichtung des Schlittweges durch die Fuhrleute 186 — Tücken des normalen Weges 187 — Der Wegmacher 188 — Tücken des Wetters 188 — Gute Bahn 190

c) Der Arbeitsvorgang des Holzführens 191

1. Aufbruch und Weg zur Arbeit

Jeder will der erste sein: Profitgier und Wettkampffreude 191 — Die Tagwache beim früheren Ochsengepann 192 — Schlafen auf dem Schlitten 194 — keuchender Aufstieg 194

2. Laden

Organisiertes/unorganisiertes Laden 195 — Aufgabe der Lader: Befreien der Lager von Schnee, Zufahrtswege; Zusammenstellen und Kerben der Blöcker; Mithilfe beim Laden 196 — Auf einem Ladplatz: Gespräche (Nachrichten) und Probleme (Akkordant/Tagelöhner) 198 — Binden der Fuhren und Abfahrt 201

3. Die Fahrt

Tageseinteilung in Touren und Halbtouren: zwei Beispiele 202 — Malheur/Unfall 205 — Zug- und Treibstrecken 207 — Bedienung der Bremsketten: Einlegen, Herausnehmen, Versagen der Ketten 208 — Sorge für Gleichgewicht und Vollständigkeit der Fuhre: Haltung des Fuhrmanns auf dem Schlitten; Einholen ausgerissener Guntler 210 — Überwachung und Pflege des Pferdes: Schneeschollen, Sichttreten, Vernageln, Ausharren des Pferdes; seine Tücken und Launen 213 — Brauchtum der Fuhr: Umkippen; das größte Block; Lentimah! Stimmung auf der Fuhr früher und heute 217 — Abladen und Heimkehr 221

III. TEIL: LETZTE ARBEITEN BIS ZUR VERSANDBEREITSCHAFT DES HOLZES 223

Bild des Lagerplatzes im Tal: Blockholz und Klawterholz 223

a) Blockholz 224

Organisation der Arbeit: Die Rollergruppe 224

1. Messen, Sortieren, Bezeichnung des Holzes

Zusammenspiel Förster/Roller/Fuhrleute 225 — Das Messen, Sortieren, Bezeichnen der Blöcker als äußerer Vorgang 226 — Innere Richtlinien: Länge der Stämme; Obermesser/Untermesser; ausgezeichnete, normale, fehlerhafte Stämme 227

2. Lagern des Holzes zu Rollen

Aufbau der Rolle 231 — Die hübsche Rolle 232 — Arbeitsweise mit Seil, Zapfen, Achsel, Kehrhaaken und Eisenklammer 233 — Kennzeichnung der Qualität durch Farbtupfen 234

b) Klatferholz	Seite 235
Verhältnis Blockholz/Klatferholz 235 — Organisation, Berechnung der Arbeit 236 — Einstellung zu dieser Arbeit 236	
1. Zersägen des Holzes	
Stuhlung 237 — Abmessen, Maße 238 — Zersägen: «Pfeifen», Rottanne oder Weißtanne? 239	
2. Spalten des Holzes	
Namen der zerkleinerten Stücke 241 — Arbeitseinteilung 241 — Spalten mit Axt, Spaltaxt und Weggen 242 — Begleitausdrücke 244 — Sonderfälle: Buchs, «Ausleeren», eingewachsene Äste, stockrotes Holz, Sprengen, Spalten von der Stirne her 244	
3. Aufschichten des Holzes	
Rohbeignen, Holz aufsetzen 246 — Aufbau des Klatfers und der Reihen 246 — Kreuzbeigen, richtiges Maß 247 — Heimholz 248 — Klassierung und Verkauf 249	
c) Transport zum Bahnhof	250
1. Im Winter	
Bockschlitten für Blöcker 250 — Bockschlitten und Schleppe für Klatferholz 251 — Ruttner auf breiten, ebenen Straßen 252	
2. Im Sommer	
Der Holz- und Blöckerwagen 252	
d) Bahnverlad	254
1. Klatferholz	
Laden der L- und M-Wagen 254	
2. Gasholz	
Zubereitung und Versand 255	
3. Blockholz	
Verladerampe und Stuhlung 255 — Vorbereitung des M-Wagens 256 — Laden zu viert, dritt und zweit 257 — Geräte: Kehrhaken, Brecheisen, Kehrscheibe 258 — Binden, Wägen der Fuhren 259 — Abschied 260	
ZUSAMMENFASSUNG, ERGEBNISSE DER ARBEIT	261
1. Die Arbeitsgemeinschaft 261	
2. Der Arbeitsbrauch 267	
3. Die Werkzeuge 269	
4. Geisterwesen und Sage (Aberglaube) 270	
5. Sprachliches 271	

Einleitung

Als sich im Jahre 1943, nach einigen Semestern Germanistik, Geschichte und Volkskunde, für mich die Frage der Dissertation erhob, wußte ich bald, daß meine Untersuchung irgendeinem Sachgebiet des Prätigaus gelten sollte. Schon als Gymnasiast hatte ich mit Eifer einen Prätigauer Stall in all seinen Teilen beschrieben. Das war freilich eine Aufgabe gewesen, die uns unser Deutschlehrer, Herr Prof. Rich. Weiß, gestellt hatte. Aber damals begegnete ich staunend und überrascht einer Welt, die mich umgab und von der ich doch nichts wußte, damals ahnte ich zum erstenmal, daß unter und neben den individuellen Schöpfungen großer Einzelner, wie wir sie in der Schule kennen lernten, eine Gemeinschaftskultur des Volkes bestand. Es war ein kurzes Erwachen des Gymnasiasten auf einem realeren Boden. Später, durch Vorlesungen, kleinere Nachforschungen für die Herren Professoren, volkskundliche Exkursionen und vor allem auch durch den vielen Militärdienst, öffneten sich mir die Augen für diese Welt dauernder. Sie war mir mit ihrem Gehalt an Tradition und Gemeinschaft oft ein Trost und ein notwendiges Gegengewicht zur literarästhetischen Überfeinerung.

Herr Prof. Rud. Hotzenköcherle, der Dozent für deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Zürich, unterstützte meinen Wunsch und gab ihm eine bestimmtere Richtung. Er schlug mir vor, das Gebiet: Wald, Fällen und Transport des Holzes in Angriff zu nehmen. Gerade war die Dissertation von ALFONS MAISSEN: Werkzeuge und Arbeitsmethoden des Holzhandwerks in romanisch Bünden, die sachlichen Grundlagen einer Berufssprache, erschienen. Etwas Ähnliches sollte ich für deutsch Bünden oder doch fürs Prätigau leisten, aber in Bezug auf die Holzgewinnung, nicht -verarbeitung. Mit der Freude des Entdeckers machte ich mich ans Werk. Ich suchte Literatur heraus, schaute mir in den Ferien das Leben auf dem Dorflagerplatz Schiers gründlich an, ging zu einem alten, an offenen Beinen leidenden Waldmann und gewann in langen Gesprächen mit ihm einen vortrefflichen ersten Überblick über die gesamte Waldarbeit. Probeweise schrieb ich den

Teil, den ich am besten vor Augen hatte — die Arbeiten auf dem Lagerplatz — nieder. Da zeigten sich erst die Probleme meines Unternehmens. Eine sprachliche Untersuchung sollte es werden, nach dem bewährten Prinzip «Wörter-Sachen». Aber wenn ich die Werkzeuge und ihre Teile nannte, mußte ich doch auch ihre Funktion nachweisen, und was war diese Funktion ohne den Menschen, der dahinter stand? War eins ohne das andere zu verstehen? Gehörten sie nicht zusammen und machten zusammen erst die Arbeit aus? Wohl hätte ich einfach die einzelnen Sachen und Namen aufzählen und beschreiben, sie möglichst mit anderer Literatur belegen, sie sprachgeschichtlich und geographisch heimweisen können. Aber diese Aufgabe lösen die modernen Sach-Wörterbücher mit ihrem eingespielten Apparat viel besser (vgl. z. B. das vorbildliche Werk des *Dicziunari Rumantsch Grischun*, hgg. von ANDREA SCHORTA). Oder ich hätte mein Material in sprachgeographischer Richtung ausbeuten können. Aber dafür war es zu mager. Denn die sprachlichen Unterschiede etwa zwischen Seewis—Schiers—Klosters—ja sogar dem Rheinwald (vgl. CHR. LOREZ, *Bauernarbeit im Rheinwald*, Basel 1943) liegen weniger im Wortschatz als im Lautlichen und in der Beugung; um sie genau festzuhalten, müßte man eine viel breitere Basis haben (vgl. die unter Prof. A. BACHMANN erschienenen Mundartmonographien). Kurz, mir schien, von der linguistischen Seite her werde ich dem Thema nicht gerecht. Sie hätte immer nur einen Teilaspekt, gleichsam die einzelnen, nackten Knochen, gegeben; das Eigentliche, die lebendige Fülle und Ganzheit der Waldarbeit, wäre darüber verloren gegangen. Diese zerstückelte Art, die Dinge zu betrachten, war mir tief zuwider. Namen und Sachen, gewiß, aber sie bekamen doch erst ihren Sinn im Arbeitsvorgang, in der Atmosphäre des Arbeitsplatzes, im Dasein des Waldarbeiters. So wurde meine Darstellung wie von selbst in erster Linie volkswundlich, nicht linguistisch. Ich danke Herrn Prof. R. Hotzenköcherle, daß er mich begriff und neidlos an seinen Freund, Herrn Prof. R. Weiß, abtrat!

Wie äußert sich diese Verschiebung? Einmal im Gesichtspunkt. Die Arbeit als solche, der Arbeitsbrauch, rückte ins Zentrum. Die Tätigkeit des Waldarbeiters wurde nun nicht mehr gewertet bloß als Mittel zu irgendeinem Zweck (z. B. sprachlich: Gefäß, in welchem sich alte Sachen und Wörter finden lassen; forstlich: Werkzeug, das immer rationeller gestaltet werden muß, usw.), sondern als Selbstzweck, als eine Erscheinungsform menschlichen Lebens, und für das walddreiche Prätigau und Graubünden typischen Lebens. Hinter dem Arbeitsvorgang, den Werkzeugen, dem Brauchtum, der Sprache wurde nun ihr Träger, der Mensch, sichtbar. Neben die Waldarbeit trat — vgl. Titel! — der Waldarbeiter. Damit wurde die dokumentarische Sach/

Wort-Sammlung zur beschreibenden Darstellung eines bestimmten Lebenskreises, der «Welt» des Waldarbeiters.*

Aus diesem Hauptziel ergaben sich Methode, Begrenzung und Gestalt meiner Studie. Zunächst einmal ließ ich die phonetische Schrift fallen. Sie ist für den Laien kaum lesbar, hat auch nur einen Sinn, wo es auf jede Schattierung eines Lautes ankommt. Für meinen Zweck genügten die gewöhnlichen Buchstaben. Ich wandte sie an nach den Regeln, die EUGEN DIETH in seinem Heft: Schwyzertütschi Dialäktschrift, Leitfaden einer einheitlichen Schreibweise für alle Dialekte, Zürich 1938, gibt. — Dann schob ich grundsätzlich alle Literatur beiseite. Wenn ich versuchen wollte, die Welt des Waldarbeiters einzufangen, so durfte ich sie nicht aus Büchern zusammenpicken, sondern mußte sie selbst erleben, möglichst nah und dicht. Ich zog in die Schlage hinein, flößte, begleitete die Fuhrleute ins Tobel und arbeitete überall immer wieder mit, oft so sehr, daß ich ganz vergaß, Notizen zu machen. Aber dafür hatte ich lebendige Anschauungen von der fallenden Tanne bis zur schnarchenden Waldhütte. Das war wichtiger. Später, während der Niederschrift, ergänzte und überprüfte ich meine Notizen ohnehin immer wieder: beim Förster, beim Schmied, beim Wagner, bei den Akkordanten, Bauern und Arbeitern — zu Hause, im Büro, in der Werkstatt, im Wirtshaus, im Stall, auf der Straße: das Sammeln und Berichtigen hörte nicht auf bis zum letzten Punkt, und als ich die Arbeit Herrn Regierungsrat Konrad Bärtsch vorlegte, erfuhr ich dort noch eine Ergänzung zum Schindelholz. Dieses beharrliche Sammeln war nötig, weil mir, nach dem Ausdruck A. Haberlandts, immer als Ziel vorschwebte, «. . . den überlieferten Erfahrungsschatz geistig zu durchdringen», aber nicht von außen her, sondern von innen, aus dem Stoff selbst heraus. Gewiß hätte ich in der gleichen Zeit eine ordentliche Masse Literatur heranschleppen können. Aber sie hätte mir nur die im Entstehen begriffene Welt erdrückt oder nach allen Seiten auseinandergerissen. So beschied ich mich auf einzelne, kleine Ausblicke und verzichte auch darauf, meiner Arbeit ein Literaturverzeichnis anzuheften. Wer sich nach weiterer Literatur als der in den Fußnoten angegebenen umtun möchte, findet sie mit Leichtigkeit in folgenden Werken: R. WEISS, Volkskunde der Schweiz, Rentsch-Verlag, 1946 (volkskundliche Problemstellung und Werke); J. B. BAVIER, Schöner Wald in treuer Hand, Aarau, 1949,* und übrige Schriften Baviens (Entwicklungsgeschichte des Forstwesens und des Waldes); J. A. v. SPRECHER, Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert, bearbeitet und neu herausgegeben von R. Jenny, Chur, 1951 (Kultur-

* Zum Begriff des Lebenskreises vgl. A. HABERLANDT, Die deutsche Volkskunde, Halle 1935, S. 123

historische Quellenwerke. Vgl. dazu auch R. JENNY, Karl Albrecht Kasthofer und seine Alpenreisen durch Graubünden, Bündnerwald Nr. 3, 1952); A. MAISSEN, Werkzeuge und Arbeitsmethoden des Holzhandwerks in romanisch Bünden, *Romanica Helvetica*, Bd. 17, 1943 (Linguistische Sach/Wort-Forschungen etc.); SCHWEIZERISCHES IDIOTIKON, Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Frauenfeld, 1881 ff (Herleitung und Verbreitung der Wörter). Hier darf ich wohl auch auf den Dokumentarfilm «Waldarbeit im Prätigau» (Rüsten, Flößen, Fuhr) hinweisen, den ich im Auftrag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Basel, zusammen mit dem Zürcher Operateur Hermann Dietrich drehte. Er wäre die anschaulichste Ergänzung zum Thema.

Die intensive, direkte Aufnahme-Methode zog meiner Untersuchung auch die Grenzen in räumlicher und zeitlicher Hinsicht.

Räumlich beschränkte ich mich auf das Prätigau. Mittelpunkt meiner Sammeltätigkeit war Schiers, wo meine Eltern wohnen und wo ich aufgewachsen bin. Nachdem ich die Waldarbeit hier einmal gründlich kennen gelernt hatte, verglich ich die Ergebnisse mit dem übrigen Prätigau durch einzelne Gewährsleute, die ich in Seewis, Furna, Jenaz, Conters und Klosters aufsuchte. Zudem hielt ich die Augen und Ohren offen, während wir die Holzfuhr im Valzeiner und Furner Tobel filmten. Und schließlich traf ich im Militärdienst und sonst immer wieder Seewiser und Innerprättiger, die ich im Zweifelsfall fragte. Diese unmittelbare Methode mit ihrem dichten Aufnahme-Netz, für mein Ziel unerlässlich, war nur möglich in einem kleinen Raum. Wie grundsätzlich meine Schrift in Ziel und Methode verändert worden wäre, wenn ich über das Prätigau hinausgegriffen hätte, mag man an zwei Beispielen ermesen. 1. In der Bündner Herrschaft sieht man meist einen anderen, leichteren Bockschlitten als bei uns. 2. In einem Wald ob Küsnacht, Zürich, traf ich auf eine Holzerguppe, die mit italienischen Zapinen an Langholz herumrupfte; auf meine Frage nach dem Namen dieses Modells bekam ich zur Antwort: Das ist der Innerschweizer Zapin. Sofort tauchen Fragen auf: Warum haben die Herrschäftler einen andern Schlitten, und wie sieht er aus?; wie gelangt der italienische Zapin in die Innerschweiz und von dort nach Zürich?, welches Werkzeug hat er verdrängt?, usw. Die Beantwortung all der Fragen — und sie hätten sich gehäuft! — wäre notwendig auf Kosten der Darstellung der Waldarbeit als solcher geschehen, anstelle der ganzheitlichen Tiefenwirkung wäre mosaikartige Breite getreten, der «Lebenskreis» des Waldarbeiters hätte sich aufgelöst.

Ähnlich verhält es sich mit der zeitlichen Begrenzung. Die Literatur und die Quellen der vergangenen Zeiten — vgl. die genannten Werke! — geben in Bezug auf den Waldarbeiter und seine Tätigkeit nur geringen Aufschluß. Begreiflich, denn von einem eigentlichen Wald-

arbeiter kann man in unserer Gegend ja auch erst sprechen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, liegen doch bis zur Mitte des Jahrhunderts kaum die ersten Ansätze zu einer geregelten Waldwirtschaft vor. (1823 wählte der Kleine Rat die erste bündnerische Forstkommission, bestehend aus drei Männern! Vgl. R. JENNY, Karl Albrecht Kasthofer und seine Alpenreisen durch Graubünden, Chur 1952, S. 68. Vgl. auch J. B. BAVIER, Der bündnerische Forstverein. 50 Jahre Arbeit für den bündnerischen Wald, Beiheft zur Zeitschrift Bündnerwald, Chur 1951). Aus den zerstreuten, zufälligen Bemerkungen in der Literatur des 19. Jahrhunderts hätte ich nicht einmal das Gerippe des früheren Waldarbeiters zusammenflicken können; ich hätte höchstens in Österreich einen Wirbel, im Bernbiet ein Schienbein und hier und dort, vielleicht auch in Graubünden, ein paar Knöchelchen dazu gefunden. So beschränkte ich mich gleich von Anfang an auf die Gegenwart und die Schilderungen der ältesten noch lebenden Waldleute und wies nur vereinzelt anhand von Literatur auf noch frühere Verhältnisse hin. Da die «Welt» des Waldarbeiters seit 1900. und besonders heute, wie unsere ganze Welt in raschem Umschwung begriffen ist, bekam die Schrift auch so genügend historische Spannung. Manches aus der Zeit vor den beiden Weltkriegen war in der Erinnerung der ältesten Waldleute gerade noch zu fassen, es galt, es zu retten und einzureihen in die Entwicklung.

So ist meine Schrift, wie sie nun vorliegt, eine Sammlung der Sachen und Wörter in der Waldarbeit (linguistische Grundlage) und darüber hinaus eine Darstellung des Waldarbeiterlebens (volkskundlicher Gesichtspunkt) für das Prätigau seit 1900. Beiden Aufgaben gleicherweise gerecht zu werden, war das Schwierigste. Paschian, unser Mitahausbewohner, hatte recht: *Ds Sammlä güangi gwüß noch, aber ds Ysäilä* (eigentlich: Zusammenfassen des Heus in Seile) *ischt gwüß ä narrä Aarbet!* Die Sachbeschreibungen wollten mir immer wieder den Gang und die Stimmung der Arbeit zerreißen, und umgekehrt bedurfte ich zum Ausmalen der Atmosphäre doch wieder der Namen und Dinge. Ich fand die Mitte jeweils am besten, wenn ich an eine Frau dachte, die einst im Prätigau lebte und jetzt noch Jahr für Jahr einmal heraufkommt aus alter Anhänglichkeit. Meine Arbeit sollte nicht nur für Fachleute wie Sprachwissenschaftler, Volkskundler, Förster und Kulturhistoriker eine waldarbeiterliche Fundgrube werden, sondern auch ein Stücklein Heimat und Erinnerungsfreude für alle, die das Prätigau und den Wald lieben.

In Dankbarkeit gedenke ich der Menschen, die meine Arbeit begleitet und unterstützt haben. Herr Prof. R. HOTZENKÖCHERLE regte mich zum Thema an. Herr Prof. R. WEISS half mir, es anzupacken und auszuführen. Ich bin ihm dankbar für etliche wissenschaftliche Winke.

aber weit mehr noch für seine Geduld und für die Ermunterung, die ich in Briefen und Gesprächen mit ihm immer wieder empfing. Er hielt das Feuer in mir auch nach den Examen wach, immer gerade so stark, daß ich während der Ferien jeweils an die Arbeit zurückkehrte, doch nie so gewaltsam, daß die Arbeit darüber verbrannte. Er ließ ihr und mir Zeit. Dieses geduldige Bemühen entsprang nicht professoraler Pflicht, sondern menschlicher Anteilnahme und persönlichem Verstehen. Dies zu spüren, war ein Glück und eine Ermutigung über die Arbeit hinaus. — — Hier sind auch meine ELTERN zu nennen, die in gleichbleibender Güte und Bereitschaft meinem Treiben in Wald und Zimmer zusahen, meinen Kampf mit dem widerborstigen Stoff innerlich mitfochten. Auch waren meine Hosen nicht immer sauber und ganz, wenn ich heimkehrte, und mein Hunger nicht gering. Habt Dank, Eltern! — — Während ich meine Arbeit sammelte und niederschrieb, amtierten drei Oberförster in Schiers: Herr W. HERMANN, Herr J. HARTMANN und Herr Dr. W. KUHN. Sie alle waren immer gern bereit, mir Auskunft zu geben, wenn ich eine forstliche oder verwaltungstechnische oder statistische Frage hatte. Ich bekam Achtung vor ihrem vielseitigen, strengen, verantwortungsvollen Beruf. Meine beste und dauerndste Hilfe unter dem Forstpersonal war mein Freund, Revierförster HANS WILHELM. Er konnte mir nicht nur die forstlichen Fragen beantworten, sondern kannte als Einheimischer auch die entsprechenden Mundartausdrücke. Und im Notfall hatten wir nicht weit zu suchen. Sein Vater ist einer der ältesten Waldarbeiter und Sennen und steuerte gar manches bei aus seinem langen Waldleben. — — Damit sind wir schon bei ihnen, den Wald- und Fuhrleuten von Schiers und auswärts, die mich in ihre Welt einführten und sie mir erklärten. Ich kann sie nicht namentlich aufzählen, aber von meinem ersten Gewährsmann, dem alten, kranken Briefträger JAKOB DISCH in Fajauna, bis zu meinem Nachbar, dem Fuhrakkordanten CHRISTIAN MEIER, bei allen fand ich immer gute Aufnahme und williges Eingehen auf meine Fragen. Möge dieses Buch, das von ihnen her gewachsen ist, erzählen von ihrer Arbeit und ihrem Leben und so meinen Dank an sie alle enthalten! — — Und wie soll ich Herrn HANS BÖRLIN danken? Er ist mir erschienen wie ein rettender Engel. Meine eigenen Zeichnungen genügten mir nicht, die von zwei Schülern auch nicht. Da übernahm er, trotz schwerer Belastung durch Schule, Kurse und eigenes Schaffen, still und schlicht die zeichnerische Ausstattung des Buches. Mehr brauche ich nicht zu sagen; die Zeichnungen sprechen für sich. — — Mein ganz besonderer Dank gehört auch Herrn Oberförster Dr. CHR. AUER. Gerade zur Zeit, da ich mir zu überlegen anfang, wie ich das immer umfangreichere Manuskript am besten herausgeben könne, fragte er als Redaktor des «Bündnerwald» mich an, ob ich ihm aus meinem Material

nicht einen Beitrag hätte zur Zeitschrift. So fanden wir uns zusammen. Die Schrift erscheint nun als Beiheft des «Bündnerwald»; dafür unterstützte mich Dr. Auer bei der Finanzierung und Herausgabe. Sein munterer, initiativer Wille trug wesentlich zum guten Gelingen bei, und zudem war es eine Freude, mit ihm zusammenzuarbeiten. — Wir wären aber wohl kaum zum Ziele gelangt, wenn nicht Herr Forstinspektor H. JENNY mit seinem gewichtigen Wort für die Arbeit eingetreten wäre. Seine persönliche Anteilnahme und ruhige Zuversicht gaben mir von Anfang an Mut und Vertrauen. — Finanzielle Hilfe erhielten wir von der SELVA und vom Bündnerischen FORSTVEREIN, den gemeinsamen Herausgebern des «Bündnerwald». Weitaus den größten Teil der Kosten übernahm aber die BÜNDNER REGIERUNG (Landeslotteriefonds). Es hat dem Bürger wohlgetan, seine Regierungsräte persönlich kennenzulernen und dabei zu erfahren, wie kulturell aufgeschlossen diese Männer trotz den finanziellen Sorgen des Kantons sind und bleiben. Diese Aufgeschlossenheit und Großzügigkeit kulturellen Werten gegenüber ist eine bündnerische Tradition, an der sich manch reicherer Kanton ein Beispiel nehmen könnte. Die vorliegende Arbeit wurde ferner unterstützt durch die PAPIERFABRIKEN Landquart und die BUCHDRUCKEREI Schiers. So wurde ihre Herausgabe allmählich möglich. Ich danke allen, die dabei geholfen haben.

Basel, im November 1953

Werner Schmitter

Die Photographien in meinem Buche haben folgende Urheber:

Photohaus Mischol, Schiers: Nr. 1, 15, 16, 19, 20, 25

Früheres Photohaus Wenger, Schiers: Nr. 26

Photohaus Meerkämper, Davos: Nr. 4

Ein Bauer in Conters: Nr. 22

Verlags-Druckerei Krebs, Basel (aus dem Buche von Chr. Lorez. «Bauernarbeit im Rheinwald»): Nr. 3, 5, 6

Dr. Chr. Auer, Chur: Nr. 2, 7, 8

Eigenaufnahmen: Nr. 9, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 21, 23, 24, 27, 28, 29, 30

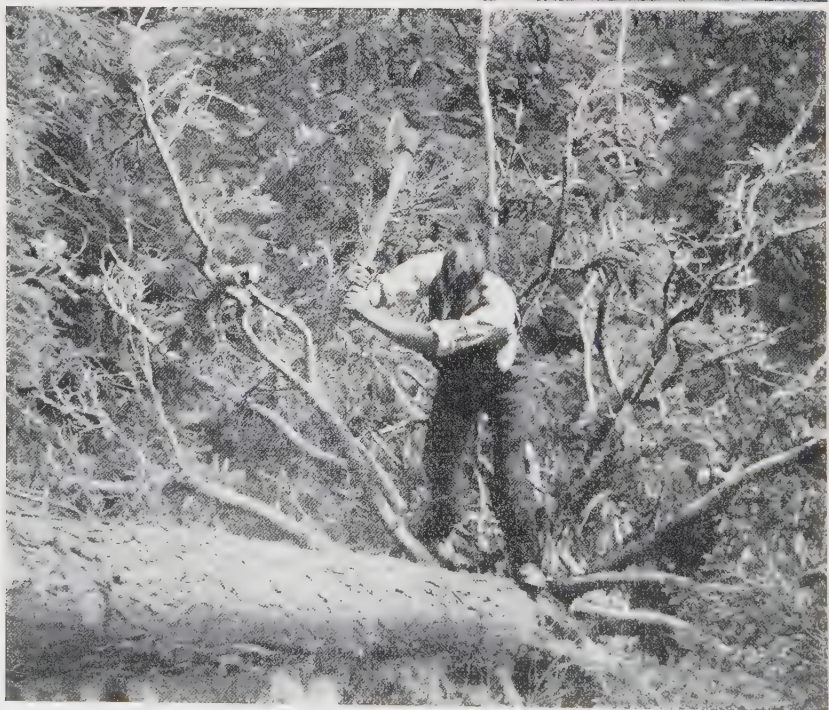


Abb. 2 und Abb. 3: Fällen: Sägen und Treiben

Abb. 4: Die Tanne fällt



Abb. 5: Asten



I. TEIL

Zurüstung des Holzes

1. Vorbedingung und Vorbereitung

Vom wirtschaftlichen, zweckgebundenen Standpunkt aus ist alles, die Waldpflege schlechthin, Vorbereitung zum Schlagen des Holzes; will man dauernd gutes Holz gewinnen, so muß man auch dafür sorgen, daß die Bestände jederzeit gut nachwachsen: man muß den Wald bewirtschaften. Das ist Sache der Forstwirtschaft. Sie ist die wissenschaftliche Seite der Waldarbeit, Vorbedingung der eigentlichen und direkten Waldarbeit, der Arbeit des Arbeiters. Sie soll hier nur gestreift werden.

Für Schiers kommen als Nutzholz praktisch in Betracht: Rottanne (Fichte), Weißtanne und — in weit geringerem Ausmaße — Buche. Die Buche wächst an den untern Hängen des Tals; die Weißtanne mit ihren pfahlartigen Wurzeln gedeiht besonders gut im weicheren feuchten Boden der unteren und mittleren Höhe; die Rottanne mit ihren fächerförmig-flach ausgebreiteten Wurzeln bevorzugt den steinigern trockenen Boden der mittleren und höchsten Lagen. Eine saubere Scheidungslinie zwischen Rot- und Weißtanne gibt es dabei natürlich nicht; sie ist auch aus waldbaulichen Gründen nicht wünschbar und anzustreben. Das lehrte die Erfahrung. Da die Rottanne vom Ertragsstandpunkt aus wertvoller ist, machte man nämlich um die Jahrhundertwende herum Versuche, die Weißtanne herauszuhauen und an ihrer Stelle Rottannen nachzuziehen. Aber bald zeigte sich der Nachteil: Die Rottannen, der ausgleichenden Wirkung der Weißtannen beraubt, wurden stockfaul (Feuchtigkeitsüberschuß!), gewisse Insekten nahmen überhand und wurden zur Waldplage — kurz, man sah ein: Mischung der Bäume dort, wo die verschiedenen Arten von sich aus gedeihen können, ist das Natürliche und somit auf die Dauer auch Wünschenswerte und Zweckmäßige.

So versucht man heute im Waldbau weniger der Natur etwas abzutrotzen, als vielmehr, sie in ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit zu unterstützen. Dies ist möglich besonders bei der Aufforstung, indem man streng darauf achtet, daß nur standortgemäßer Jungwuchs großgezogen wird: man darf z. B. in unserem Gebiet keine Tännlein aus dem Unterlande anpflanzen; sie würden zwar meist schneller wachsen als unser Holz, aber dafür auch schon nach 20—30 Lebensjahren unter der winterlichen Schneelast zusammenbrechen. Es genügt auch nicht, wenn eine Gemeinde zwar einen eigenen Pflanzgarten besitzt, den Samen aber von auswärts — und wenn es von der Nachbargemeinde wäre — bezieht; sie kennt selbst dann die Lebensbedingungen der Bäume, die den Samen lieferten, noch zu ungenau. Es könnte eintreffen, daß der Samen, mit dem man ein sonniges Höhengebiet neu bepflanzen möchte, ausgerechnet einer schattigen Tiefe des Tales entstamme und also eher ungünstige Erbanlagen mit sich brächte. Das anzustrebende Ideal ist, daß jede Gemeinde selbst von Fall zu Fall den Samen sammelt und zwar von den besten Bäumen und aus der nächsten Umgebung des Schlags, der neu aufgeforstet werden soll. Und daß sie dann — in feuchten Gründen z. B. — nicht einfach wieder Rottannen anpflanzt, nur weil schon früher Rottannen dort standen — Rottanne über alles!, selbst an Orten, wo doch Weißtannen viel besser gedeihen müßten. Was nützen Rottannen, deren Qualität auf die Dauer notwendigerweise abnimmt, und die durch ihre Insektenanfälligkeit zudem den übrigen Wald gefährden?¹

Man merzt also heute bewußt grobe und feine Standortfehler aus: man erstrebt eine klassische^{1a} Schönheit des Waldes: Natur und be-

1 Ein arger Baumfeind ist der Borkenkäfer. Tannen, in denen er sich festgesetzt hat — *Chäfertanä* — werden ausnahmslos gefällt und entrindet, ihre Rinde aber, als Trägerin neuer Larven, sofort verbrannt. Dieser Käfer bringt pro Jahr zwei Generationen fertig, im übrigen aber ist er ein Dégadent, dem nur wohl ist in einem kränklichen, sonst schon irgendwie anfälligen Milieu. Zum Glück. So braucht man ihn auch nicht zu fürchten, solange der Wald gesunde, standortgemäße Bäume und das Forstamt wachsame Augen und — nötigenfalls — schnelle Beine besitzt.

1a Als Germanist brauche ich den Begriff «klassisch» im literaturwissenschaftlichen Sinn, nicht im physikalischen, wo er die causal-mechanistische Auffassung bezeichnet, die in der Renaissance entsteht, in der Aufklärung sich durchsetzt und im Denken Darwins und Haeckels ihren Höhepunkt findet, und die gerade durch die neue biologische Betrachtungsweise überwunden wird. Vgl. R. JENNY, Karl Albrecht Kasthofer und seine Alpenreisen durch Graubünden. Chur 1952, S. 14—55. Daß GOETHE'S Grundanschauung dem «Ganzheitsbegriff» und der «Ganzheitsbetrachtung» im modernen biologischen Denken nicht widerspricht, es vielmehr für die Kunst vorwegnimmt (vgl. a. a. O., S. 54), gibt uns die Berechtigung und Freude, einen seiner Kernsätze hier anzuführen.

wußte Ordnung zugleich. «Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben» (Goethe).²

Das Naturentsprechende theoretisch einzusehen, ist einfach; es praktisch zu erreichen, braucht viel geduldige Liebe und Arbeit. Wie zeitraubend und beschwerlich ist nur schon das Sammeln des Samens! Der aufzuforstende Schlag liegt vielleicht mehrere Stunden vom Dorf entfernt; die besten Samenzapfen finden sich in der Krone der Tannen; die schönsten Tannen sind hoch und haben — besonders unten — nur wenige Äste. — — Und dann die Arbeit in der Baumschule, im *Pflanzgaartä!* Schiers hat seinen kleinen dauernden Pflanzgarten in einer geschützten Mulde gerade oberhalb des Dorfes, in der «Patiänjä»; bei einer größeren Aufforstung wird je nach Gelegenheit und Bedarf ein weiterer Pflanzgarten im betreffenden Walde selbst angelegt oder wieder in Stand gesetzt: die Arbeit des Anpflanzens als solche bleibt sich gleich.^{2a} In bequemen zugänglichen Beeten, *Beter*, sät man den Samen reihenweise an. Nach einem Jahr gucken bereits etwa 5 cm hohe Pflänzchen aus dem Erdboden. Ihre Würzelchen sind 1½ bis 2 mal länger. Diese Pflänzchen werden nun mit einem Stechspaten herausgehoben — *mä tuäd schä usserstächä* — und in einem anderen, gelegentlich sogar gedüngten Beet verschult, *verschuälet*, wie der Fachausdruck lautet. Die Pflänzchen werden wieder zeilenweis — Zeilenabstand: ca 15 cm — in die Erde eingelassen, diesmal aber zugleich mit ca je 20 cm Zwischenraum. Nach zwei, drei oder gar erst vier Jahren gräbt man die Bäumlein — sie sind unterdessen 10–30 cm hoch geworden — wieder aus. Diese Tätigkeit geschieht mit Vorteil zu zweit: ein Mann sticht die Bäumlein heraus, der zweite nimmt sie, mit möglichst viel Wurzelerde, *Häard*, dran, gleich von der Schaufel weg und trägt sie in den feuchten Graben am Rand des Gartens. Dort

2 In dieser engen Verquickung von Natur- und Menschenwillen sehe ich das Beglückende und Gesunde der Waldarbeit. Das Miteinander von Naturgesetz und menschlicher Technik ist hier noch ersichtlich und faßbar. Unmittelbar und konkret erlebt man es immer wieder und fühlt sich beruhigt und wohl bei dieser Übereinstimmung, während man sich in einem hämmernden Großbetrieb hänglich fragt, wer da eigentlich unter dem Hammer liege, und einem Goethes Ärger und Trauer über Newtons mechanistische Versuche in den Sinn kommen, wo das Licht (die Natur schlechthin) durch enge Spalten gezwängt, über scharfe Kanten gespannt, gesunden und gequält werde.

Eine sehr schöne, auch für den Laien verständliche und mit Genuß zu lesende Einführung in den Wald, seine Lebensbedingungen und seine Behauung etc. gibt das Büchlein von J. B. BAVIER «Der Wald und wie wir ihn pflegen» (1. Auflage, Aarau, 1930). — Vom gleichen Verfasser stammt auch das prächtige Werk «Schöner Wald in treuer Hand», ein Buch über den Schweizerwald, herausgegeben vom Schweizerischen Forstverein (Sauerländer, Aarau, 1949).

2a Vgl. dazu und zu den forstlichen Arbeiten überhaupt: FR. FANKHAUSER, Leitfaden für Schweiz. Unterförster- und Bannwartkurse. 7. Aufl. von 1938.

legt er sie dicht nebeneinander hin und deckt ihre Wurzeln schnell wieder mit Erde zu; sonst würden die feinen Würzelchen sofort austrocknen und absterben. Einschlagen, *yshlaa*, nennt der Fachausdruck diese Zwischenbehandlung.³ Und nun erst zeigt sich der große Nachteil des Dorfpflanzgartens: der stundenweite Transport der Seglinge in den Wald ist nicht nur mit allerhand äußeren Erschütterungen verbunden, sondern bedeutet auch eine innere Erschütterung, eine gefährliche Störung ihres organischen Wachstums.⁴ Der Transport selbst geschieht gewöhnlich so: man bindet die zarten Pflanzen, deren Würzelchen in feuchtes Moos gebettet und unterwegs nachgefeuchtet werden, in einer kleinen Blase zusammen und trägt die Last auf Schultern und Rücken, die Blahenenden über den Kopf geschlagen, *mä nimit ds Blachi an dü Chopf*; oder man preßt die Pflanzen in einen großen Maltersack und läßt sie sich so auf die Achsel. Im Walde werden sie, soweit sie nicht sofort gesetzt werden können, noch einmal eingeschlagen. Denn bis für jedes einzelne *gloch*et, ein 30—40 cm² großes und ziemlich tiefes Loch ausgehoben ist, verstreicht doch einige Zeit. Man setzt die Bäumlein mit $\frac{1}{2}$ —1 m Abstand voneinander, also ziemlich dicht: sie sollen in die Höhe, nicht in die Breite wachsen; ihre Kronen sollen kräftig emportreiben, die unteren Äste dagegen absterben; wertvoll ist das Stammholz, nicht das Astwerk.

Soviel zum Arbeitsvorgang im einzelnen. Das Ganze aber und seine Problematik möge sich noch einmal widerspiegeln aus ein paar Erinnerungen, wie ein alter Gewährsmann sie mir erzählte:

Als er im Jahre 1904, mit Jungtännlein beladen, einst dem «Suniwald» zuzug, begegnete ihm ein alter Schuderser; dieser meinte: *Äs ischt nümä wiä früüjer . . . daa ischt mä no gä Tanü schwempä und*

3 Bei den Pflanzgärten im Wald ist es oft schwieriger, einen geeigneten, feuchtschattigen Platz dafür zu finden. Dann ist man froh, wenn in der Nähe irgendein zerfallener, halbverfaulter Baumstamm liegt, feucht und nährreich: *mer hend schü de gäärä by rä n aaltü Ronä züüchi ygschlagü*.

4 Der Vorteil, den ein Pflanzgarten im Walde in dieser Beziehung bietet, wird wieder aufgehoben durch seine Nachteile: die Abgelegenheit vom Dorfe erschwert die gründliche Kontrolle und Pflege (Jäten!), die zarten Sprößlinge fallen in hohem Prozentsatz oft dem Wild, oft dem rauheren Klima zum Opfer. Wohl errichtet man Zäune, *tuüd mä züünä* gegen das Wild; doch Schneedruck und grimmer Hunger des Wildes reißt diese Holzzäune immer wieder ein und greift über sie hinweg. Wohl legt man im Herbst *Faarä*, Farnkraut, zwischen die jungen Pflänzlein, damit sie im Frühling nicht in den Boden gedrückt werden und in der nassen Erde ersticken — *mä tuüd schü ybettü, sus sinds de im Früülig rächti Lämpätsch (Lehmklöße) gsi* —: oft ist der Druck doch zu groß, und was der nasse Druck nicht erreicht, gelingt dann vielleicht der trockenen Dürre — *äsiä ischt im Pflanzgaartä ä Hiß gsi, das mä vilä verpääggä* (fast verdorren) *heti chönä*. — Vorteile und Nachteile halten sich ungefähr die Waage.

hauwä, daß ds Vee Wäid überchomi; und hüt muäs mä rä n afä gä setzä! — Dieses Wort weist zurück auf den alten, zähen Kampf des Bauers um genügende Alpweide.⁵ Es zeigt aber auch die frühere Waldverschwendung. Hätte man das Holz wirklich gebraucht, so hätte man die Bäume richtig gefällt und nicht einfach *geschwempt*, d. h. ihnen nicht einfach — gleichsam bei lebendigem Leib — die Rinde ein Stück weit rings herum abgezogen und sie dann ihrem Schicksal überlassen. Dieses «Tannen-schwempen» war bäuerlicher Meuchelmord am Wald.⁶ — In direktem Gegensatz zu solchem Tun, zu solchem Schwenden und Verschenden, steht die bewußte Pflege des Waldes, im besonderen die Aufforstung.

Gern nahm man zur Hilfe beim Säen, Pflanzen und Setzen auch Buben mit in den Wald. Dann mußte der Vorarbeiter aber jeweils gut aufpassen, daß ihm die Knaben nicht zu viele Arvensamen wegaßen. (Bei älteren Leuten kann man für *Aarvü* etwa noch *Aarbü* hören.) Der Kern dieses Samens liegt wie beim Buchnüßlein in einer Schale, ist aber noch viel leckerer: *di Ziärnüßli hend de soo ä würzigä, aangneemä Tanä-guscht*. Diesen Samen galt es zu retten vor der jugendlichen Schnabuliersucht; er war zu kostbar dafür, denn — er kam von Zernez. Das läßt uns aufmerken. Heute betreibt Schiers keinen Pflanzenhandel nach auswärts mehr; es pflanzt und erzieht nur für den Eigenbedarf: Wan-

5 Vgl. hierzu: R. WEISS, «Das Alpwesen Graubündens», Bd. I, S. 180). Die Situation noch zu Ende des 19. Jahrhunderts mag etwa ein Satz aus U. OBRECHT, Über Waldverhältnisse und Holztransport im Prätigau, Jahrb. des SAC 1892/93, S. 91, illustrieren: «Daß man den Weidgang, namentlich den des Großviehes, im Waldgebiet gänzlich verdrängte, wäre schon aus nationalökonomischen Gründen nicht ratsam, indem Weide mehr abwirft als Wald.»

6 Waldmißbrauch im kleinen trieben auch die Söhne dieser Väter, die Hirtenknaben, wenn sie sich — sei es aus Langweile, sei es aus Freude am Basteln — einen *Haarz-schgorz* anfertigten. Sie schnitten irgendwelcher Tanne ein rechteckiges, größeres Stück Rinde heraus, falteten es und nähten es mit Tannenwürzelchen, Gräsern oder Schnüren zu einer Tasche zusammen, in der sie dann das sammengesammelte Harz verstaute oder aber das Salz mittragen zum *miätä* (dem V eh Salz zu lecken geben). — Ein weiterer konkreter Waldmißbrauch — innerhalb der allgemeinen sorglosen Willkürlichkeit — war die Gewinnung von Pottasche. Man hieb der stehenden Tanne ein etwa 30 cm² großes Stück der *Splintä*, ihrer saftigen äußeren Schicht, heraus und zündete sie dann inwendig an. U. OBRECHT, Über Waldverhältnisse und Holztransport im Prätigau, Jahrbuch des SAC 1892/93, S. 91, bemerkt zu diesen Mißbräuchen: «Das Abasten der Waldbäume behufs Streuegewinnung kommt noch hin und wieder vor, doch nicht mehr so oft wie ehemals; auch das Schwämmen (Wegschälen der Rinde), damit die Bäume absterben und Weide wachsen könne, hat merklich abgenommen, und vom Schälen der Stämme zur Harzgewinnung hört man sozusagen gar nichts mehr. Das Abbrennen ganzer Waldstrecken, um Pottasche zu erhalten, was ehemals der Fall war, hat aufgehört. Dagegen brauchen die vielen Schindeldächer eine Unmasse von Holz . . .»

del der Anschauung; die «Standortgemäßheit» ist erstes Gebot geworden.

Daß die Pflanzarbeit nicht unbedingt leichter ist als alle übrige Arbeit im Walde, davon scheint folgender Seufzer eines Arbeiters künden zu wollen:

*Tatsch und Püzoggel, Magäronä,
Schwarzä Ggaffi va dä ganzä Boonä,
Löcher machä und Pflanzä setzä,
Umerlaufä zum värreckä.*

Die Kost ist eintönig und ungefüge, nun ja⁷; aber von der Mahlzeit, oder — noch konkreter — vom Hüttentisch der Waldhütte aus gesehen, erscheint das Pflanzensetzen in den verschiedenen Waldteilen zudem als ein unstetes, mühseliges Umherlaufen. Hinter diesem Vers steht letztlich der geheime Wunsch des Arbeiters nach einem festen Arbeitsplatz, nach bürgerlich-geregeltem, sicherem Leben.

Eine bereits viel direktere Vorbereitung zur eigentlichen Rüstarbeit ist die Auswahl und Kennzeichnung der einzelnen Bäume des geplanten Holzschlages: *ds Böm-zäichnä*. Auch diese Arbeit ist Sache des Försters. Doch nimmt er je nach der Größe des Schlages den Unterförster⁸ und einen oder gar zwei Arbeiter mit sich, die ihm dabei praktisch zur Hand gehen. So wurden, solches Tempo bleibt aber Ausnahme und ist nur möglich bei Abtrieb alter Bäume, im Sommer 1946 in ca 10 Stunden 1600 m³ Holz gezeichnet: Der Förster wies jeweils auf einen Stamm hin: *däär daa!*, der Unterförster trat von der oberen Hangseite an den Stamm heran, legte in ca 1.30 m Höhe — Brusthöhe! — die Kluppe (vgl. Duden, Bilderbuch) an und rief dem Förster den mittleren Durchmesser zu, ein Strichlein ins Notizheft, und

7 Über die Kargheit des waldarbeiterlichen Lebens scheint jener *Gaaltihirt* (Rinderhirt) zu spotten, der während der Abwesenheit der Arbeiter im Tal an die Waldhütte schrieb (ich gebe es in der Dieth'schen Schrift wieder):

*Käis Brood
Käis Schmalz,
Käi Chaas —
An aarmi
Hüttä daas.*

8 Schiers stellte erst im Jahr 1945 einen (eingeborenen) Unterförster an. Die Arbeit, durch die Kriegswirtschaft mächtig vermehrt, wurde zu groß für den Forstverwalter (= technischer Förster, Oberförster) allein. Schiers besitzt 2500 ha Wald, über ein sehr weites, z. T. unwegsames und wildes Gebiet zerstreut. So sind nur 1900 ha richtig bebauter, eigentlicher Nutzwald; die anderen 600 ha entfallen auf Felsen, Rüfen, Töbel, die nicht ordentlich und dauernd bestockt werden können. (Vgl. Abb. 1.)

weiter ging's!⁹ Den Förstern auf dem Fuße aber folgten — Todesengel der Bäume — die beiden Arbeiter mit Beil und Hammer: sie erst machten das Urteil sichtbar und unwiderruflich, «zeichneten» die Bäume, indem sie ihnen am Stock, gewöhnlich an einer Hauptwurzel, eine ungefähr beilbreite Schiefer Rinde und Holz wegschroten und dafür das Hoheitszeichen RGS (Reviergemeinde Schiers) aufhämmer-ten. Ohne diesen *Stock-* oder *Wurzähler* darf kein Baum gefällt werden; er erst verleiht dem Fällen die Rechtmäßigkeit.¹⁰ Damit die Holzfäller den Stockhammer jederzeit — selbst im Winter, wenn Schnee draufliegt — leicht und sicher wiederfinden, macht man die betreffenden Bäume noch mit einem zweiten Zeichen kenntlich: man schlägt ihnen bergseits, in Bruthöhe eine flache Kerbe, ä *Flärä, mä tuäd schä flärä*. Früher wurden die Bäume an diesen Kerben zudem noch fortlaufend numeriert, damit der Holzfäller eine Kontrolle habe und ja keinen Baum übersehe. Im zeitgeizigeren Betrieb von heute erspart man sich bei allgemeinen Schlägen diese Numerierung; man verwendet sie nur noch beim Losholz, wo sie Verwechslungen und Streit zwischen den einzelnen Gantern verhindern muß.

Der oder die Arbeiter, die dem Förster beim Zeichnen eines größeren Schlages helfen, sind gewöhnlich jüngere Gemeinderäte mit eigener Walderfahrung. So behält der Gemeinderat als oberster Auftraggeber immer direkten Einblick in die Verhältnisse. Und das ist wichtig. Denn er ist die Instanz, die in gemeinsamer Sitzung mit dem Förster eines Abends all die Angebote, die auf die amtliche Ausschreibung hin eingelaufen sind, öffnet und prüft und die Arbeit schließlich einem zuverlässigen und zugleich billigen Bewerber in Akkord gibt. Erfüllen zwei Bewerber diese Bedingungen genau gleich gut, so müssen sie untereinander selbst ausmachen, welcher von beiden zurücktreten und welcher den Akkord übernehmen soll. Meistens lassen sie in diesem Fall das Los entscheiden. (Vgl. dazu S. 236.) Ein schriftlicher Vertrag zwischen der Gemeinde und dem Akkordanten regelt dann al-

9 Die Höhe der Bäume braucht nicht mehr gemessen zu werden, da sie für jede einzelne Abteilung des Waldes bereits bei der allgemeinen Bestandesaufnahme, die im Gebirge alle 16—20 Jahre erfolgt, mit dem Christen'schen Höhenmesser ermittelt und ins Taxationsmaß einberechnet wird. Wir gehen auf diese Dinge nicht ein; sie führten uns zu weit auf die rein forstwissenschaftliche Seite der Waldarbeit.

10 So muß sogar in einem großen Schlag der Stock einer Tanne, die ursprünglich nicht gehämmer war und erst zusätzlich gefällt wird (z. B. zum Hüttenbau, oder weil sie Beschädigungen erlitt), nachträglich noch mit dem Gemeindehammer versehen werden; damit ist der Fall amtlich bestätigt und rechtlich erledigt. — Besonders wichtig ist der Hammer beim Losholz, *dä Löößer*. Da wäre die Versuchung besonders groß, neben dem erganteten Baum etwa noch einen zweiten anderen zu schlagen.

les Weitere. So verschieden ein solcher Vertrag je nach Zeit, Ort und Größe des betreffenden Akkordes im einzelnen auch aussieht, gewisse allgemeine Bestimmungen bleiben gleich und kehren in stereotypen Wendungen immer wieder. Ich verzichte jedoch darauf, diese Vorschriften im Wortlaut anzuführen. Wir wollen sie kennen lernen aus der Anschauung, von der Arbeit her.

Bevor diese selbst aber begonnen werden kann, ist noch eine weitere Vorbereitung nötig: der Hüttenbau oder die Hütteneinrichtung — je nachdem, ob in bequemer Nähe des Schlages bereits eine Hütte besteht oder nicht. Auf alle Fälle gehört zu jedem größeren Schlag eine Hütte; ein Holzhau, der sich über mehrere Monate erstrecken soll, braucht ein solches Zentrum, einen solchen Ruhepunkt der Arbeit. Der Hüttenbau wird vom Akkordanten und seinen Leuten selbst ausgeführt — gemäß einem besonderen Vertrag, wenn die Gemeinde wünscht, daß die Hütte über den betreffenden Schlag hinaus erhalten bleiben soll; zu Lasten des Akkordanten und von ihm stillschweigend in sein Akkordangebot eingerechnet, wenn die Hütte nur für seinen eigenen Akkord dienen und nachher wieder abgerissen werden soll. So errichtete z. B. im Jahre 1945 ein Akkordant mit 5 Unterakkordanten und Arbeitern zusammen eine wärschafte Hütte, die 20 Mann fassen konnte, in ungefähr 14 Tagen. Während der ersten Bauzeit fanden sie Unterschlupf in einer etwa $\frac{3}{4}$ Stunden entfernten Militärbaracke, die dann später durch eine andere Akkordgemeinschaft belegt wurde. Die Hütte kam den Akkordanten auf 1164 Fr. zu stehen, d. h. — abgesehen von ein paar Nieten und Schindelnägeln — auf 14 Tage Taglohn für 6 Arbeiter. Denn da braucht es keinen Architekten und kein Baubüro: der Blockhüttenbau ist diesen Leuten, die meistens mit dem Bauerngewerbe oder Alpwesen irgendwie in Berührung stehen, vom Stallbau her vertraut und macht ihnen keine Sorge; das Baumaterial aber ist Holz — möglichst aus dem zu fällenden Bestand selbst — und wird zuletzt, mit dem übrigen Holz, ins Tal geschafft. Da das Hüttenholz also dem Akkordanten nicht abging vom Maß des Akkordes und er es ohnehin hätte fällen und rüsten müssen, kostete ihn die Hütte in Wirklichkeit weit weniger als 1164 Fr., abgesehen von der allgemeinen Arbeitserleichterung bei zusammenliegendem Arbeits- und Unterkunftsort. — Nur höchst selten wird eine Hütte stehen gelassen für späteren Gebrauch, denn nach einem richtigen, großen Akkord geht es doch lange Zeit, bis im gleichen Gebiet wieder Holz gerüstet wird: eine solche Hütte — ohne gemauertes Fundament, eventuell noch in einer feuchten Mulde gelegen (Wasserversorgung im Sommer!), ohne dauernde Kontrolle und Pflege (Schindeln!) — würde bald vermodern und dann nicht einmal mehr als Brennholz verwend-

bar sein. Es gibt, über das ganze Gebiet zerstreut, nur ganz wenige momentan acht — permanente Waldhütten. Sie sind nicht etwa besser gebaut als die übrigen, aber sie liegen gewöhnlich günstiger, und vor allem: sie werden immer wieder benützt, sei es als kurzes Absteigequartier — z. B. der Gemeindearbeiter, oder der Flößer, wenn sie abends unten im Tobel mit ihrem Holz in der Nähe angelangt sind —, sei es als dauernde Operationsbasis — z. B. zum Bau einer anderen Hütte oder zum Rüsten von weitergestreutem Windwurfholz.

Wie verschieden die Anfangssituation jedes Akkordes wieder ist, und wie ein solcher Akkord gewöhnlich doch eine gewisse Zeit braucht, bis er richtig im Schwung ist, mag ein Beispiel aus dem Jahre 1943/44 zeigen. Am 22. November bezogen 8 Mann, darunter in erster Linie die Akkordanten und der Koch, mit Sack und Pack ihr künftiges Waldheim — den Viehstall der Alp Fadur. Dieses Züglern der nötigsten Habe wird umschrieben durch den Ausdruck: *mid der Robi yгаа, robä*. Mitgenommen wurden zunächst: Lebensmittel für eine Woche, Kochgeschirre, ein Heiz- und ein Kochofen, Waldsägen und *di Züfä* (Bündel) der einzelnen Arbeiter. Diese *Robi* wurde auf zwei Leiterwagen verstaут und nach Pusserein gefuhrwerkt, dort umgeladen auf zwei *Meni-schlüttä* (leichte Zugviehschlitten) und von Mann und Roß gemeinsam über die Salginer-Maiensässe nach Fadur hinaufgezogen und -gezerrt. Sein eigenes Werkzeug, Zapin und Beile, trug jedermann selbst. — *D Yrichtig*, die Umwandlung des Viehstalles in eine Winterunterkunft, nahm vier Tage in Anspruch; bis es so weit war, schlief man im Schlafrum des Alppersonals, im *Ligg-gmach* der Alp. Zuerst wurden der Kochherd (Unterlager aus Holz und Stein, Aufsetzen der zweilöcherigen Herdplatte) und der Heizofen (Auslegen der Wände eines alten Teerfasses mit Steinen und Lehm, Durchstoßen des Ofenrohres zum hinteren Stallfenster hinaus und Abdichtung desselben) betriebsfertig gemacht, dann das *Ligg-gmach* in Stand gesetzt (Aufrichtung 80 cm hoher Wände aus dünnen Stämmchen zu beiden Seiten des Stallganges; Aufschütten von Riedgras, das man aus den etwa 20 Minuten tiefer gelegenen Maiensässen herauftrug), und zuletzt der Raum noch nach allen Seiten hin abgedichtet: gegen oben durch *Palunggä*, eine Decke aus lauter halbierten dünnen Stämmchen, die eng aneinander angeschlossen werden; an den Seiten, indem man die Klaffen der (Rundholz-)Wände mit Leisten und Moos ausstopfte — *mä hed vermiüset* — und an der Stalltüre, indem man ihre Öffnung vergergte.¹¹ Nach drei Tagen schafften nur noch drei Arbeiter am Aus-

¹¹ Ganz entsprechend wurde später noch ein zweiter Stallraum nebenan eingerichtet denn an diesem großen Akkord waren im ganzen zwei Parteien beteiligt, indem die beiden Hauptakkordanten einen Teil weitergegeben hatten an zwei Unterakkordanten und dann beide Parteien einen eigenen Haushalt führten.

bau der Hütte — sie zimmerten einen wärschaften Tisch und Bänke. renkten da und dort noch etwas ein und sorgten für Brennholz — während die anderen fünf bereits mit der eigentlichen Waldarbeit begannen. Und schon am nächsten Tag rückten alle aus, abgesehen vom Koch, der die Hütte noch vollends wohnlich machte (Wandtable und Kästchen für Lebensmittel, Hängevorrichtungen zum Aufhängen oder Trocknen der Kleider, Holzspalten, Kochen). Nach einer Woche steigerte sich dann die Arbeiterzahl allmählich auf 12, 16, 19 und — beide Partien zusammengerechnet — schließlich auf 40—50 Mann. Damit war der Betrieb im Schwung.

So etwa, mit tausend kleinen Varianten von Fall zu Fall, beginnt der Akkord allgemein; sehen wir nun zu, wie er sich vollstreckt, als Arbeit und im einzelnen.

2. Fällen

Man darf wohl sagen: Das Fällen ist die vornehmste Arbeit des Holzrüstens. Denn es ist nicht nur Arbeit, mühselig und schwer, sondern zugleich Kampf, Spannung und Sieg, gleichsam ein ehrenvoll-ritterliches Ringen zwischen Mann und Baum, das erhebt und stärkt, wogegen alle spätere Arbeit wie Knappenarbeit am Besiegten erscheint. Es bleibt deshalb gewöhnlich den erfahrensten und besten Arbeitern des Schlages und dem Akkordanten selbst vorbehalten.¹² Die ganze Arbeit — das Fällen, Asten, Sägen, Entrinden und Riesen — wird nämlich auf verschiedene Arbeitsgruppen verteilt. Doch ist diese Einteilung nicht starr, besonders in kleineren Akkorden nicht; wesentlich ist, daß die einzelnen Arbeiten einigermaßen Schritt halten miteinander und die Gesamtbewegung der Arbeit auf der ganzen Breite des Schlages von oben nach unten verläuft. Die Zweiergruppen der Fällenden aber sind die Spitzen, die Pioniere der Gesamtbewegung.

Das erste, was die Fäller machen, wenn sie an eine gezeichnete Tanne herantreten, ist eine grundsätzliche Überlegung: *Zerscht luäget mä, uf weli Sytä dasch hy wil . . . und dernaa, uf weli Sytä dasch hy söl*. Fast jede Tanne hat eine gewisse Tendenz nach einer bestimmten Richtung, eine leichte Schlagseite, sogar die gradstehenden: *Schi züü-*

12 Sind mehrere Akkordanten im gleichen Akkord, so verteilen sie sich natürlich auf die verschiedenen Arbeitsgebiete — stille Aufseher und Anreger der Arbeit. Der wirkliche Akkordant ist ja nicht nur ein guter Rechner und Organisator — man denke an den Hüttenbau —, sondern auch der beste Arbeiter, der den anderen etwas vormachen und sie zu erhöhter Leistung mitreißen kann, er ist im eigentlichen Sinne des Wortes: *Primus inter pares*.

chend gäärä-n-uf aabwärts, d. h. ihre Äste ziehen durchschnittlich eher hangabwärts. Diesem «Willen» der Tanne gegenüber erhebt nun ihr «Soll», der menschliche Wille, seinen Anspruch: 1. Die fallende Tanne soll möglichst wenig anderes, stehendes Holz beschädigen, und 2. sie soll so zu liegen kommen, daß alle spätere Arbeit tunlichst erleichtert wird. Die erste Forderung steht sogar schwarz auf weiß im schriftlichen Vertrag des Akkordanten. — Die Kunst des Fällens besteht also nicht darin, einen Baum überhaupt umzulegen, ohne dabei selber ums Leben zu kommen, sondern darin, daß man einen Baum genau dorthin zu Boden bringt, wo man ihn haben will. Wie wird das erreicht?

Der Fäller stellt sich mit dem Rücken dicht an den Stamm des Baumes, und zwar so, daß er selbst genau in der gewünschten Fallrichtung gradaus schaut. Zur Kontrolle, daß er nicht etwa verdreht dastehe, neigt er den Kopf hintenüber, blickt zum Wipfel empor, senkt den Kopf wieder und zieht so mit seinen Augen die direkte Falllinie. Genau in dieser Richtung wird der Stamm nun angeschrotet, *machet mä der Schrood, tuäd mä yschrootä*.¹³ Zuerst sägt man einmal etwa 10—20 cm waagrecht hinein. Bevor man aufhört mit Sägen, kontrolliert man nochmals die Richtung: man hockt sich, mit dem Rücken an die Tanne anlehnend, nieder und greift, bei gestreckten Armen, beidseitig des Körpers an die Säge: diese soll rechtwinklig zur Blick-, d. h. Fallrichtung stehen. Zeigt der Schnitt noch nicht in der gewünschten Richtung, so wird entsprechend korrigiert; man sägt auf der einen Seite noch tiefer hinein, während man auf der anderen einfach *uf dem Saag blybt*. Erst wenn der Schnitt so in Ordnung ist, wird die Säge herausgezogen und zur Axt gegriffen.¹⁴ Zum Fällen speziell verwendet man im ganzen lieber die gewöhnliche Axt mit ihrer schmalen und ziemlich geraden Schneide als das halbmondförmige, breite Waldbeil.

— Und nun beginnt die für den Zuschauer fast schönste Partie des Fällens: in ruhigem Zweitakt, mit federnden Schlägen schroten die beiden Fäller den Schrot heraus — nicht so expressiv-bullenmäßig wie Hodlers Holzfäller, aber doch voll verhaltener, sich lösender, treffender Kraft; ob stehend, ob kniend: männlich und schön. — Dabei darf man aber nicht weiter hineinschroten als bis zur Sägelinie, sonst wird ja die Fallrichtung verändert; umgekehrt muß man aber ganz genau so

13 In Seewis hörte ich dafür neben der *Schroot machä* auch *chlawfnä*; in Schiers bedeutet dieser Ausdruck etwas viel Spezielleres (vgl. S. 45/46).

14 Macht man den Schrot direkt mit der Axt, so vergewissert man sich über die Fallrichtung, indem man die Axt mit der Spitze voran rechtwinklig und genau in den Schrot stößt: der Stiel zeigt dann die Richtung an. Diese Kontrolle — sie wurde mir von meinem Seewiser Gewährsmann erzählt — läßt sich natürlich auch beim gesägten Schrot zuletzt noch durchführen.

tief herauschroten, als man hineingesägt hat, sonst täuscht man sich dann später über die wirkliche Tiefe. Erst wenn in sauberer Kerbung die innere Schnittlinie erreicht ist, kann man in der Mitte noch etwas tiefer hineinschroten und so indirekt die Seitenwände des Stammes, die den Baum ja bis zuletzt in der rechten Richtung halten müssen, verbreitern und damit stärken. Unbedingt nötig ist dies gewöhnlich nicht, doch im allgemeinen ratsam; schwächen kann man die Seitenwände immer noch, stärken dagegen nicht.¹⁵

Ist der Schrot fertig, beginnt die Arbeit auf der Gegenseite des Stammes: *mü machet der (Stock)-Saag*. Die Säge wird so angesetzt, daß sie, in streng horizontalem Schnitt, genau gegen die obere Kante des Schrotes hin vorrückt. Anders ausgedrückt: die eigentliche Schnittfläche soll gerade um den Schrot höher liegen als die Schnittfläche des Schrotes (vgl. Fig. 1 und Abb. 2). Damit wird der Hauptzweck des Schrotes deutlich: er ist der willkürliche Drehpunkt; über seine innere Schnittlinie soll sich der fallende Baum abrollen. Da der Schrot ein künstliches Drehmoment bewirkt, wird seine Größe einmal bestimmt durch die Stärke des natürlichen Drehmoments, das er zu überwinden hat: bei gradstehenden, mittelgroßen Tannen genügt ein kleiner Schrot; in allen anderen Fällen — z. B. starke Hängelage, Fällen in Gegenrichtung, sehr schwere Tanne — muß man ihn entsprechend vertiefen. Die Größe des Schrotes wechselt aber auch aus einem wirtschaftlichen Grund: Die Bäume sollen möglichst weit unten abgesägt werden, *ds Holz müäs mü am Bodä suächä*. Der Schrot betrifft zwar immer nur den Teil des Stammes, der im Walde zurückgelassen wird, den Wurzelstock, *der Schrood blybt im Waald*; an einem Abhang aber ragt der Stock der Bäume gewöhnlich nur auf der unteren Seite aus dem Erdboden hervor, während auf der oberen Seite gleich der Stamm, das eigentliche Nutzholz beginnt. Wenn man also einen Baum aufwärts fällen muß, bringt man den Schrot unwillkürlich bereits im Nutzholz an; er soll deshalb möglichst klein sein, oft genügen schon 5 cm Höhe. Beim Abwärtsfällen hingegen betrifft der Schrot kein Nutzholz; er darf ruhig 10—15 cm hoch sein: *das gid än hööchhaftä Schrood*.

Zwischen *Schrood* und *Saag* — beidseitig des Stammes, und immer schmaler werdend, je weiter der Saag vordringt — verlaufen, in vertikaler Richtung, *di Bender* der Tanne. Das Wort meint aber nicht das ganze Holzstück, das noch intakt geblieben ist zwischen den beiden Einschnitten, sondern nur dessen Außenseiten, die lebenden Fasern und Windungen der äußeren Schicht. Sie sind es ja in erster Li-

15 Mein Klosterser Gewährsmann betonte es auf alle Fälle sehr: *Der Schrood soll hoolä* (konkav) *sy; wen är puggel* (konvex) *ischt, gäid di Tanä hy, waa-sch wil*.

nie, die den Baum nicht seitlich fallen lassen, sondern ihn — in gegenseitigem Neid nach rechts und nach links ziehend — im Gleichgewicht halten, bis er, freiwillig oder von hinten getrieben, über den Schrot nach vorn fällt. Es ist also wichtig, daß die beiden Bänder immer gleich breit sind im Verhältnis zueinander, d. h. nur gleichmäßig abnehmen. Drum müssen die beiden Säger gut zusammenarbeiten und sich, besonders gegen Schluß, von Zeit zu Zeit vergewissern, wie es auf der Seite des andern aussieht. Dies geschieht selten durch persönliche Augenscheinnahme; zwischen erfahrenen und gegenseitig eingespielten Waldleuten genügt der mündliche Verkehr: «*Wiävel (wieviel) hescht noch?*» — «*Jaa . . . soo ütä zechä Santimeeter!*» — «*Sä laa my noch äs migäli füür!*» (ein bißchen voraus[-sägen]).

Schrot und Bänder ergänzen sich; der beste Schrot nützt wenig, wenn den Bändern nicht ebenso sorgfältig Rechnung getragen wird. So muß man z. B. einer nach links hängenden Tanne, die aber gradaus gefällt werden soll, nicht nur den Schrot gradaus machen, sondern auch das Band auf der rechten Seite entsprechend breiter lassen als auf der linken, denn die Tanne tendiert auf die Seite, welche die stärkeren Bänder hat, *schil laad schil la wyschü* (weisen) *dür di Bender* (vgl. Abb. 2).¹⁶

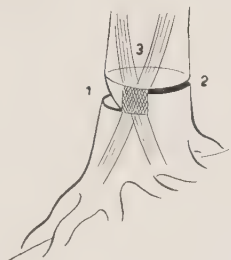


Fig. 1: 1 Schrot, 2 Saag, 3 Bänder

Dabei gilt es ein Weiteres zu beachten: die Bänder verlaufen nur in den wenigsten Fällen genau vertikal, in einer schönen Geraden, sondern sie winden sich meistens mehr oder weniger nach links oder nach rechts herum, je nachdem wie die Tanne als Ganzes sich dreht. Die schlimmsten Tannen dieser Art schrauben sich förmlich nach oben: das sind dann *derä verdreetä, aabhölzigä Hünd*.¹⁷ Man muß also achten, geben nicht nur auf die Breite der Bänder, sondern auch auf ihren Gang, darauf, *wiä-sch gaand*, man muß die absolute Breite des Bandes

16 Diese bewußte Verbreiterung oder Verschmälerung des Bandes auf der einen Seite braucht man nicht erst beim Saag zu machen; man kann sie vorsichtshalber und für alle Fälle bereits beim Schroten anbringen. Mein Jenazer Gewährsmann nannte dies: *mä tuäd verstelä*. Der Schrot wird auf der Hängeseite der Tanne seitlich einfach noch tiefer hineingesägt, aber nicht mehr tiefer herausgehauen, d. h. man schwächt das Band gleich von Anfang an, indem man es ein Stück weit absägt.

17 Im Militärdienst hörte ich von einem *Fürschlösser* (Bewohner der Gegend außerhalb des «Schlosses», der Klus) dafür die etwas weniger affektgeladene Benennung: *ä Schlangä-tanä*. Im Prätigau versteht man unter Schlangentannen etwas anderes: eine morphologische Spielart der Fichte: eine Fichte mit sehr magerer Verzweigung der Äste und besonders der Zweige.

entsprechend relativieren. Wenn z. B. eine Tanne «rechts herum geht», so laufen für den Mann, der den Schrot zu seiner Linken hat, die Bänder von der unteren Kante des Schrots direkt gegen den Saag hinauf, für den Mann dagegen, der den Schrot zu seiner Rechten hat, schlüpfen die Bänder auf ihrem Weg nach der oberen Kante des Schrotes gleichsam noch unter dem bedrohlichen Saag durch, d. h.: auf der Seite des ersten Mannes stößt die Säge früher auf Fasern, die durch den Schrot bereits durchschnitten sind; der Stamm würde also auf dieser Seite schneller brechen und, statt gradaus, mehr nach links hinüber fallen (vgl. Fig. 1). Drum muß unser erster Mann im Vergleich zum zweiten bewußt zurückhalten mit Sägen. — Ebenso zurückhalten muß man, wenn das Band etwa in einer Hauptwurzel ausendet. Diese *Wurzä-bender* sind im allgemeinen weniger widerstandsfähig als die gewöhnlichen: *shi tüänd gäärä-n-uusleerä; äs hed äsiä grooß Schälperä* (Schiefern) *usgrupft, us dem Bodän uußer*.

Aber selbst der beste Schrot und die geschickteste Ausnützung der Bänder würden einen Baum oft nicht in einer bestimmten Richtung zu Boden bringen, wenn nicht noch ein Drittes sie kräftig unterstützte: Keile verschiedener Größe, von der *Bissä* bis zum *Schäidwegg* (vgl. Fig. 2).

Die Bisse ist der kleinste Keil, der zur Verwendung kommt. Sie ist aus Eisen, ungefähr 10 cm lang, 7 cm breit und hinten ca 1 cm dick; doch variieren diese Zahlen natürlich, oft sieht man beinahe quadratische Formen. Hinten in der Mitte hat jede gute Bisse ein Querloch; durch dieses Loch verbindet man mit einer Schnur jeweils zwei Bissen locker miteinander. Der Vorteil dabei ist: man hat — eine allein richtet gewöhnlich ja doch zu wenig aus — immer gleich zwei Bissen zur Hand; ferner: man hängt sie bei jedem Platzwechsel einfach über die Achsel oder an einen Finger und trägt sie auf diese Art leicht mit sich; und vor allem: man verliert sie weniger. Schon ihr Ton, wenn sie gegen einander schlagen, stumpf und klanglos *Gäiß-schülä* sagte ihnen deshalb einer gelegentlich —, verrät sie dem aufmerksamen Ohr. Dann aber verfängt sich auch die Schnur sofort irgendwo, wenn sie einen Steilhang hinabrutschen oder sich sonst irgendwie drücken möchten. Dies ist besonders wichtig beim Zersägen der gefällten Tanne, wo man oft mitten in einem wilden Durcheinander von herumliegenden Ästen arbeiten muß. Noch leichter wiederzufinden sind die Bissen, wenn man an ihrer Schnur gar sein farbiges Taschentuch befestigt, wie zwei Arbeiter jeweils zu tun pflegten — *ooni Schnuuz-needli hetti diä scho mengsmaal verloorä*.

Das nächstgrößere Kaliber unter den Keilen ist der *Wegg*, sei es nun der eiserne *Ysäwegg* oder der hölzerne *Holzwegg*. Doch wird unter *Wegg* allein gewöhnlich der hölzerne *Wegg* verstanden, da die-

ser — mindestens im Walde — viel gebräuchlicher ist. Man stutzt sich diese Keile selbst zu: wenn's nottut, gerade beim Fällen und aus dem nächstbesten starken Ast, sonst aber möglichst am Feierabend und vielleicht gar aus einem tüchtigen Buchensparren, den man irgendwo einmal aufgelesen und als *Weggähholz* in die Hütte mitgenommen hat, oder aus einem zerbrochenen Zapinstiel, der als guter Buchenwegg sein Zerbrechen, zum Teil wenigstens, wieder sühnen soll. — — Der *Ysäwegg* (in Seewis oft *Ysäbissä* genannt) wäre zwar vielleicht widerstandsfähiger, aber er ist unbequem erstens wegen seines Gewichts — *schl weerend unkämoodi zum albig nachirobä* — und zweitens, weil man mit der Axt oder mit dem Beil nicht auf dieses starke Eisen schlagen darf und also zu allem anderen Werkzeug hinzu immer noch einen schweren Schlegel mith herumtragen muß. Über seine weiteren Nachteile und über die Verwendung der verschiedenen Weggen beim Holzspalten (vgl. S. 243).

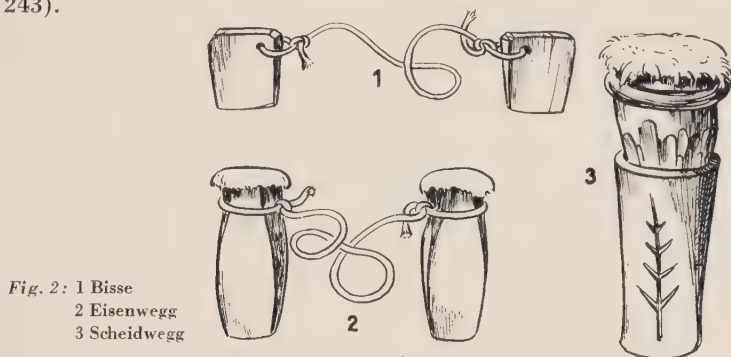


Fig. 2: 1 Bisse
2 Eisenwegg
3 Scheidwegg

Die Vorteile von Holz- und Eisenwegg zugleich besitzt der *Schäidwegg* (in Seewis meistens *Spaltbissä* genannt): eine volleiserne, etwa 18 cm lange Schneidespitze weitet sich gegen oben zu einem festwandigen, ungefähr 5 cm hohen Gefäß, in das ein starker Holzpfpfen von ca 20 cm Länge genau eingepaßt wird.¹⁸ Damit

18 Spezielle Namen für die einzelnen Teile gibt es nicht. Der Holzpfpfen wird gewöhnlich als *Schäidweggähholz* umschrieben. Auf meine Frage, wie man denn den hohlen Eisenteil nenne, erhielt ich zur Antwort: *Mä wurti mä denk ütä Huus sägä* (entsprechend dem «Haus» der Axt). Der Fall ist typisch: der Scheidwegg ist, wie die neuesten Sägenmodelle, eine technisch-rationelle vervollkommnung älterer Werkzeuge; er ist von außen her, sozusagen als fertiges Fabrikprodukt übernommen worden und besitzt deshalb weder im ganzen noch im einzelnen bodenständige Namen. Will man ihn genauer benennen, so muß man die Namen bei anderen Werkzeugen entlehnen. So ist z. B. auch das Wort der *Tüll*. das mein Klosterser Gewährsmann für den Holzpfpfen des Scheidweggs verwendete, eigentlich der Name für den Holzpfpfen des *Tüll-ysä*, des alten Stemmeisens.

der Pfropfen durch die Schläge, die er empfängt, nicht einfach auseinander getrieben wird und zerspellt, wird ihm oben ein kräftiger Eisenring von ca 6.5 cm Durchmesser angezwängt. Der Pfropfen muß gerade so dick sein, daß der Ring einerseits nicht einfach leicht und schnell nach unten rutscht — sonst nützt der Ring nichts —, andererseits aber auch nicht stecken bleibt — sonst bläht sich der Pfropfen unterhalb des Ringes auf und zerplatzt schließlich —: langsam, zäh, höchst ungern und von Schlag zu Schlag genötigt nur soll der Ring seine Höhenlage preisgeben. Man macht den Pfropfen anfänglich also lieber etwas zu dick; abnehmen davon, *abbätschgä* kann man immer noch. Mit jedem Schlag auf den Scheidwegg wird nun das Holz oberhalb des Ringes breitgequetscht und allmählich auf allen Seiten über den Ring herabgetrieben, diesen selbst vorwärtsstoßend. So bekommt der Scheidwegg mit der Zeit etwas Rübezahllartiges, eine struppig-zerzaute Wildheit; oder er erinnert in seiner trotigen Kraft an alte Römerköpfe: kurz, aber breit und dicht wirbelt sich das Haupthaar über den eisernen Stirnreif herab. Die Mähne des Scheidweggs darf nie lang werden, sonst wird sie zugleich weich und federt die Schläge der Axt ab: man muß sie gelegentlich zurückstutzen: *Wen der Baart z groß ischt, züüchts äifach nümä guät; den tuäd mä nü haald aabbaartä.* — — Das Holz des Pfropfens soll gleich hart sein wie das des gewöhnlichen Weggs. Mit Vorliebe verwendet man für beide *äs buächis Stammhölzli*, d. h. das Stammholz einer jungen, niedrigen, buschigen Buche, die an irgendeiner auf die Dauer unmöglichen Stelle wächst und die man ohne Gewissensbisse schlagen darf. Dieses Stammholz ist bedeutend härter als das Holz der ausgewachsenen Buche, das zu leicht spaltet. Es wird noch härter, wenn man es *bickt*, d. h. es in der Rinde trocknen läßt, die Rinde aber stellenweise kerbt, so daß es immerhin Luft genug hat, um nicht zu ersticken. — Noch beliebter ist das Stammhölzlein *va mä jungän Esch*, aber Eschen sind rarer und werden doch eher zu Werkzeugstielen verarbeitet. Besonders gute Erfahrungen machte ein Gewährsmann einmal *mid ärä Wyßdöörä*: der kräftige Stock dieses Strauches hielt sich als Scheidweggpfpfen unglaublich lange, *düür hed käi Tood y gha.* — Auch das Birkenholz bewährt sich sehr gut als Scheidweggenholz. Es ist zwar gar nicht hart, aber elastisch-zäh und fast nicht zu brechen. Es wird deshalb auch gerne verwendet zu *Menilattä*, zu Zugviehdeichseln: *ä düni birchäni Menilattä laat schi la peuggü wän ä Chemä* (hölzerner Halsreif des Jungviehs), *vor asch bricht.* — Das allerhärteste Holz unserer Gegend würde die Eibe liefern; aber es ist bereits zu hart, es zerspritzt einfach: *ds her-tischt Holz hetti der Yb, aber äs ischt sprützigis wiü Chachlä* (Tongeschirr).

Alle diese Keile sind zwar in jedem größeren Schlage vorhanden:

ständige Begleiter des Fällers jedoch sind einzig die Bissen, während die übrigen meistens einfach in der Waldhütte bereit liegen. Denn wenn die Fäller am Morgen oder Mittag zur Arbeit aufbrechen, wissen sie gewöhnlich bereits, welche Bäume ihrer harren und ob sie die schweren Keile dafür benötigen werden oder nicht. Bei einem solchen Entscheid, man wolle für diesmal die Eisen- oder Scheidweggen in der Hütte lassen, heißt es dann etwa: *Ää-bä, diä dußnä über ds Egg aab schenkend* (ersparen uns viel Arbeit), *diä gaand guät*. Nötigenfalls hat man ja bald irgendeinen Holzweggen zurechtgestußt.

Die Keile kommen zur Anwendung, wenn die Tanne nicht nach vorn, in Richtung des Schrotes «zieht», sondern zurücklehnt. *zugghocket, uf d Saagä hocket, chlempä* oder *zwenggä tuäd* (vgl. Abb. 3).¹⁹ Sie erfüllen also zwei Aufgaben zugleich: sie befreien die Säge vom Druck, ermöglichen überhaupt oft erst das Sägen, und sie «treiben» die Tanne in der gewünschten Richtung, nach vorn. Für die erste Funktion genügen gewöhnlich die Bissen — *i glaubä, mär sottend noch äs bitschi bißnä . . . schi faad widerm aa chlempä*: für die zweite aber, die meistens nur eine Steigerung und Fortsetzung der ersten ist, sind sie zu dünn, da braucht es das gröbere Geschütz der Weggen — *mär müäs-send gwüß trybä; diä ischt z uusicheri dasch gangi* (und nicht etwa «komme», d. h. zurückfalle) . . . *waa ischt der Schädwegg?*

So, von allen vier Seiten nach der gleichen Richtung beeinflußt, bleibt der Tanne schließlich nichts übrig als nachzugeben. Vorn der Schrot, gefährlich und tief; zu beiden Seiten die Bänder, wachsam und abweisend; hinten die Keile, treibend und drängend, und im Innern die Säge, heißend-reißend: die Tanne erschrickt, ein Schauer erfaßt sie, durch Mark und Bein dringt die Gewißheit: Sterben! Der Tod ist kurz. Manche sinken ruhig und stumm, mit verhaltenem Schmerz; manche ächzen und knirschen und ringen sich nur mit Mühe los; und manche trotzen dem Tod und wollen nicht sterben: kämpfend bis zuletzt, brechen sie plötzlich, dumpf krachend oder mit grellem Schrei.

Die Fäller haben im letzten Moment die Säge herausgezogen und sind ein wenig zur Seite gewichen. (Vgl. Abb. 4). Da gibt's kein langes Sinnieren und Staunen; Gewohnheit kennt weder Wunder noch Fragen. Einsilbige Kommentare nur stellen das Nötige fest. Schlägt eine Tanne besonders hart auf: *diä stüäd ämaal nümä-n-uuf*, handelt es sich zudem noch um eine schlechte Tanne: *um diä is's ämaal käi Schaad*, war das Fällen besonders mühsam: *um düür Chogä is's mär glych*, rutscht die Tanne noch ein Stück weiter und hält dann in einer günstigen Lage: *wol, soo is's rächt etc.*

19 In Furna ist *zwänggä* der bodenständige Ausdruck für das Zwängen der Säge; *chlempä* komme erst in letzter Zeit auf.

Ein prüfender Blick wird gewöhnlich dem Stock geschenkt. Es nimmt einen doch wunder, was für Arbeitszeichen man im Walde zurüchkläßt. *Wol, där tarf mä gsee; aab dem bruuchä-mer nisch nüüd z schemä*, heißt es dann etwa, wenn der Saag gut geraten, d. h. hübsch grad ist. Das ist keine Selbstverständlichkeit²⁰; man denke nur an die verschrobenen Stellungen, in denen man meistens sägen muß, und an die optischen Täuschungen, denen man erliegen kann bei unregelmäßigen oder schiefstehenden Bäumen. So kommt es denn gelegentlich vor, daß die beiden Säger die Sägenenden zu stark nach oben ziehen und dadurch auf dem Stock eine konkave Schnittfläche bewirken, *äs Fläisch-täler*, wie ein einzelner Arbeiter das nannte. — Häufiger ist freilich, daß die Sägenenden nach unten gezogen werden, da die Säge meistens oberhalb der bequemen Armhöhe liegt, bei steilen Hängen sogar oft über Kopfhöhe; da hängt man sich unwillkürlich etwas an die Säge. Für die so entstandene leicht konvexe Schnittfläche des Stockes habe ich aber nie einen besonderen Namen gehört; sie ist wohl zu selbstverständlich und gehört einfach zum Saag. — Ungenauer gesägt wird auch gern, *we mä d Saagä füürrichtä müüs*, d. h. wenn man nicht mehr vor der Säge stehen und in Richtung auf sich selbst sägen kann, sondern sich hinter die Säge stellen und von sich weg sägen muß. Dies ist nötig z. B. beim Aufwärtsfällen in steilem Gelände. Oberhalb der Säge kauern und gegen sich selbst sägend, würde man ständig riskieren, das Gleichgewicht zu verlieren und sich über die Säge hinaus nach unten zu überschlagen. Dieses «Vorausrichten» der Säge wird aber möglichst vermieden; es geht einem allgemein gegen Hand und Gewohnheit, man ist weiter weg von der Sägestelle, man hat nicht das gleich feine Gefühl für die Richtung der Säge — kurz, man sägt hierbei doppelt gerne zu hoch oder zu tief. Das ist aber sehr verpönt, denn schräge Stammenden, die durch schiefes Sägen entstehen, sind allgemein bekannt unter dem Spottnamen *ä Schnöözpffyfä* (vgl. dazu Anm. 140). Doch läßt sich hier oft noch etwas nachbessern beim Absägen des Strahls.

Das ist nämlich die erste Arbeit nach dem Fall der Tanne und gehört noch unmittelbar zum Fällen. Der *Streel* ist das Verbindungsstück zwischen Schrot und Saag, auf welchem die Tanne bis zuletzt aufruhete und das sie bei ihrem Fall aus dem Stock heraus mit sich riß (vgl. Fig. 3). Je nach der Breite und Zähigkeit dieses Stückes, das sie durch ihr eigenes Übergewicht brechen muß, knackt, ächzt.

20 So mißriet, wie mir in Klosters erzählt wurde, einigen Fällern der Saag einst so gründlich, daß sie nachher auf dem Stock ein Feuer anzünden mußten, um das Schandmal ihrer schlechten Arbeit zu vertilgen, und in Schiers entzog man einen solchen miserabeln Stock den Blicken, indem man einige Äste darauf warf.

kracht oder schreit die Tanne bei ihrem Fall. Selbst wenn sie nur noch ein schmales Stück zu brechen hat, ist dieses Brechen doch weniger einfach ein Brechen in sauberem Bruch, als vielmehr ein Sichlosreißen, ein gewaltsames Herausreißen der Fasern, der letzten Verbindungen mit dem heimatlichen Stock. Darum besteht der Strähl immer aus spitzig-scharfen, zerfransten Holzschiefern, die wie die Stacheln eines Igels — oder eben — wie Zähne eines unregelmäßigen Strähls (= Haarkamm) aus dem Stamm vorstarren. Eine andere Assoziation halten die Inner-Prätigauer fest: das Wort Strähl ist bei ihnen zwar auch schon eingedrungen, doch brauchen sie dafür noch häufiger ihren älteren Ausdruck *der Gyr*. Tatsächlich kann einen die Reihe zackig-breiter Fasernbündel des Strähls an den ausgespannten *Fükt* (Flügel) des Raubvogels erinnern. — Wie dem auch sei, zuerst nach dem Sturz der Tanne wird dieses Stück abgesägt: der Vorder-Prätigauer *tuäd schü (aab)streelä*, der Hinter-Prätigauer *(aab)gyrä*.



Fig. 3: Strähl (1)

Früher schloß man das Fällen wohl damit ab, daß man auf dem Stock ein Kreuz einkerbte. Ich habe zwar im Prätigau noch nie solche Stockkreuze gesehen, aber ich weiß, daß sie z. B. um den Napf herum noch im Gebrauch sind, und ein alter Waldarbeiter, der im Jahre 1903 in Davos Knecht war, erzählte mir, wie sein damaliger Meister, Chr. Ambühl, Bauer und Hausmetzger, wenn sie eine Tanne gefällt hätten, mit der Axt ein Kreuz in den Stock geschlagen habe. In vier Streichen habe er es fertig gebracht, sauber und klar. Das sei eine Kunst: wahrscheinlich habe er sich den sicheren Hieb beim Schlachten angewöhnt. — Wir sehen die Entwicklung: ursprünglich war das Kreuz auf dem Stock christlich-katholisches Abwehrmittel gegen Dämonen (vgl. das Absägen des Sessels, S. 45), dann sank es zur Kunstübung herab (vgl. etwa das Schlagen des *Paluägs* in 5 oder 3 Streichen, S. 198), und schließlich wurde es ganz verdrängt durch das rationale Akkordwesen.^{20a}

Damit haben wir nun den allgemeinen, durchschnittlichen, normalen Verlauf des Fällens kennengelernt. Dieses Bild muß ergänzt wer-

20a Ein weiterer Beleg für diese Stockkreuze findet sich in: Volkstümliches aus Österreich und Südtirol. Hermann Wopfner zum 70. Geburtstag dargebracht. Wien 1947, S. 50. — Laut einer freundlichen Mitteilung von Kreisförster H. Kilias wurden auch in Luzein im Prätigau noch in den 30er Jahren solche Kreuze mit dem Axthaus auf den Stock geschlagen. Das Kreuz mußte kunstgerecht in mindestens 3 (?) Schlägen gestempelt werden. Es unterblieb, wenn beim Fällen ein Unfall passierte.

den durch einige Besonderheiten, Hindernisse, Ausnahmen, wie sie die Regel bestätigend, vorkommen.

Da ist einmal das *acher-aschtä*. Eine Tanne, die bei ihrem Fall unweigerlich wertvollen Jungwuchs zusammenschlagen würde, muß stehend abgeastet werden. So verlangt es noch heute jeder Vertrag — und setzt für diese vermehrte und gefährliche Arbeit sogar eine Extrabelohnung von 2–3 Fr. fest —, obwohl das «Herabasten» heute kaum mehr praktiziert wird, da die Wälder allgemein lichter sind und der Jungwuchs nirgends so dicht steht, daß er beim Fällen nicht irgendwie umgangen werden könnte. Früher scheint das *acher-aschtä* allgemein gebräuchlicher und auch nötiger gewesen zu sein; es wurde wohl gerade deshalb, als Selbstverständlichkeit — auch noch nicht extra vergütet von der Gemeinde, höchstens daß der Akkordant oder Regieführer von sich aus dem betreffenden Arbeiter einen höheren Stundenlohn gab. Denn gewöhnlich war es innerhalb eines Schläges immer derselbe, der herabastete, irgendein flinker, schwindelfreier Kerl, der *Chläteri*, wie er bisweilen genannt wurde. Das Beil oder die Axt hinten in die Hosenschnalle gesteckt, klettert er möglichst weit hinauf und beginnt von oben her, die Tanne zu entasten. Das Gefährliche an dieser Arbeit ist, daß die abgeschlagenen Äste jeweils auf die nächsttieferen Äste fallen, dort liegen bleiben und bald rings um den Stamm herum eine trügerische, unberechenbare Kanzel bilden. Oft genügt ein kleiner Schlag auf einen scheinbar unwichtigen Ast, und die ganze Partie rutscht wieder ein Stockwerk tiefer — *äs bruucht de nuu äs lychts Schmützli uf än Ascht, sä schrenzts nä-n-uus . . . äs ischt den äsiä haalt afä äs namhafts Gwicht uf nä*.²¹

Die Bäume, die abgeastet werden sollten, trugen jeweils neben ih-

21 Mit spigbübischer Freude erzählte mein alter Gewährsmann ein illustrierendes Episödden dazu. Eine zerhudelte, verworrene Tanne mußte abgeastet werden. Der betreffende Arbeiter hieb nur leicht auf einen der tragenden Äste und fiel, da dieser sofort nachgab, er selbst aber noch nicht damit gerechnet hatte, mitsamt dem ganzen Ästegewirr rücklings mitten in eine große *Rückholderstüüdä*. Erschrocken eilten die nächsten Arbeiter herbei. Wie aber freuten sie sich, als ihr Kamerad nicht nur eigenhändig sich bereits wieder aus dem Wirrwar hervorarbeitete, gesund und munter, sondern erst noch bekränzt wie ein Sieger. Denn der Kranz bestand aus lauter einzelnen Wachholderstacheln, und das Haupt, das ihn trug, war ein Glatzkopf. Man kann sich vorstellen, mit welcher liebevoller Sorge und tröstlichen Reden die Arbeiter aus dem Nadelkissen wieder eine ehrliche Glatze machten.

Das Unsichere der Situation des Herabastens, die Möglichkeit, sich dabei zu verwickeln, zu straucheln, zu fallen, kommt auch zum Ausdruck im übertragenen Sinn, in dem das Wort etwa gebraucht wird. *Aab-, y-, uus-, acheraschtä* bedeutet: stolpernd-lässig gehen, sich treiben lassen beim Gehen (*holderi-bolderi*, über Stock und Stein); irgendwohin gehen ohne vorherigen, bewußten Entschluß, ohne es eigentlich im Sinne gehabt zu haben.

rer Nummer *äs Bleewi*, einfach zwei parallele Blaustiftstriche. Gewöhnlich handelte es sich um Tannen, die man bei starken Ausholungen absichtlich stehen gelassen hatte als Samentannen und die man nun fällen mußte, weil die nachstoßenden Tännlein ihrerseits auch Luft und Sonne und Freiheit beehrten und nicht einfach als *Untertraufer*, als ewige Kleinkinder der Alten, dahinvegetieren wollten. Ein bestimmter Schlag früherer Zeit war besonders reich an solcher Befreiungsarbeit: *Är* (der «Kletterer» des betreffenden Schlages) *hed di haalbü Tagü nüüd anderischt taa als acher gaschtet*. — Heute wird das Abasten praktisch fast nur noch betätigt, wenn man eine stark hängende Tanne unbedingt in einer anderen Richtung fällen muß, als sie von sich aus fallen möchte. So mußte z. B. ein Akkordant eine Tanne, die am Rand einer großen Rufe stand und stark gegen diese hinunterhing, wenigstens teilweise abasten, weil er sie nur mit «Treiben» wahrscheinlich nicht an Land gebracht hätte.

In einem solchen Fall käme auch das *Uächer-säilü* in Betracht. Während die Seilzieher «*Hó . . . Hölz!*» o. ä. rufen und vorn am Seil ziehen, schlägt man hinten die Weggen in den Sägeschnitt. Die Seilzieher dürfen in keinem Moment nachlassen, sonst federt die Tanne zurück und fällt erst recht nach hinten — *shi törfend ni lugglaa. sus chundsch in dü Schwank und de spickt-sä-schü über d Weggü zrugg*. Man schlingt deshalb das Seil zum besseren Halt um einen anderen Baum. Wenn die Tanne dann aber «kommt», *cha mü de sockü*, heißt es Fersengeld geben. Diese umständliche Fällart wird natürlich möglichst vermieden, heute — im Zeitalter der Eile — noch mehr als früher.

Auch beim gewöhnlichen Fällen muß man gelegentlich *acher-aschtä*, dann nämlich, wenn eine Tanne ihre Äste soweit nach unten streckt, daß sie einem in die Quere geraten könnten. Das ist zwar nicht allzuhäufig der Fall; umso eher soll man daran denken: *Den Escht werä, acher-aschtä, sä wyt mü glenggä mag!* (sich der Äste erwehren — sie sich aus dem Wege schaffen, sie herabasten, soweit man sie vom Boden aus erreicht!). Ein alter Waldmann nannte das: *der Gäuldseckel äwüggchau*.²²

22 Er begründete den Ausdruck mit folgender «Sage»: Ein Wildmannli sah einst, wie zwei Fäller sofort mit dem Sägen begannen, statt zuerst die untersten Äste wegzuschlagen. Es stellte sich neben einen dritten Arbeiter, zeigte ihm das und sagte: *Das ischt käi rähti Aarbet; dü hend dem Gäuldseckel ni gwert*. Der Arbeiter: Was dies heiße? Das Wildmannli: *Är sol eß noch äs Wyli aa-la-gaa* (angehen lassen), *den gsechers de*. — Unterdessen begann einer der beiden Männer den Schrot zu machen. Er holte wuchtig aus, schlug zu — und traf einen herabhängenden Ast, strauchelte und hieb sich in ein Bein. Wildmannli: *Jeß hed är shi in dü, Gäuldseckel ghau!*

Hin und wieder werden einige der untersten Äste aber auch noch aus einem ganz anderen Grunde abgeschlagen: man braucht sie, um daran auszuprobieren, wie das Holz der betreffenden Tanne spaltet. Gute Spaltbarkeit aber ist erste Bedingung bei der Auswahl von Schindelholz. Nie schaut sich deshalb der Bauer die Bäume genauer an, als wenn er eine gute Schindeltanne sucht, für die er sich dann vom Förster das Schlagrecht erbittet und gewöhnlich auch erhält. Das Holz soll nicht etwa *windgeend* (nach dem Winde), sondern *sunägeend* (nach der Sonne gehend) sein. Man legt die rechte Hand, Finger nach oben, flach an den Stamm und merkt sich den Unterschied rein formal so: «geht» die Tanne — d. h. ihre Rindenrisse, Bänder, Fasern — in Richtung des Daumens, also nach links, so ist das Holz *sunägeends*; zeigt sie in Richtung des kleinen Fingers, also nach rechts, so ist es *windgeends*. Noch genauer läßt sich die Richtung des «Ganges» feststellen, wenn man etwas Rinde wegschlägt, mit der Axtspitze eine Faser faßt, diese ein Stück weit abzieht und ihren Lauf verfolgt. Was aber der Begriff *sunägeend-windgeend* wirklich mit Sonne und Wind zu tun hat, ist mir nie klar geworden. Vielleicht ist er einfach eine Merkformel für das Verhältnis links-rechts, entsprechend der berühmten Formel Heu-Stroh des Esels. Tatsache ist, daß allgemein die Erfahrung geltend gemacht wird, *sunägeends* Holz spalte besser und «grade» — als Schindeln auf dem Dache — auch eher.²³ Warum aber das nach links gedrehte Holz besser spaltet als das nach rechts gedrehte, ist auch der Forstwissenschaft erst seit kurzem bekannt.²⁴

23 Wesentlicher ist das Besser-spalten; das Weiterschaffen und Drehen der Schindeln läßt sich weitgehend unterbinden, indem man einzelne von ihnen festnagelt und das Dach mit Latten und Steinen beschwert, *schwaarä tuäd*. — Gerades und windgehendes Holz verwendet man gern für lang auszuspalte Holzstücke wie Zaulatten und Dachlatten zum Beschweren der Dächer. Widergehendes, d. h. teils sonnen-, teils windgehendes Holz gilt als besonders geeignet für Schädlerarbeit (Küfer).

24 Forstinspektor J. B. Bavier verdanke ich den Hinweis auf die Publikation von Prof. Hs. BURGER: «Der Drehwuchs bei den Holzarten. I. Mitteilung: Drehwuchs bei Fichte und Tanne» (Mitteilungen der Schweizerischen Anstalt für das forstliche Versuchswesen, Bd. XXII, Heft 1). Es wird nachgewiesen, daß im jungen Alter, also noch bei Bohnenstangenstärke, 90 % aller Stämmchen nach links («sonnseitig») drehen. Mit zunehmendem Alter, bzw. Umfang, ändert sich dann meistens die Fasernrichtung, so daß von Stämmen über 40 cm Brusthöhendurchmesser nur noch 20 % Linksdreher und bereits etwa 50 % Rechtsdreher sind. Daraus ergibt sich in Bezug auf die Spaltbarkeit: «Da nun die Messungen zeigen, daß die Nadelhölzer in der ersten Jugend linksdrehen, so müssen die Stämme gut spaltbar bleiben, wenn die Bäume mit dem Alter ungefähr die gleiche Linksdrehung beibehalten oder höchstens äußerlich geradfaserig werden. Das Holz muß dagegen schwer spaltbar werden, wenn die inneren Fasern links, die äußeren aber rechts drehen, oder wenn ein Baum gar

Mancher glaubt, es gebe gewisse allgemeine Merkmale und Winke für sunägeendi Tannen, der erfahrene Walder erkenne eine gute Schindeltanne schon auf hundert und mehr Meter an ihrer mindestens einseitigen Astreinheit, an ihren nach links aufwärts verlaufenden Wurzelrippen, am ovalen — nicht runden — Stammdurchschnitt, an den einseitig angeordneten dünnen, herabhängenden Ästen und schließlich, nach dem Fällen, am schön geraden — nicht s-förmigen — Markriß. *Diä, waa uf ämä Windegg* (zügige Ecke) *staand, diä sind de scho nü uf d Sunä gangä. Diä in dü Tolä* (geschützte Mulden) *laand schi gwööni guät spaaltä. As guäts Zäichü is's au, wen-sch churz Escht hend . . . und waa-sch acher hangend. Diä, waa obschi strublend, diä-säälbü hend nü gspaaltä* usw. Andere wieder halten nicht viel von solchen Allgemeinheiten und beschränken sich auf ihre konkrete Erfahrung: in diesem und jenem Gebiet — z. B. am Landquartberg — gibt es einfach keine guten Schindeltannen.

Den letzten und zuverlässigsten Aufschluß erhält man immer noch durch eine Spaltprobe an der Tanne selbst. Man haut einen der untersten Äste ab und spaltet ihn der Länge nach: klappt er leicht und glatt auseinander, so empfiehlt sich die Tanne zu Schindelholz. Im Zweifelsfall wird der Versuch an einem weiteren Ast wiederholt. — Noch deutlicher gibt sich die Tanne zu erkennen, wenn man ihr an der Hauptwurzel ein langes, breites Scheit herausschlägt und spaltet *noch di utrüglicher Proob is's, we mä schü by der Wurzü überchund*. Da sieht man dann schnell, ob das Holz leicht schindelt oder ob es «gräbt», «kännelt», ob es in glatten Flächen und fast knallartig auseinander springe oder ob es würgend zwänge und sich nur in furchenartigen Gräbchen trenne.

Daß eine gute Schindeltanne nicht zu viele Äste haben soll, ist klar.²⁵ Manche Leute — so wurde in Jenaz und Conters betont —

mehrmals die Faserrichtung geändert hat». — Warum allerdings die große Mehrzahl der Stämme während ihres Lebens die Faserrichtung ändert, vermag auch die heutige Wissenschaft noch nicht zu beantworten.

Diese Untersuchung ist ein schönes Beispiel dafür, wie eine alte, brauchmäßige Handwerksregel, das Wesentliche rein praktisch vorwegnehmend, gelegentlich erst viel später auch wissenschaftlich-theoretisch sanktioniert wird. Die Waldarbeiter mögen sich ruhig weiter an ihre praktische Faustregel halten! Sie hat sich bewährt, auch vor dem erweiterten Bewußtsein des Wissenschafters.

25 Laut meinem Gewährsmann in Furna — es handelt sich natürlich um eine der üblichen freundnachbarlichen Ortsneckereien und Dialektnachahmungen — soll in Seewis einer einmal gemeint haben: *I glaub gwüß, üüseri Schindeltanä hüt gfäält, . . . si isch stockroot, hüt Muusescht und goot um* (die Tanne hat drei der ärgsten Fehler: sie ist inwendig rot-faul, hat eingewachsene Äste und «geht um»). — Eine andere Verspottung der «Säawiser» — ihre stark abweichende (rheintalerische) Lautung innerhalb des Prätigaus reizt förmlich dazu —

achten zudem noch darauf, daß sie kein «Mannholz» erwischen. Nun, diese Gefahr ist klein: das «Mannholz» ist selten und meistens nur in obersten Waldteilen zu finden. Es unterscheidet sich vom übrigen Holz — ein Gegenbegriff wie «weibliches Holz» existiert nicht dafür — einmal in der Rinde. Seine Rindenschuppen sind nicht länglich, sondern fast rund und zudem kleiner, etwa in der Größe von Zehn- oder Zwanzigrappenstücken. Noch deutlicher tritt der Unterschied zu Tage, wenn das Holz sauber entrindet und entbastet ist: kurze, etwa 2—3 cm lange, dunkle, längsgerichtete Strichlein und Rinnlein — *derä Zymläni* — ziehen sich, unregelmäßig verteilt, über den kahlen Stamm hin.²⁶ Eine letzte Eigentümlichkeit wird sichtbar am Querschnitt des Stammes: Die Jahrringe verlaufen nicht in ruhigem Bogen, sondern in unruhiger Wellenlinie; sie vibrieren. Das «Mannholz» ist «kürzer» und «brüchlicher» als das übrige Holz und ist deshalb nicht geeignet zum Schindeln; es läßt sich weniger fein ausspalten.²⁷

Zum Schindeln selbst nur soviel. Früher war die normale Länge der Schindeln 90 cm (= 3 Schuh), wie beim Brennholz auch; heute macht man sie häufiger nur noch 50 cm lang (= $\frac{1}{2}$ m, die Hälfte

erlauchte ich in einem Schierser Schlag, bei der Arbeit selbst. Beim Riesen, als ein unförmiger, wüster Block an die Reihe kam, munterte ein Arbeiter fröhlich auf: *A big ü Puggel hät er, aber ür goot schuu!*, und, als gerade keine Blöcker mehr in der Nähe lagen: *I gsü kü mee Holz!*

26 *A Zymä* («Schliere») ist das Etwas, das sich innerhalb einer gegebenen Flüssigkeit oder Masse irgendwie abhebt, sich von ihr — meistens negativ — unterscheidet, sie als ein fremdes — sei es in Farbe oder Geschmack — durchzieht, z. B.: *Diä Milch hed ü Zymä* = die Milch weist einzelne Stellen, Streifen, Flecke auf, die sich in der Farbe, im Ton, in der Zusammensetzung — kurz, irgendwie vom Gesamtaussehen der Milch abheben.

27 Vgl. Oberförster v. GREYERZ, Das Hagel-, Ton- oder Mändliholz, Schweizer. Zeitschrift für Forstwesen, Jahrg. 1919, S. 75 ff. (Hier auch Abbildungen). Zur weiteren Charakterisierung spricht man auch von «glismetem Holz» (gestricktem), ferner von vogeltrittigem, katentrittigem oder hagelschlächtigem Holz. Die einen Ausdrücke beschreiben die äußere Erscheinung (glismet, vogeltrittig, katentrittig, hagelschlächtig), die anderen deuten den ursächlichen Zusammenhang an (Hagelholz, als Folgen der wundenschlagenden Hagelkörner) oder sie bezeichnen die Verwendung (Tonholz) und schließlich wollen sie auch symbolisieren (Mändliholz). Was unter Ageholz zu verstehen ist, konnte nicht ermittelt werden. — Eine eigenartige, wohl etwas weit hergeholte Etymologie des «Mannholzes» gibt E. FRIEDLI, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums, Bd. 1—8, Bern 1904—1927, im Bd. Guggisberg: «Den g'wüürffeleten Jahren des Nußbaumes, Kirschbaums, Ahorns ähneln die gewellten des zögernd gewachsenen Tannenholzes, das als Mändlerholz oder Mändliholz dem Küfer die so geschätzten Mändlertuwwi liefert.» Anm.: «Offenbar aus dem schulgerechten Ornamentmotiv des Mäander, so geheißen nach dem kleinasiatischen Fluß mit seinen (an die Mosel erinnernden) wunderlichen Krümmungen. Aus «Mändler» entstand «Mändli» als noch nähere Anlehnung an ein geläufiges Wort.»

der Brennholzlänge). — - Das einzelne, runde Stammstück, die Burre, wird — dünnes Ende nach oben — auf den Kopf gestellt und zunächst mit der Axt und feinen Holzweggen gevierteilt in vier gleich große Spalten. Diesen Spalten erst setzt man das Schindelmesser — im Prinzip ein grobschlächtiges, breitrückiges Brotmesser mit einer zweigriffigen, senkrecht oder waagrecht angebrachten Querhandhabe statt des Längsgriffes — auf, schlägt es mit einem kleinen Holzschlegel «vergoold», d. h. bis sein Rücken darin verschwunden ist, hinein, dreht dann zwingend das Messer um und bricht so Schindel um Schindel los. Dabei achtet man — Gefahr des Ausschranzens! — stets darauf, daß auf beiden Seiten des Messers immer gleich viel Holz ist, d. h. man setzt das Messer immer wieder in der Mitte des nächstkleineren Sektors an. Die Schindeln werden quadratweise aufeinander geschichtet; 24 Schichten oder «Kreuze» machen ein «Fuder» aus. Man rechnete: 1 Klafter Spalten gibt ca 6 Fuder. ^{27a}

Alle diese drei Grade des Herabastens — das totale, eigentliche acher-aschtä zur Schonung des Jungwuchses; das Weghauen der untersten Äste als Arbeitssicherung und die Spaltprobe an Ästen zur Ermittlung guter Schindeltannen — bedeuten eine Verzögerung des Fällens. Da ist nun gleich eine weitere zu nennen: nicht etwa das Wegräumen von Schnee bei Winterrüstungen — das ist zu selbstverständlich —, sondern das *grüschtä*. Stellt sich eine Tanne in allgemein steilem Gebiet erst noch auf eine Bodenerhebung oder Geländekante, so wird sie, besonders gegen unten, sofort zur trotigen Bastei. Die Fäller kommen dann oft kaum an sie heran mit der Säge: auf der oberen Seite können sie vielleicht wohl stehen, aber nicht sägen, da die Säge ja tiefer zu liegen käme als ihre eigenen Füße; neben der Tanne finden sie keinen sicheren Stand; und von unten, wo sie vielleicht wieder gut stehen könnten, reichen sie nicht mehr hinauf. In solchem Fall bleibt nur eine Lösung: *mä mached* — gewöhnlich nur auf einer Seite — *äs Grüsch(t)li*. Zwei drei starke Astgabeln (*Furggä*) vorn senkrecht in den Boden; je ein währschafter Prügel vorn in die Gabel und hinten in den Abhang; quer darüber ein paar kräftige Kriesäste (*mä hed de lüäber nid derdür gsee*) — und fertig ist die Kanzel. Man tut aber gut daran, wenn man sie vor der Arbeit noch ausprobiert. ²⁸

27a Zum Schindelmachen vgl. Korrespondenzblatt der schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 30 (1940), S. 11 ff: BICHSEL, Das Schindeln.

28 Als ich mich mit einem Gewährsmann über diese Dinge unterhielt, wußte der jüngste seiner Söhne, der auch dabei war, zu erzählen: Gerade erst letzthin sei der Waldmann X von einem solchen Fällgerüst herabgefallen, weil er es zu lotterig und schnell aufgerichtet habe (Akkordwesen!). Diese Nachricht

Das Fällen wird aber nicht nur vor seinem eigentlichen Beginn, nur am Rande, verzögert; weit häufiger sind die Hindernisse, die die Arbeit selbst, in ihrer Mitte, verlangsamen.

Ein Hauptsünder ist der *Buchs*. Wissenschaftlich bedeutet der Buchs nichts anderes als eine Verstärkung der Zellwände, die überall dort entsteht, wo das wachsende Holz einem vermehrten, überdurchschnittlichen Druck standhalten muß. Abgesehen von den Ästen, die auf der unteren Seite alle mehr oder weniger buchsig sind, trifft man ihn deshalb am häufigsten bei Bäumen, die in einem Rüfegebiet oder auf einer zügigen Höhe, *uf dermü Windegg* stehen: der starke, ständige Druck ruft einer starken Gegenwehr. Oft sind solche Stämme nicht einmal mehr rund; der Kreis hat sich auf der Buchsseite ausgeweitet zum Oval. An einem lebenden Baum fällt einem das weniger auf; eindrucksvoll aber wird einem der jahrelange, zähe Existenzkampf an einem Querschnitt des zersägten Stammes: Das Mark, die eigentliche Lebensmitte, ist verschoben, gleichsam an den Rand gedrückt; die normalen «Jahre» (= Jahrringe) — die guten Zeiten — machen nur die Schmalseite dieses Lebens aus; schmerzlich breit dehnen sich die Jahre auf der anderen Seite, — die Jahre des Kampfes gegen den Druck der äußeren Wirklichkeit, die Jahre der Abwehr und Stauung. *Wen schü* (die Tannen) *der Schnee peuggt hed, müändsch am Underoord stercher wachsä, dasch-schi-schi widerm uufrichtä mögend. Ds Maarg ischt de nümä in der Mitti, äs chund de mee an di ober Sytä*, so erklärte mir ein Gewährsmann die Sache. — Gelegentlich sieht man auch, daß eine allgemein regelmäßige Jahrringfolge nur an einer oder mehreren Stellen von einer Buchsschicht unterbrochen wird: solche Buchsringe weisen jeweils zurück auf Wachstumskrisen des Baumes, verursacht durch die Zu- oder Abnahme irgendeines äußeren Druckes.

Der Buchs unterscheidet sich vom übrigen Holz nicht nur durch seine breiteren Jahrringe und seine dunklere Farbe — *är ischt äs*

paßte dem Alten nicht schlecht. Sie gab ihm Gelegenheit, wieder einmal eine Attacke zu reiten für die gute alte Zeit — halb zu eigenem Vergnügen, zielloos und einfach so in die Luft hinaus, gleichsam als erfrischenden Spazierritt, halb gegen seinen Jungen und vielleicht auch gegen mich gerichtet, mit pädagogischer Absichtlichkeit: *Äs ischt haald aläs än überstürztä Gschichti jetz; mä nümmt schi nümä der Wyl; ... da muäs aläs gaa wiä ds Gizi-machä, aläs in äim Schug*. — Mich freute der alte Kämpe. Er hat Recht. Ein junger, neueinheimischer, traditionsloser Akkordant gab innerhalb seines Gesamtakkordes sogar bereits das Fällen in Unterakkord, also nicht einen Teil des Arbeitsinhaltes, sondern des Arbeitsvorganges. Seine Fäller fällten das Holz nicht mehr im Taglohn, sondern im Akkord; sie wurden nicht mehr pro Stunde, sondern pro Stück (m³) bezahlt. — Damit kommt der Wald auf die Werkbank. Zeit ist Geld, ja; allerdings auch Unruhe des Herzens, wenn sie so gerafft wird.

bitschi mee röötsch (ein bißchen röter) *as das übrigä* —, sondern vor allem durch seine schaffende Unruhe. Tatsächlich! Sein Leben ist so sehr aufs Schaffen hin angelegt, daß er selbst nach dem Tode noch keine Ruhe findet; wir werden ihm immer wieder begegnen: sogar als Bauholz verzieht er sich noch.²⁹ Der Buchs ist deshalb fast auf der ganzen Linie unbeliebt; einzig beim Aufspalten des Holzes (vgl. S. 244) kann die größere Härte, die er auf Grund der dickeren Zellwände besitzt, zum Vorteil gereichen. Beim Sägen aber ist er wirklich ein lästiger Geselle. Da seine Lebensaufgabe ja gerade darin besteht, jedem drohenden Reißen oder Brechen der Stammsfasern vorzubeugen, so wehrt er sich nun auch gegen das Eindringen der Säge: er sträubt sich und zwingt und versucht sogar, den erreichten Spalt wieder zu schließen, *är tuäd zuä*. Da er im Kampf gegen einen Druck von der oberen Hangseite her groß geworden ist, gebärdet er sich auch am wildesten, wenn er in dieser Richtung — sei es von oben oder unten her — angegriffen wird; am geringsten ist sein Widerstand, wenn man ihn von der Seite her anpackt, *mä muäs nä sytligä nee*. Beim Fällen und Zersägen der Bäume läßt sich diese Forderung zwar kaum je verwirklichen, da hier die notwendige oder gewünschte Fallrichtung das entscheidende Wort spricht; hingegen wird ihr beim Aufsägen der Stämme zu Kletterholz streng nachgelebt (vgl. S. 238).

Gelegentlich zwingt der Buchs, noch bevor die Säge im Holz verschwunden ist, schon so stark, daß man einfach nicht weiterkommt. «Bißnen» kann man noch nicht, also bleibt nichts anderes übrig, als die Säge zurückzunehmen und frisch anzusetzen: *mä muäs nachi-saagü*. Dadurch wird der Einschnitt etwas verbreitert, und so dringt man wieder ein Stücklein weiter vor. Diese Operation muß man oft mehreremale wiederholen, bei besonders widerspenstigem Holz — *das ischt äini wiä Chachlä . . . sä hert wiä Hoora*, hart wie gebrannter Ton und zäh wie Horn — sogar trotz den Bissen noch. Immerhin, gewöhnlich bessert es mit dem Zwängen und Klemmen der Säge, sobald man einmal die Bissen anbringen und ihr so etwas Luft und freie Bewegung verschaffen kann; nicht vergebens nennt man in Furna die Bissen auch etwa *Zwenggi-bissä*. Genügt die einfache Bisse nicht mehr, so legt man noch eine zweite darauf und schlägt sie nach — das geht aber nur gut, solange die beiden nicht bärtig sind —, schickt ihnen nötigenfalls noch etwa einen oder mehrere Weggen zu Hilfe — kurz, man sägt und treibt, bis die Tanne fällt.

29 Seine Unrast — *Buchs hed käin Tood y* — ist so groß, daß man ein geschleitztes buchsiges Zweiglein sogar als *Barimeeter* benützen kann. An Alphütten, einsamen Maiensäßen etc. findet man etwa solche «Wettermacher» angenagelt. Eigentlich sind es nur Feuchtigkeitsmesser: bei feuchtem Wetter senkt sich das Zweiglein, bei trockenem hebt es sich.

Dies tönt in Worten sehr leicht, ist aber in Wirklichkeit oft eine mühsame und umständliche Sache. Besonders im Winter, bei gefrorenem Holz. Dann wollen die Weggen — der Scheidwegg sogar trotz beidseitigen, widerhakigen Vertiefungen — nicht halten, sie springen einfach ab: *shi fassend nid, shi sprützend zrugg, äs ferggetsch zrugg* (bringt sie zurück). Dann umwickelt man die Spitze des Weggs mit Papier — in der Not opferte einer zu diesem Zweck schon sein Taschentuch, ein anderer sogar den Hosensack seines Überkleides — und versucht den Wegg auf diese Weise in den Stamm zu treiben. Bleibt der Erfolg immer noch aus, macht man ein Feuer und erwärmt die Weggen. Dieses Mittel versagt dann kaum.³⁰

Aber nicht nur die Kälte sabotiert die Weggen; auch das Gewicht großer Tannen kann ihre Wirkung in Frage stellen. Das zeigt sich besonders beim Aufwärtsfällen, wo die Tanne stark «auf die Säge zurückhockt». Will man dann «weggnen», so bringt man die Weggen zwar ins Holz hinein, lüpft damit die Tanne aber um keinen Deut, d. h. die Weggen machen, wie Nägel, einfach ein Loch ins Holz, ohne es auseinander zu treiben. Diese unangenehme Situation läßt sich zum Glück durch eine kleine Kriegslist weitgehend vermeiden: man macht beim Aufwärtsfällen schwerer Bäume zuerst — nicht den Schrot, sondern den Saag. Hier ist von neuem ersichtlich, wie stark die Bänder die Fallrichtung mitbestimmen helfen: schläge man die Bänder vorne am Schrot schon durch, so würde die Tanne umso mehr zurückwuchten, man vermöchte sie überhaupt nicht mehr zu treiben; läßt man aber die Bänder vorn unversehrt, so ziehen sie kräftig mit in der Richtung, in der die Weggen wirken. Bis man aber die Tanne richtig treiben kann, *muäs mü schä uf Bissä stelä*. Da die Bissen breiter sind als die Weggen, fressen sie sich nicht einfach ins Holz ein, sondern tragen den Stamm wirklich auf ihrer Fläche. Ist die Säge einmal bis über die Mitte des Stammes vorgedrungen, kann man schließlich die

30 Man begreift, daß eine Tanne, die verschiedene solche Tücken in sich vereinigt, die Fäller nicht nur in Schweiß, sondern auch in Wut bringen kann. Dann wird ihr zur Rache — hin und wieder einmal geschieht es auch aus reinem Übermut — ein Ast in den Schrot gelegt. *We mü in der Täubi gsin ischt über äini, waa nid falä hed welä, sä hed mü in dä Schroot noch ä Prügel y taa: äs hed schä den wyter gwoorfä*. Der Triumph, daß die Tanne ein wenig weiter und vielleicht auch härter zu Boden fällt, mag dann den Fäller wieder versöhnen. — Gelegentlich allerdings steht auch eine reale Überlegung hinter diesem Tun: Wenn das Gelände direkt unter dem Fällort ziemlich steil, etwas weiter unten aber flacher ist, wird man versuchen, den Baum gerade bei seinem Fall schon möglichst weit nach unten zu bringen. So legten zwei Arbeiter einst einer knorrigten, breitastigen Buche, die an einem Geländeabfall — *uf dermä Grind* — stand, einen kräftigen Stein in den Schrot und erreichten damit, daß die Buche sich bei ihrem Sturz sogar überschlug, dabei von selbst die meisten Äste abbrach und nachher erst noch an einer gut zugänglichen Stelle lag.

Weggen eintreiben und den Stamm etwas lüpfen. Dann wird wieder weitergesägt, bis die Tanne nur noch etwa 5 cm breite Bänder hat. Und nun erst macht man den Schrot, mit dem Beil, da es jetzt gewöhnlich nicht mehr lange geht, bis sie stürzt.

Les extrêmes se touchent. Genau wie man beim Aufwärtsfällen von Tannen, die eigentlich abwärts tendieren, von der gewöhnlichen Fällregel abweichen muß, so muß man auch beim Abwärtsfällen stark hängender Tannen vom üblichen Weg absehen. Allerdings gerade in umgekehrtem Sinn: während man, bei gewöhnlichem Vorgehen, die Tanne aufwärts kaum mehr zu treiben vermöchte, würde einem, bei gewöhnlichem Vorgehen, die Tanne abwärts schon zu früh ausreißen; — während man in jenem Fall keinen Schrot macht, damit die Bänder der Schrotseite noch ziehen helfen, macht man hier den Schrot gleich von Anfang an besonders tief, damit der Zug der Bänder vermindert werde. Sonst besteht die Gefahr, daß die Tanne *ryßt*, *schrenzt*, *säblet*, *sattlet* (Klosters), *ä Schiferä* (Conters) oder *ä Läärpä* (Seewis) *machet*.

Das ischt ä schreegä Chogä; diä säblet no. Kaum hat man eine bis zwei Sägebreiten tief hineingesägt, öffnet sich der Spalt auch schon 2—3 cm weit, *sä tuädsch offä*. Würde man nun geruhsam weitersägen, so vergrößerte sich der Spalt immer mehr, sachte immer mehr — bis, plötzlich, mit einem Schrei, von den Sägezähnen fast senkrecht aufwärts, die Tanne sich losrisse, auf dem Stock einen «Sessel» zurücklassend. Solch ein Sessel — eigentlich eher eine durchschnittlich 2 m hohe, fauteuilähnliche Lehne, zu welcher der Stock den Sitzplatz bildet — ist kein Ruhm für die Arbeiter. *Mä tuäd nä de gäärä wäidli* (schnell) *äwägg*: man sägt ihn sofort weg und versteckt ihn, um jedem Spott zu entgehen, unter Ästen. Mein Furer Gewährsmann erzählte mir: man habe auch etwa gesagt, *mä wel der Sässel werä. sus machi der Tüüfel dän Waldmaa Chnöpf dry* (in den Sessel). Noch schlimmer ist die Strafe nach einer anderen Version: Wer den Sessel auf dem Stock stehen läßt, muß nach seinem Tode geisten. — Natürlich wird auch der Stamm möglichst so zurechtgestutzt, *aabgebnet*, daß man ihm das Sesseln nicht mehr schon von weitem ansieht, es höchstens noch erraten kann.

Das Sesseln gilt deshalb als schlechte Arbeit, weil es sehr oft vermeidbar ist. Wenn nämlich eine Tanne beim Sägen so verdächtig früh und bereitwillig *offä tuäd*, hört man zunächst sofort auf mit Sägen und *tuäd ärä ds Band lemä* (lähmen). *di Bender aabschlaa, ma tuad chlaffnä*; d. h., man schlägt, etwa 4 cm tief hinein, die restlichen Bänder durch. Da die Fallrichtung der Tanne — nur allzu sehr! — festliegt, braucht es auch diese seitlichen Weglenker nicht mehr. Im Gegenteil: indem man diese stärksten Haltetaue kappt, erleichtert man ihr den

Weg. — den Weg, den sie sich sonst in selbstzerstörerischer Weise entgegen würde: *äs nimmt ärä de uuswendig di Gwald zum Sprenggü. schi mag den di Bender kender (cher) brüchü.* Damit ist die Möglichkeit des Sesseln aber erst vermindert, noch nicht gebannt. Es kommt nun, wenn man wieder weitersägt, alles darauf an, daß man es möglichst rasch und raumgreifend tut. Man sägt deshalb nicht nur allgemein schneller, sondern was sonst verpönt ist — sogar mit Druck. Da die sesselnde Tanne immer direkt von den Sägezähnen an aufwärts spaltet, bedeutet das rasche Hin- und Hersägen mit Druck eine ständige Verschiebung ihrer Spaltnöglichkeit; die Säge muß der Tanne gleichsam von Moment zu Moment die Spaltgelegenheit ablaufen, darum ihre Eile. Wenn die Tanne dann spürt, daß ihr Gegner, die Säge, ebenso rasch ist und sie, überwunden, fast ebenso schnell ans Ziel bringt, gibt sie das Rennen gerne auf, verzichtet auf ihre eigenmächtige Spaltbewegung und wartet, bis die Säge ihre bereits geschwächten Bänder noch vollends bricht.

Das *Chlaffnä* ist ein Notbehelf. Bei verdächtig schiefen Tannen ergreift man gleich von Anfang an eine entsprechende Maßnahme: *mü tuüd schü bandü, umsanga, mü tuüd ins Chrüüz saaga.* Alle drei Ausdrücke meinen dasselbe: man setzt die Säge hinten an, sägt dann aber sofort links und rechts nach vorne gegen den Schrot hin — «kreuzweise», «um die Tanne herum», «die Bänder durchschneidend» — und erst zuletzt in ganzer Breite von hinten nach vorn, auch hier mit Tempo und Druck. Im Prinzip ist das *Bandü* also genau dasselbe wie das *Chlaffnä*, nur präziser und, vor allem, beizeiten durchgeführt: *chlaffnä tuüd mü nuu, we mü nümä 'rischgärt z bandü*, d. h. wenn man schon am Saag begriffen ist und sich die Tanne plötzlich und unvermutet hinten auf dem Stock etwas kippt. Gelegentlich aber finden die Fäller nicht einmal mehr Zeit zum *chlaffnä*, so überraschend und unvermittelt sesseln einzelne, sogar fast gerade Bäume. Ganz besonders heimtückisch und schwierig ist hierin die Buche. Sie ist härter und spaltet deshalb viel leichter: *schü machet vyl gschwinder; mid saagü . . . uf äismal tuüdsch ü läüdä Räägg* (wüster Schrei) und *gäüd au schoo.* — — Ein Sessel kann auch zustandekommen, wenn man eine Tanne über eine kleine Bodenerhebung hinwegfällen muß, d. h. wenn die Tanne mit ihrer Mitte früher aufschlägt am Boden als mit ihrem Wipfel, und noch bevor ihre Bänder richtig gebrochen sind. Die Bodenerhebung wird dann unvermittelt zum Drehpunkt; indem der Wipfel ruckartig nach unten zieht, schnellt das Stammende ruckartig nach oben und — reißt aus. Die Sessel, die so — also eigentlich erst nachträglich — entstehen, sind natürlich harmloser als die ursprünglichen.

Das Sesseln bedeutet nicht nur einen Holzverlust und einen Schönheitsfehler für das erste Stammstück, sondern oft auch eine ernste Ge-

fahr für den Fäller.^{30a} Die reißende Tanne rutscht über den Sessel hinauf und fällt dann seitlich davon herab, — wenn sie sich überhaupt loszuschränzen vermag. Noch häufiger nämlich bleibt sie einfach oben auf dem Sessel hängen, indem sie unten mit dem Wipfel bereits zu Boden gekommen ist und dann nicht mehr die Kraft hat, sich völlig loszureißen. Bei der Buche ist dies seltener der Fall; sie hat nicht so zähe Bänder und schränzt deshalb allgemein leichter und von Anfang an rapider und wuchtiger aus. Um eine Tanne von ihrem Sessel herabzuholen, gibt es letztlich kein anderes Mittel, als den Sessel selbst unten am Stock abzuschroten. Daß diese Arbeit gefährlich ist, leuchtet unmittelbar ein; daß sie aber zudem noch recht lange dauern kann, mag ein Beispiel zeigen. Einst — so erzählte ein alter Arbeiter — hatte sich eine Tanne auf ihrem 3 m hohen Sessel so fest und gründlich niedergelassen und mit den Ästen so gut im Boden versperrt, daß sie den Sessel, kaum hatte man ihn durchgeschroten, auch gleich wieder in den Stock hineindrückte. Erst als man die Zapine zu Hilfe nahm, den Sessel etwas abdrehte und nach und nach unter der Tanne hervorzerzte, gelang es schließlich, diese seitlich zu Fall zu bringen.

Eine weitere Abweichung von der normalen Regel wird nötig beim Fällen von *Zwiärggälä* oder *Zwüschälä* und *Dryälä*, d. h. von Tannen, bei denen aus dem gleichen Stock zwei oder gar drei Stämme hervordachsen, schön parallel und gleich groß.³¹ Dem ersten Stamm, den man fällen will, kommt man nur von einer Seite bei: man muß also auf den Schrot oder auf den Sägeschnitt verzichten. Einen dünneren Stamm kann man allenfalls umschroten; einen dickeren wird man umsägen. Da man dabei vorne hineinsägt, der Stamm nach hinten aber nicht ausweichen kann, muß er zuletzt über die Säge nach vorn stürzen. Man nennt diese Fällart deshalb *über d Saagä nee, über d Saagä felä*. Will der erste Stamm einfach nicht fallen — z. B. weil er über die Bissen, die man ihm wegen des Zwängens vorne hineinschlagen mußte, nicht hinwegkommt —, so fällt man einfach den zweiten Stamm, den man von hinten ja beliebig treiben kann, in ihn hinein: schließlich fallen dann beide zusammen, buchstäblich «einander tren bis in den Tod».

Eine letzte Verzögerung und Variante des durchschnittlichen Fällvorganges — sie liegt bereits hinter dem Vorgang selbst, verzögert ihn

30a Vgl. «Bündnerwald». Chur 1953, Nr. 5, Jahrgang 6, S. 101: Unfallchronik.

31 Die Stämme dieser Zwillings- und Drillingstannen haben gewöhnlich weder viele Äste, noch sind sie stark «umgehend» — sie lägen sich ja ständig in den Haaren — und sind deshalb meistens zuverlässig-gute Schindeltannen (Gewährsmann von Seewis).

gleichsam erst nachträglich, von hinten her — ist es, wenn die fallende Tanne sich in den Ästen einer anderen Tanne verfängt und darin hängen bleibt: *schì hed schì uf den Escht verzwäinet, schì hed schì p'henkt, schì ischt p'henkt(i), schì ischt erhanget(i)*. Das kommt ziemlich häufig vor, zumal in eng gewachsenen Beständen. Da kann man manche Tanne gar nicht fällen, ohne eine andere zu streifen. Eine kleine Abweichung von der gewünschten Fallrichtung — und die Tanne streift nicht nur, sondern bleibt hängen, oben im Geäst hängen, während sie unten mit dem Stamm meistens immer noch auf dem Stock aufruhrt, oft noch nicht einmal die Bänder richtig gebrochen hat. Dieser Zustand wird umschrieben durch den Ausdruck: *schì ischt erhocket*. Nun, es gibt — wie im Wirtshaus — auch hier verschiedene Grade des «Erhockens». Je nachdem genügt es schon, wenn man der saumseligen Tanne die Bänder noch vollends durchschlägt oder etwa den Strähl. auf dem sie hockt und sich gegen den Stock stemmt, unter ihr herauschrotet (*mü muüs nä unä-n-uußer schnöözä*) und sie dann mit dem Zapin seitlich etwas verschiebt auf dem Stock oder auch nur allgemein etwas anbewegt (*aawüiggä tuäd*) — das genügt gelegentlich schon, um die Tanne auf den harten Weg der Pflicht zurückzubringen: knackend löst sie sich los und streicht, rauschend und mit peitschenden Ästen, an der anderen Tanne nieder.

So schnell gibt die Tanne aber höchstens dann nach, wenn sie nur mit den Seitenästen an der anderen Tanne hängen geblieben ist, *we-sch der Gibel usserhalb hed*. Wesentlich fester aber sitzt sie, wenn sie sich, Wipfel voran, mitten in die andere Tanne hineingebohrt hat. Dann dürfte man wohl eher von einer Bärentreppe sprechen als von einem *Aichhoorä-stüüg*, wie man eine «p'henkte» Tanne zum Spott etwa nennt.³² Wenn eine Tanne sich oben so gründlich verfangen hat, daß

32 Ein Gewährsmann wußte zu diesem Ausdruck ein nettes Intermezzo zu erzählen. Einst «p'henkten» er und sein Kamerad eine Tanne. Da erscholl auch schon der Ruf des Eichhorns. Sie sahen sich um: ein Arbeiter, der in der Nähe schaffte, ahmte in Ton und Gebärde besagtes Tierchen nach: *ggrrr . . . ggrrr . . . ggrrr!* Nun, die beiden Fäller heimsten den Spott für diesmal ein, dachten im stillen aber schon an seine Rückzahlung. Die Gelegenheit dazu bot sich denn auch gleich. Sie hatten ganz in der Nähe noch eine andere Tanne zu fällen, eine leichte, hohe Tanne, die nur zuoberst einige Äste trug. Die begannen sie nun in Richtung des Spötters zu fällen, stillschweigend und ohne Aufsehen. Erst zu allerletzt, als die Tanne bereits im Fallen war, schrien sie ihm mit erschrekter, aufjagender Stimme zu: *Flüüch! Schì chund!* Der Arbeiter, der zwar zuvor gesehen hatte, daß die Tanne in seiner Richtung fallen werde und sich eigentlich außer Reichweite wußte, wurde durch diesen unvermittelten Schrei und durch die plötzlich wirklich und drohend auf ihn zustürzende Tanne so außer Fassung gebracht, daß er kopflos davonrannte, gerade in eine Zwüärggälä hinein, sich dort verfangend und festklemmend. Das schallende Gelächter der beiden Fäller riß ihn nur allzu bald wieder daraus hervor und zeigte

alles Rütteln und Schütteln nichts nügen, sie höchstens noch tiefer in die andere Tanne hineinwerken würde, muß man sie von ihrem Stock herabdrängen, *mä muäs schä abem Stock rytä*. Eine leichtere Tanne zieht man — bei genügendem Platz, d. h. wenn der Hang nicht zu steil ansteigt — gerne gerade nach hinten vom Stock: *mä zööggst schä hinä-n-uus, bisch der Tanä nau acher chund; äsiä brichts-ärä de der Gibel*. Bei einer schwereren Tanne dagegen ist man zufrieden, wenn man sie seitwärts oder hangwärts vom Fleck bringt. Damit sie weniger einsinkt im weichen Waldboden, legt man ihr womöglich irgendetwas Festes unter. So bewährte sich einst in einem früheren Schlag eine große Holzschiefer — *ä Lärggä, ä Lärpa, ä Schiferä* — als Gleitbahn so gut, daß man sie immer wieder zu Rate zog und sie bereits nur noch *di Grutschä* (= eine primitive Art Kinderschlitten) nannte. Dieses *Unä-n-uus-rupfä* einer Tanne, die abwärts gefällt wurde, ist eine mühselige Angelegenheit. Deshalb fällt man Tannen, bei denen man befürchten muß, daß sie nach unten hin hängen bleiben, gelegentlich gleich von Anfang an aufwärts: dort lehnen sie gewöhnlich nur an und sind auch sonst viel leichter unten herauszuziehen. — Diese letzten, umständlichen Manöver sind aber eher selten. Beim guten Fäller, der seine Tanne zu richten versteht, kommen sie höchstens in dichtem Wald (darum früher häufiger als heute) und auch dort wiederum nur bei mitteldicken Bäumen vor. — schwere Tannen brechen sich immer selbst Bahn.

Damit ist nun auch unsere, zähe, mit allen Lastern und Ausnahmen behangene «Ideal»tanne endgültig gefallen: *Luäg jetz au nuu! jetz hed-schi-schi nottä noch düürpäitzt und düürgwächet!* Sehen wir zu, wie es ihr weiter ergeht!

3. Asten

Nach ihrem Falle liegt die Tanne da: uneben, zerstrubelt, unübersichtlich und unzugänglich; will man sie zersägen, so muß man sich erst Raum und freien Zutritt schaffen. Das geschieht, indem man ihr rasch und oberflächlich die Äste wegschlägt, soweit sie einem unbequem sind: *mä tuäd (roo- oder) ruuchaschtä, (voor- oder) füüraschtä, mä tuäd dü grobäwääg aschtä* (vgl. Abb. 5). Wer diese Arbeit jeweils besorgt, ist eine Frage der Größe des Akkords und der Arbeitseinteilung. Es gibt hier kein starres Schema. Gerne wird sie den jüngsten Arbeitern, be-

ihm unbarmherzig die Unnötigkeit seiner panischen Flucht. Da wußte er, wer diesmal die Zeche des Spotts zu bezahlen hatte. «Eichhorn» und «Bockshorn» konnten Frieden schließen.

sonders solchen, die zum erstenmal richtig im Walde sind, überlassen: bei dieser nur provisorischen Arbeit können sie nichts beschädigen — höchstens sich selbst — und doch vertraut werden mit Holz und Beil und sich einen ruhigen, sicheren Hieb angewöhnen. Sonst aber übernehmen die Fäller, die meistens die Tanne auch noch zersägen, diese Zwischenhandlung. Dabei ist eigenartig der neue Auftrieb, mit dem sie sich an die Arbeit machen: es ist, als ob der Fall der Tanne ihnen frische Kraft gebe, als ob eine Höhe der Arbeit erreicht sei und nun eine andere Übersetzung eingeschaltet werde. Wie die Spinne auf die Fliege stürzen, sie sich in die Arbeit, einer oben, einer in der Mitte ritsch-ratsch klaffen die Äste zu Boden — und halten nicht eher ein, als bis die Tanne gleichsam wirklich tot ist und nicht mehr muckst. Dann erst wird die Arbeit geruhssamer. Dieser Jägerinstinkt — oder was ist es? — errät: eine Tanne, auch wenn sie liegt, ist immer noch Tanne, immer noch irgendwie organisch-lebendig; eine entastete Tanne aber ist Holz, Materie, mechanisch-tot. Was der mittelbare Verstand nicht greift, spürt das Gefühl unmittelbar und gewiß: Leben und Tod in den Dingen und ihren Übergang.³³

Ob man beim Asten auf dem Stamm selbst stehe und nach rückwärts schreitend arbeite oder ob man, vorwärts gewandt, vom Boden aus die Äste herabschrote, ist ebenso sehr eine Frage des persönlichen Temperaments (jugendlich-triumphierendes Selbstgefühl und

33 Dieses intuitive, gefühlsmäßige Erfassen der Zusammenhänge setzt voraus, daß der Mensch die ganze Natur von innen her belebt und sich selbst als einen Teil dieser Natur empfinde. Intuition ist letztlich nur möglich bei einer mystisch-pantheistischen Naturauffassung. Im gleichen Maße wie Ich und Du, Ich und Welt auseinandertreten und als Gegensätze (Idee-Stoff; Geist-Materie etc.) empfunden werden, muß auch das vereinigende intuitive Fühlen dem trennenden rationalen Denken Platz machen. — Daß der Waldmann — wenn auch unbewußt — die Natur von innen her belebt empfindet, zeigt sich in gar vielen Ausdrücken. Ich führe hier nur zwei besonders an: Wenn eine Tanne eigentlich abgestorben ist, aber doch noch ein paar grüne Äste treibt, heißt es z. B. etwa: *Diä säuggt noch* (die gibt [ihrem Sprößling] noch zu trinken); oder wenn an einer Tanne viel Harz herausrinnt: *Diä blüät-uus* (verblutet). Wie sich dieses intuitive Gefühl für die innere Belebtheit der Natur auf die ganze Sprache auswirkt, können wir literarisch ermessen, wenn wir z. B. den «naiven» Goethe mit dem «sentimentalischen» Schiller vergleichen. Ein ähnliches Verhältnis stellen wir aber auch fest, wenn wir die Sprache eines ländlichen Waldarbeiters und diejenige eines städtischen Fabrikarbeiters nebeneinanderhalten: dort: unwillkürliche, organisch atmende, von unten her wachsende, dem Symbol sich nähernde Bilder; hier: gesuchte, künstlich genährte, von oben her geschaffene, der Allegorie verwandte Zeichnungen — dort: Gemüt und beseelte Natur; hier: Verstand und tote Materie. Ich bin mir bewußt, daß die Antithese in dieser Kürze überspitzt ist. Umso schärfer zeigt sie, was der Dorfbewohner verliert, wenn die städtisch-gierige Betriebsamkeit und Technisierung in sein Leben einbricht: seine Welt wird entseelt und materialisiert. Treu und Glaube der alten Dorfgemeinschaft zerfressen.

Kraftbewußtsein stellt sich gerne über die gestürzte Tanne; ältere Genußsamkeit bescheidet sich eher neben sie) als der Ort- und Zeitverhältnisse (Steilheit, Höhe, Feuchtigkeit usw.). Immer aber geschieht die Arbeit in der Richtung dickes Stammende—dünnes Stammende. Auf diese Weise trifft die Axt immer zuerst die untere, härtere, weißbuchsige Seite der Äste und durchschlägt diese also viel leichter, *äschicht vyl schnitziger*. Von der anderen Seite würde die Axt zuerst ins Weiche treffen und — bei bremsendem, «schließendem» Buchs zurückfedern. Noch schärfer reagieren die Äste, wenn man allgemein zu gerade, zu senkrecht auf sie schlägt; ihre Antwort ist dann ein hartes, protestierendes Zurückwerfen des Werkzeugs. Diese Zurückweisung kann so jäh und zornig geschehen, daß die Axt dem Arbeiter nicht nur fast aus der Hand oder vor den Kopf geschlagen wird, sondern daß sogar ein Stück ihrer Schneide dran glauben muß, *dasch uusbricht*. Dies passiert besonders gern beim Abschlagen der Weißtannenäste, die sowohl an Schwärze als auch an Härte ihre Kollegen von der Rottanne weit übertreffen. — — So gilt es beim Asten immer auf zweierlei zu achten: 1. Jeder Ast soll von seiner unteren, buchsigen Seite her angegriffen und 2. er soll schräg nach innen, gegen den Stamm hin durchschnitten werden. Erfüllt man diese Doppelbedingung, so schlägt man mitteldicke Äste in einem Streich durch, und die Arbeit geht rasch und leicht von statten.³⁴

Die erst vorgeastete Tanne ist natürlich rundherum noch voller Stummel. Diese *Stoorzä*, *Stumpä*, *Ggööschtä* müssen nach dem Zersägen der Tanne noch vollends weggeschnitten werden. Man schneidet die Äste also eigentlich zweimal durch. Um diesen unnötigen Aufwand zu vermeiden, schlägt man die Äste, sofern es sich gerade gut gibt, gelegentlich gleich von Anfang an möglichst dicht dem Stamm nach ab. Mein Gewährsmann in Klosters sagte mir, bei ihnen bilde dieses direkte *uusaschtä* sogar die Regel, es sei wahrscheinlich auch älter im Brauch als das *uusspitzä* (Vorasten), — begreiflicherweise: das Klosterser Waldgelände ist durchschnittlich viel flacher als das des übrigen Prätigaus, die gestürzten Bäume liegen bequemer da und leichter zugänglich. Trotzdem ist das direkte Ausasten eigentlich nur von Vorteil bei Stämmen, die später zu Brennholz zerkleinert und

34 Als ich einen Arbeiter gar ausführlich über diese «Selbstverständlichkeiten» ausfragte, meinte er schließlich, fast etwas ungeduldig, da er bereits die Karten zu unserem abendlichen Hüttenjaß in der Hand hielt: Ach, das sei doch wie beim Zerschneiden einer Wurst ... Da versuchten auch nur die Kleinkinder — von denen man eben noch nicht mehr erwarten könne — die Wurst in geradem, senkrechtem Schnitt zu zerhauen, hin und her murksend, sie zerreißend und den ganzen Teller in Unordnung bringend. Die Erwachsenen dagegen, wenigstens wer etwas auf sich halte, zerschnide die Wurst schräge, Zug um Zug, Rädlein um Rädlein. Dann sei es appetitlich und habe überhaupt eine Gattung.

deshalb gar nicht erst entrindet werden. Denn beim Entrinden — beim Bauholz also — kommen die Äste, mögen sie anfänglich auch sauber und ganz abgeschnitten erscheinen, doch wieder zum Vorschein und sind dann, als kurze, dicke Stummel, nur umso schlechter zu treffen und wegzuschlagen; da lohnt sich das (erst provisorische) Vorasten unbedingt.

Die abgeschlagenen Äste werden einfach liegen gelassen; man räumt sie nur so weit weg, als sie für die folgenden Arbeiten störend wären. Sind die Stämme entfernt, liegen sie immer noch reihenweise da, wie leere Hüllen; *ä Jaan Escht*, sagt man etwa und meint eine solche Reihe (*ä Jaan* = allgemein «Streifen», «Reihe»). Erst wenn der Schlag beendigt ist, trägt man die Äste zu Haufen zusammen. *tuäd mä-n-Escht rumä*. Das ist aber nicht mehr Sache des Akkordanten, sondern der Gemeindearbeiter. In weitab gelegenen Waldungen läßt man die Äste verfaulen; *in dü ghandü Wäöld tuäd mäsch äsiä uusschnotzlä und püschlü*: in den «ghand», d. h. bequem gelegenen Wäldern säubert man sie — meist mit einem Gertel — vom Reisig und verschafft und bindet sie zu gleichmäßigen, ordentlichen Büscheln. Im Winter «schlittmet» man diese dann auf Handschlitten ins Dorf. Während des Krieges wurden die Äste auch häufig in ganzer Länge zum Bahnhof gebracht und erst dort mit einer Fräse zu Gasholz zerschnitten. Das alles sind wieder besondere Akkorde und Kombinationen. Meist aber gilt: *Nid leews (lauwarmes) Wasser verdiänütä mä. we mä diä Escht häimäti* (heimnehmen wollte).

Ist die Tanne einmal entastet, offenbart der Stamm seine wirkliche Gestalt; da zeigen sich verschiedene Formen deutlicher. *Zwiärgälü* und *Dryälü* kennen wir bereits. *Ä Chrümplä* heißt ein Stamm, der allgemein unregelmäßig gewachsen und unförmig ist. Hatte eine Tanne — z. B. wegen Druck von der oberen Hangseite her — besonders Mühe, sich gerade emporzurichten und gerade zu halten, so wird ihr erstes Stammstück gerne *ä Gygäbogä* (in Seewis: *ä Chrümlig*). Eine stark buchsige Tanne, deren Stamm nicht mehr rundherum rundlich, sondern auf einer Seite oval zugespitzt ist, hat einen «Schweinerücken», *ischt schwynggrügeti*, oder — noch ausgeprägter —: *diä hed ä Gäisrugg*, einen «Ziegenrücken». Gelegentlich treibt eine Tanne mitten aus ihrem Hauptstamm ein zweites, kleineres Stämmchen hervor, das hübsch parallel an ihm emporwächst. Ist dieses Nebenzämmlein noch klein, so sagt man etwa: *schü* (die Tanne) *hed äs Chind*, allgemein aber nennt man es *äs Zuäschöb, äs Byschöb. än Zuätiässä*³⁵. *ä Gga-*

35 Der *Tiäbä* ist eigentlich das Löchlein am einzelnen Strich des Enters, meint aber, da das milchspendende Löchlein auf die Dauer wohl doch das Eindrücklichste und Erfreulichste daran ist (pars pro toto), oft den Strich selbst. So heißen denn auch die kleinen Nebenzigen einfach *Zuätiäbä*. Dieser Name.

mä³⁶. Ä Stümpä ist eine Tanne mit abgebrochenem Wipfel, än acher-ggibleti Tanä; ä Brüchlig ist ein abgebrochenes, nicht mehr in seiner ganzen Länge meß- und brauchbares Stammstück. Für einen Stamm, dessen Umfang vom dickeren zum dünneren Ende sehr rasch abnimmt, hört man etwa den Ausdruck ä Ggloggä oder ä Ggloggähälä (Glockenschwengel). Diese Form des Stammes trifft man besonders häufig bei Tannen, die in einem Weidgebiet oder in einem irgendwie sonst lokaleren Bestand gewachsen sind, bei den Wäidtanä. Solche Tannen schießen, da sie zuviel Platz haben, nicht in die Höhe und damit in den Stamm, sondern in die Breite, d. h. vor allem in die Äste (vgl. S. 20); sie liefern, wenn es gut geht, drei astige Blöcker, die erst noch abhölzig, jäh abnehmend, geespitzi sind. Solche Bäume verdienen wirklich den Namen ä läidi Hudlä-püüschä.³⁷

So liegen die Stämme nach dem Entasten da. Gleich nahen die Arbeiter mit der Säge.

auf die Tanne übertragen, charakterisiert das Verhältnis von Haupt- und Nebestamm sehr gut.

36 Der Begriff *Ggamä* ist nicht so eindeutig. Manche verstehen unter ihm dasselbe wie unter *ZuätiäBä*; andere (besonders im Hinterprätigau) bezeichnen damit einen Ast, der zwar wie ein gewöhnlicher Seitenast aus dem Stamm herauswächst, aber überdimensioniert ist und erst seinerseits die normaldicken, üblichen Äste trägt; mein Klosterser Gewährsmann brauchte das Wort für den gegabelten Ast, auf dem man z. B. die schweren Kartoffelsäcke von einem höhergelegenen Acker zum Heimatli herabschleift, aber auch für den gegabelten Ast, mittels welchem man beim Beigen im Walde das Beigenholz und die Haltepfosten miteinander verschlauft (vgl. S. 248). Am allgemeinsten ist das Wort wohl bekannt als Bestandteil des alten Wendepflugs: die durchgehende, lange Latte, die sich hinten in die zwei Haltearme teilt, an der vorne die Zugvorrichtung und unten Rad und Pflugschar etc. angemacht sind, heißt nämlich auch so. Offenbar gehört zum Begriff der *Ggamä* wesentlich der Begriff der Gabelung.

37 Ein besonders wüstes Exemplar ähnlicher Art stand lange Zeit auf der Cresta, dicht am alten Weg von Schiers nach Schuders. Sie war und ist noch heute allgemein bekannt als *d Huder-* oder gar *Häxä-püüschä*: um Mitternacht sollen Hexen um sie herum ihr Unwesen getrieben haben. — In Furna nennt man solche verwachsene, knorrige Tannen mit mehr Ästen als Stammholz: *ä Grogä*. Dort heißt sogar ein ganzer Wald so. — Von einer ganz besonderen einmaligen Unform erzählte mir ein alter Arbeiter. Ein an und für sich normaler Stamm hatte an einer Stelle ringsherum eine riesige Krebs- oder Pilzgeschwulst. Diese Überwucherung, dieser *Mäscher*, war so groß, daß er beim Hinausführen im Winter immer wieder streifte an den seitlichen Schneewänden des Tobelweges. Dieser Block war natürlich im ganzen Schlag berühmt, man nannte ihn nur *der Taapä* (die Kröte). Er soll übrigens in irgendeinem Museum seine letzte Ruhe gefunden haben. — Hübscher sind die Formen, die der Holzschnitzer WILHELM LEHMANN im Walde findet und zum Teil mit ganz wenig Nachhilfe zu geheimnisvollen mythischen und heiligen Gestalten erweckt. Vgl. R. LEJEUNE. Wilhelm Lehmann, Tschudy-Verlag, 1952, ein Buch, das ich jedem Freund eigenartiger Natur- und Kunstformen empfehlen möchte.

4. Zersägen

Wenn immer möglich beginnt man das Zersägen am dickeren Ende der Tanne, man rückt vom Stock aus gegen den Wipfel vor. Das hat seinen Grund: man überblickt so die Aufgabe besser; man sägt so die wichtigsten, weil schwersten Stammteile zuerst ab und kann sich mit den leichteren dann darnach richten und die Längenmaße ausgleichen. Sind keine besonderen Vorschriften zu berücksichtigen — wie etwa beim Holzrüsten für einen Stallbau, wo die Fäller eine genau detaillierte Holzliste mit genauer «Zopf»-angabe, d. h. Durchmesserangabe des dünneren Endes der einzelnen Stücke, zu befolgen haben —, so werden die Stämme auf 4, 4½, 5, 5½ m «abgelängt», wie der Fachausdruck lautet.³⁸ Längere Stücke wären wohl wünschbar, jedoch nicht wegzubringen auf den steilen, spitzwinkligen Schlittwegen des Prätigaus; einzig das flachere Gelände von Klosters erlaubt den Transport von eigentlichem Langholz. Jeder Stammabschnitt erhält zum Ausgleich der Beschädigungen, die ihm beim Riesen und Transport erwachsen, zudem noch ein Zumaß von 5 cm, d. h. von ca 1 % seiner Gesamtlänge. Als Meßstecken benützt man gewöhnlich einen 2½ m langen geraden Tannenstab, *äs Tannzwy*, dem man die Meter- und Halbmetergrenzen eingekerbt hat. Dieser Stab ist leicht und doch solid und schlimmstenfalls ohne weiteres ersetzbar.

Die einzelnen Stammteile der zersägten Tanne nennt man im Vorderprätigau allgemein *äs Tütschi* (Pl. *Tütschi*), im Hinterprätigau *äs Block* (Pl. *Blöcker*). Dieser sprachliche Gegensatz zwischen Außer- und Innerprätigau³⁹ (die Sprachgrenze läuft über den Berghang des Weilers Lunden, quer über die alte Talstraße, zum Haupttal hinab — geographisch ein Riegel, historisch eine alte Gerichtsgrenze) ist zwar beiden Teilen noch bewußt, wird aber, besonders an den Berührungsflächen Schiers-Furna, Schiers-Jenaz bereits stark verwischt durch das gegenseitige Hin und Her der Arbeitskräfte. So konnte mir mein Contenser Gewährsmann sagen, bei ihnen werde *Tütschi* (für *Block*) erst gelegentlich gebraucht, und zwar erst, seit einige Contenser *im Schiärscher gfaarä sind*, d. h. an der Holzfuhr im Schierser Tobel teilnahmen und von dort diesen Ausdruck heimbrachten; so hört man umgekehrt in Schiers auch öfters den Ausdruck *Block* für *Tütschi*: *äs hübs Block*

38 Früher galt durchwegs und fast diktatorisch der *Achtzechner* (18 Schuh = 5.40 m) als Normalmaß. Beim Stallbau hört man diesen Begriff noch heute. rechnet der alte Bauer im stillen doch noch heute gern mit dem früheren Maß und übersetzt es z. T. erst mühsam ins neuere.

39 Vgl. dazu R. HOTZENKÖCHERLE «Bündnerische Verbalformengeographie» (in: Sache, Ort und Wort, Festschrift für J. Jud. Romanica Helvetica Bd. 20).

und *äs wackers Tütschi* bedeuten gleicherweise und ganz allgemein *äs namhafts Holz*.⁴⁰ Der sprachliche Unterschied zwischen Vorder- und Hinterprätigau wiederholt sich bei der Benennung der einzelnen Stücke des zu Brenn- oder Papierholz weiterzersägte Blockes: der Vorderprätigauer nennt diese 1 m langen Stücke ganz allgemein: *ä Burä*, der Hinterprätigauer: *äs Tütschi*. Entsprechend heißt im Hinterprätigau der Klotz, der durch Vierteilung der Burre oder des Tütschi entsteht und der dann weiter zu Küchenholz zerkleinert wird, *ä Burä*, *äs Bürli*, während man ihm im Vorderprätigau eher *Totsch* sagt. Das Hinterprätigau hinkt also dem Vorderprätigau in der Benennung der einzelnen Stücke gleichsam immer um eine Größenordnung nach: *Tütschi* = *Block*; *Burä* = *Tütschi*; *Totsch* = *Burä*.^{40a}

Die sprachliche Scheidung der beiden Gebiete zeigt sich nochmals im Namen des ersten Stammstückes. Der erste Block ist beachtenswert und verdient einen besonderen Namen nicht nur, weil er überhaupt der erste ist, sondern vielmehr wegen seiner Schwere, seiner gelegentlichen inneren Fäulnis (Stockröte) und vor allem wegen seiner *Juppä*, seiner frauenrockartigen Ausbuchtung dort, wo er ursprünglich in den Wurzelstock über- und auseinanderging. Der Hinterprätigauer braucht dafür im allgemeinen einen sehr neutralen Ausdruck: *ds Stammholz*. Weit handgreiflicher umschreibt der Vorderprätigauer die Tatsache: *der Äärschlig*, *ds Äärschligholz*, worin Schwere, gelegentliche innere Fäulnis und Überquellen dieses Stammstückes über das Kreisrund hinaus — eine überdicke Person auf einem schmalen Stuhle! — gleichermaßen getroffen werden.⁴¹ Der Hinterprätigauer kennt zwar den Ausdruck *än Äärschlig* auch, verwendet ihn aber gewöhnlich nicht für den ersten Stamm schlechthin, sondern nur für das erste Stück des ersten Stammes, das wegen seiner minderen Qualität (Stockröte, Kälterisse) gelegentlich abgesägt und zum Brennholz

40 Am unbestrittensten hält sich der ursprüngliche Hinterprätigauer Ausdruck (Block) noch in Klosters: Klosters mit seinen guten, das ganze Jahr befahrbaren Waldwegen erfährt wenig von den witterungsbedingten Stoßzeiten der Arbeit, die gelegentlich den Beizug von Arbeitskräften aus den Nachbargemeinden nötig machen; zudem liegt es bereits zu weit im Hinterprätigau, als daß die Vorderprätigauer gruppenweise und für einige Zeit dort Arbeit nähmen oder bekämen, allein aber geht ein selbständiger Fuhrmann kaum auf die Holzfuhre in eine fremde, so weit entfernte Gemeinde (Unterkunft für Mann und Pferd. Heimweh!)

40a Das Wort leitet sich her von ital. burra, Block. «Burratori = Unternehmer, welche für Rechnung der Käufer das Holz schlagen, riesen und flößen ließen». (J. A. v. SPRECHER, Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert, bearbeitet und neu herausgegeben von Dr. RUDOLF JENNY, Chur 1951, S. 104.)

41 Mein Gewährsmann von Furna sagte mir, er habe in Valzeina in der gleichen Bedeutung auch etwa den Ausdruck *äs Füdli* gehört.

geschlagen werden muß, wozu es meistens gerade noch taugt. Der Vorderprätigauer hinwiederum nennt dieses «abgestammte» Stück — so lautet der Fachausdruck dafür — im allgemeinen *än Äärschlig-burä*.⁴²

Wie das erste Stammstück einer Tanne besonders gewürdigt wird, so werden auch ihre letzten und dünnsten Teile mit besonderen Namen bedacht. Daß sich jedoch diese schwächtigen Stämmlein im Vergleich zu dem honoratiorenhaft-würdigen Äärschlig sehr oft spöttisch-pejorative Benennungen gefallen lassen müssen, ist begreiflich. *Giblig*, *Spitzlig*, *Bömli* tönt zwar noch ganz sachlich und artig, *Lattä* aber bereits etwas geringschätziger, und wenn dann gar ein Fuhrmann etliche solcher Spitzlinge zu einer Fuhre zusammenbinden soll, so kann man etwa hören: *der-n-äs verdammts Gglätt! . . . trifft jetzt miär wider sölüg Bättler, derä Schwenz!* Im Vergleich zu einem stolzen Äärschlig oder sonst einem großen Einzelholz wird solche Fuhre als Schinderfuhre empfunden (vgl. S. 177, 200).

Der allerletzte Teil der Tanne, die Krone, die allerdings im Walde zurückgelassen wird, ist der *Gibel*; in Seewis hörte ich dafür auch der *Dolder*, andernorts der *Tschäpel*. — Ein kurzer, dicker Stamm ist *ä Poperi* (*poperä* = klopfen, besonders: anklopfen an einer Türe etc.).

42 Vgl. zur Stockröte auch S. 229 und zum Abstammen S. 230.

Gegen Stockröte ist die Rottanne weit empfindlicher; Kälterisse gibt es nur bei der Weißtanne. Die Weißtannen sind viel *rüäbechter* (feuchtigkeithaltender) und deshalb besonders *chelti-rissig* (frostrißgefährdet). Die Kälterisse verlaufen radial und reichen selten weit dem Stamm nach hinauf: *äs ischt ä Säältähält, wen äini* (eine Tanne) *uf dä Meeter noch ni pschloßni ischt*. Das rissige Stück wird abgestammt. — Stockröte entsteht vor allem bei ungemäßigtem Standort der Bäume; aber auch grobe Verwundungen, z. B. durch schonungsloses Riesen oder Steinschlag, können sie bewirken. Das Abstammen ist für den Rüster eine lästige Mehrarbeit. Um gleich von Anfang an die richtige Stelle zu ermitteln, wo das faule Holz aufhört und das gute beginnt, stößt er stark roten Stämmen etwa einen Prügel so weit hinein, bis er auf harten Widerstand gerät. Dort beginnt er dann zu sägen. Ist das Sägemehl naß und rot — *d Saagä hed derä Fäjä gfergget* —, so weiß er, daß das Holz immer noch nicht gut ist. Dann wird ein Stück weiter unten noch einmal angefangen und hineingesägt. Ist das Sägemehl *hert-root*, d. h. hart und trocken wie gewöhnliches Sägemehl, nur rötlich — *äs ob mä wacker grobi Polentä* (Mais) *gsaaget hetti* —, so sägt man den Stamm ganz durch, denn nun ist sein Holz gut, d. h. wenigstens «nagelfest». — Früher ließ man das abgestammte Stück einfach im Walde verfaulen, denn hinausgeführt wurde nur Bauholz, beim Flößen aber wäre das schon angefaulte Stück doch auseinandergefallen, *zerkyt*, oder hätte sich vollgesogen und wäre untergesunken. Heute geht man sparsamer um mit dem Holz und stammt — da ja bei manchen Schlägen auch das Brennholz hinausgeführt wird — die Stämme möglichst erst im Tale, auf dem Lagerplatz, ab und rettet so manches Stück zum Brennholz hinüber. — Beim Zersägen stockroter Stämme im Walde — so erzählte mir ein alter Arbeiter — hätten sie dann etwa zueinander gemeint, *di Stockrootä, das gebi denn Tootä-böm* (Särge).

Dieser Name charakterisiert sehr gut das Stiernackige, das harte Schlagen und Stoßen dieser kurzen, gedrungenen Stämme, sei es beim Riesen, sei es beim Führen, wo sie gewöhnlich hinten an der Hauptlast angemacht und nachgezogen werden und, bald zurückhaltend, bald nach vorne stoßend, im Wege hin und her schlagen.

Soviel zu den Namen und Begriffen der einzelnen Stammstücke. Was das Zersägen und seine Schwierigkeiten — Klemmen wegen Buchs, Bißnen, Nachsägen, Kunst des geraden Sägens etc. — anbelangt, verweise ich auf das Kapitel Fällen (I, 2) und das Kapitel Aufsägen der Blöcker zu Klafferholz (III b 1). Diese Dinge bleiben sich bei der aufrechten wie bei der liegenden Tanne prinzipiell gleich, treten hier allerdings oft noch weit perfider und gefährlicher in Erscheinung als dort. Besonders beim Windwurf- und Schneedruckholz. Denn dieses Holz fällt nicht, wie menschlicher Wille und rationeller Ordnungssinn es fällen würden, sondern in natürlicher Willkürlichkeit und liegt oder hängt dann meist kreuz und quer durcheinander, entwurzelt, verzängt, voll innerer Spannung und drohender Plötzlichkeit — ein Bild romantischen Daseins.⁴³ Bei richtigem Umwurfwetter — z. B. ungefrorenem Boden, schwerem, haftendem Schnee und gar noch Wind dazu — werden in kurzer Zeit so viele Bäume umgeworfen, *umgwürzt*, daß sie, zusammengedacht, einen großen Akkord ausmachen. Die Zurüstung dieses weiterstreuten Holzes wird möglichst mit anderen, gewollten Holzschlägen verbunden oder geschieht in kleineren Einzelakkorden oder wird — das betrifft natürlich nur einen sehr kleinen, relativ dorfnahen Teil — den Gantern von Losholz auferlegt. Eine teure Geschichte für die Gemeinde auf alle Fälle, ganz abgesehen von den Stämmen, die, vereinzelt und unerreichbar, verfaulen! Denn kein Akkordant wird Windwurf zum gleichen Preise rüsten wie stehendes Holz. Wohl liegen die Stämme schon da und braucht man sie nicht mehr zu fällen, aber wie liegen sie da? Als vor einigen Jahren im Dürrwald (*uf-äm Dürä* unter der Alp Drusen) eine Staublawine ca 120—140 m³ Holz umgeworfen hatte, umschrieb mir der betreffende Akkordant das anfängliche Durcheinander entwurzelter Tannen: *Mä hed vilä fascht nid gwüßt wo aafaa!*, man wußte fast, fast nicht, wo man anpacken sollte.

Daß es beim Zersägen von Windwurf-tannen doppelt aufmerksam zu sein gilt, wurde mir gleich eindrücklich bewußt, als ich — auf meiner ersten Waldfahrt — mit den Fuhrleuten am Schlagort ankam und dort den Rüstakkordanten traf. Kaum hatten wir uns begrüßt, sagte er mir auch schon (er war noch ganz erregt und verärgert über

43 Dichterisch dargestellt wird der Wald bei Schneedruck in A. STIFTERS «Die Mappe meines Urgroßvaters», wie Stifter überhaupt den Wald und sein Geheimnis immer und immer wieder liebend umworhen und beschrieben hat.

den Vorfall): Da könne ich mir gerade ein Beispiel nehmen, wie man es nicht machen müsse; er sei nun doch gewiß schon ein alter Esel und schon viele Jahre zu Wald gegangen, und doch hätte er eben fast einen Unfall erlitten, nur weil er zu wenig aufgepaßt habe. Er zeigte mir die Angelegenheit: Er hatte eine entwurzelte Tanne, die, mit ihrem untersten Stammstück gegen den Fuß einer stehenden Tanne gepreßt, scheinbar harmlos dalag, dicht am Wurzelstock einfach abzusägen begonnen, den Zwang, in welchem die Tanne lag, erst genügend beachtend, als sie ihm, endlich durchgesägt, mit ihrem dickeren Ende einen Backenstreich versetzte, der ihn beiseite warf. Nun rieb er sich seine Backe, schalt sich einen alten Esel und pries sein Glück im Unglück.

Das Zersägen von Windwurfstämmen ist, bei nötiger Vorsicht, zwar nicht unbedingt gefährlich, wohl aber meist umständlich und zeitraubend. Ein Beispiel, das ich mit einem Akkordanten zusammen selbst durchexerzierte, ist mir besonders erinnerlich. Eine entwurzelte, schwere Tanne lag hangabwärts, aber ziemlich quer zum Hang, da ihre Spitze, durch den Fuß anderer, stehender Tannen aufgefangen, nicht in die Hangrichtung einschwenken konnte. Die Tanne stand also einmal in horizontaler, d. h. seitlicher Beziehung unter Druck. Gleichzeitig aber, und weit schlimmer, machte sie auch in vertikaler Beziehung einen Bogen, indem sie fast nur zuoberst, am Wurzelstock, und zuunterst, an ihrem dünneren Ende, auf dem Erdboden auflag — *wol, diä ischt den ämaal au noch im Zwang*, meinte der Akkordant, als wir herantraten, *ä rächti Chemä*.⁴⁴ Das spürten wir denn auch gleich: kaum hatten wir angefangen zu sägen — er, zur besseren Kontrolle des Schnittes, auf der oberen Seite des Hanges, ich, die Säge über Kopfhöhe, auf der unteren Seite des Hanges —, da klemmte und zwängte es auch schon so greulich, daß uns nichts anderes übrig blieb, als die Säge wieder herauszuziehen und nachzusägen. Diesmal brachten wir die Säge wenigstens so tief ins Holz hinein, daß wir ihr, als sie wieder in Not kam und ihr freies Singen und Klingen zu einem beklommen-klagenden Ächzen und Stöhnen wurde, eine, zwei und schließlich sogar drei Bissen nachschicken konnten, ohne sie selbst zu treffen. Aber noch bevor wir bis zur Mitte des Stammes weitergesägt hatten, war auch diese Hilfe erschöpft und stak die Säge wieder fest. Wir mußten uns anders helfen. Wir hatten ja noch eine zweite, dünnere Säge bei uns: vielleicht würden wir mit ihr das kurze Stück, das uns bis zur Stammitte noch fehlte, bewältigen können; nachher mußte der Druck ja abnehmen und allmählich — so verlangt es die Komplementärgesetzlichkeit der Natur — zu einem eben-

44 *Chemä* heißt der bogenförmige hölzerne Halsreif des Jung- und Schmalviehs.

so kräftigen Zug werden, die Spaltbewegung der Säge beschleunigend und — wer weiß — vielleicht sogar übertreibend bis zu gefährlich-plötzlichem Ausschranzen, *uusschrenzä, uussprenggä, uusschälperä*. Auch dem galt es beizeiten vorzubeugen. Bevor wir also die zweite, dünnere Säge einsetzten (der ersten hatten wir auf einer Seite den Griff abgeschraubt und sie mit Mühe nach der anderen Seite unter den Bissen durch- und herausgezogen), sägten wir die Tanne möglichst genau zum oberen Schnitt hin, auch noch von unten her an. Nicht tief, nur so weit, daß sie nicht mehr ausschranzen konnte.⁴⁵ Mit der dünneren Säge, die wir wieder unter den Bissen durch in den Schnitt einführen, brachten wir die Arbeit dann tatsächlich glücklich zu Ende. — — Das letzte Stück sägte der Akkordant, *am Ober-oort*, auf der oberen Seite, stehend, allein durch. Der gefährliche Standort *am Under-oort* wird zuletzt immer aufgegeben, sowohl zum Schutze des Mannes, als auch der Säge. Indem nämlich der betreffende Säger jeweils den Sägegriff auf seiner Seite abschraubt und mit sich nimmt, kann die Säge im gegebenen Moment vom anderen Mann einfach herausgezogen werden; die Gefahr, daß sie sich im Durcheinander des Zusammenbruchs irgendwie verfange und Schaden nehme, wird so beinahe ausgeschlossen. In dieser Hinsicht ging denn auch in unserem Falle alles glatt: der Säger zog im letzten Moment die Säge zurück, der Stamm schlug schräg nach unten zu Boden, schon glaubten wir die Bissen noch aufeinanderschlagen zu hören und also gleich zu finden, da mischte der Wurzelstock sich ein und verkomplizierte die einfache Rechnung. Er hatte sich offenbar schon lange auf seine baldige Freiheit gefreut und uns bereits bei der Arbeit durch Erdkrumen und kleine Steinchen von oben — zur Schonung der Säge mußten wir die Sägestelle sogar mit dem Beile vorerst entrinden und reinigen — und durch größere Erdbrocken und Steine von unten zu merken gegeben, daß er zur Reise gewillt sei. Als der Stamm nun fiel und die Freiheit wirklich da war, schrak er zwar zunächst zurück, überlegte sich's aber noch einmal, besann sich und setzte sich schließlich in Bewegung. Mit langen, weit aus-

45 Liegt ein Block fast nur dort auf, wo man ihn gerade absägen soll, während sein übriger Teil über die Bodenerhebung hinaus — sie braucht gar nicht groß zu sein — ins Leere sticht, so befindet sich diesmal der Zug oben und der Druck unten am Stamm. Man darf also, wegen der Reißgefahr, nicht einfach von oben her drauflossägen, sondern müßte den Hauptschnitt eigentlich von unten her führen. Das geht aber — abgesehen von der Mühseligkeit solchen Unterfangens — nicht, weil die Tanne ja gerade dort aufliegt. In diesem Fall muß man den Stamm dort, wo er in der Luft hängt, durch zwei starke, gegenseitig schräg gestellte Astsparren — *derig Spe(e)rä* — mit dem Erdboden verstreben: nun liegt der Stamm an beiden Enden auf, man darf ihn also ruhig von oben her zersägen, er wird nicht reißen. Erst zuletzt, wenn man die Stützen herausschlägt, kippt er auseinander.

greifenden Armen und Beinen, etwas komisch und unheimlich zugleich, unbeholfenen aber auch unberechenbaren Ganges — *diü Wurzästöck bezüüchend äis de noch gschwind* — trollte er sich hinweg, in eine Mulde hinab, unsere Bissen mit Erde und Steinen überschüttend und verschleppend. Wir konnten nachher noch eine gute Zeit suchen, bis wir sie wieder beieinander hatten.

Nun endlich konnten wir zügeln und uns, weiter unten am Stamme, zur nächsten Operation bereitmachen. Dabei erfuhr ich ein Weiteres. Ich meinerseits hätte wenigstens den Zapin und die eine Säge am alten, sicheren Platz zurückgelassen, statt sie auch noch in das steile, unordentliche Ästegewirr hinabzutragen, wo man kaum wußte, wo man sie hinlegen sollte. Der Akkordant aber erklärte mir kategorisch: es gelte als Prinzip, daß man beim Wechsel von einem Platz zum anderen immer alles Werkzeug mitnehme; brauche man etwas davon auch einmal nicht, so habe man es doch jederzeit gleich zur Hand; das erst spätere Nachholen von Werkzeug sei, auch abgesehen von der Gefahr des Vergessens und Verlierens, immer unangenehmer und zeitraubender als die momentane Unbequemlichkeit des Zügelns. So teilten wir uns denn, wie es gerade kam, in die *Robi* (Zügelware) und stocherten und stolperten — mit zwei Sägen, zwei Beilen, einem *Füüschtlig* (kleiner Bissenhammer, beidseitig stumpfer Eisenschlegel) und drei Bissen, mit dem Meßstecken und einem Zapin beladen — über den Steilhang und durch die Äste durch zur neuen Sägestelle hin. Dort Ablegen des Materials — Sägezähne und Axtschneiden immer hangaufwärts, höchstens seitwärts, nie nach unten! —, Wegstoßen der hinderlichsten Äste, Abmessen des Stammes, ein Hick mit dem Beil, und nun singt die Säge und springt das Sägemehl wieder: «i-a-u-i, i-a-u-i, i-a-u-i!»

Das Sägen ist eine Arbeit der Gemeinschaft und darum doppelt schön, wenigstens solange die innere und äußere Verbindung dieser Gemeinschaft klappt, d. h. solange die beiden Sägenden gut zusammenpassen und sich nicht durch ewige Mäkeleien die Arbeit versauern — wie ich es bei zwei Brüdern beobachten konnte, die zu viel heraussehinden wollten und deshalb, ständig leicht gereizt, sich bei jeder kleinsten Arbeitsverzögerung sofort gegenseitig die Schuld vorwarfen — und solange, andererseits, die Säge gut im Stande ist. Das Erste, die gegenseitige Verträglichkeit, ist eine allgemein menschliche Aufgabe; das Zweite, der gute Schnitt der Säge, ist die besondere Aufgabe des Waldarbeiters. Doch berühren sich berufliche und menschliche Forderung oft sehr nahe: Je schlechter eine Säge haut, umso schwieriger ist es, verträglich zu bleiben. Wie also muß die Säge aussehen, damit sie gute Arbeit leiste und so beitrage zu Arbeitsfriede und Arbeitsfreude?

Dieser Frage schenkte der Waldarbeiter von früher noch recht wenig Aufmerksamkeit. Er sägte einfach, wie es etwa ging — man hatte ja Zeit. In dem Maße aber wie das Akkordsystem und Höchstleistungsprinzip auch im Walde Eingang fand, wurde auch die Frage nach der Beschaffenheit des Werkzeugs dringlicher. Es ist klar: der Akkordant, der die Sägen für seinen Akkord selbst liefern muß — der gewöhnliche Arbeiter ist nur zum Mithringen von Beil und Zapfen verpflichtet —, sorgt in seinem eigenen Interesse dafür, daß er nur gute Sägen zur Verfügung stellt und daß diese Sägen auch jederzeit gut gepflegt werden. Wie rasch diese Rationalisierung — lange hinten gehalten, endlich durchbrechend — Boden gewann und gewinnen mußte, zeigt die Einführung der Hobelzahnsäge. Einige Jahre vor dem zweiten Weltkriege wußte man im Prätigau praktisch noch nichts von der *Hobelzaanderi*; heute kauft ein hauptamtlicher Waldarbeiter kaum mehr ein anderes Modell.⁴⁶ Man begreift den Aufschwung dieser Säge, wenn man sie mit irgendeinem anderen, selbst dem zweitbesten Modell vergleicht.

16 Eine Ausnahme scheint Klosters zu machen. Wenigstens behauptete mein Gewährsmann, die alten Sägen — unterbrochene Dreieckszahnung vor allem — seien noch durchaus in Kraft bei ihnen, die neuen erst ganz selten. Trotzdem, sie sind da und werden bald die Oberhand erlangen. Die ersten Versuche mit dem neuen Prinzip wurden in unserem Lande um 1880 gemacht, vgl. A. SCHWYTER, *Der praktische Forstwirth für die Schweiz*. XX. Jahrg., März 1885, S. 33 ff. Über die forstlichen Geräte. Im Jahre 1930 wiesen — laut R. C. GUT, *L'outillage des bûcherons en Suisse, Résultats d'une enquête* — in der Gesamtschweiz 6,5% aller Sägen die Hobelzahnung auf. Eine genaue Zahl für die heutigen Verhältnisse kenne ich nicht, doch muß sie bedeutend höher liegen, da damals erst italienische Holzerguppen, die abwechselungsweise im französischen und schweizerischen Jura arbeiteten, diese Zahnung benützten, während sie heute bereits bis in die Süd- und Ostschweiz hinein heimisch geworden ist und wird. Man ermißt die Beschleunigung der Entwicklung: 1880: erste Versuche in der Schweiz; 1930: 6,5 % aller Sägen der Schweiz; 1945: Die Hobelzahnsäge hat das Prätigau zu 90 und mehr Prozent erobert.

Bereits taucht am Horizont die Motorsäge auf. Akkordanten, die nach dem Kriege im Schwarzwald arbeiteten — im ganzen ein trübes Kapitel! —, brachten sie von da nach Hause mit. Zum Rüsten in unserem steilen Gelände ist sie zwar nur selten vorteilhaft, aber beim Zersägen von Brenn- und Papierholz auf dem Lagerplatz wäre sie den gewöhnlichen Sägen überlegen, nur zu überlegen. Die Gemeinde mußte einschreiten und sie für ihre Schläge verbieten: in erster Linie zum Schutz des Arbeiters und zweitens auch, weil die Motorsäge das Holz mehr zerrupft als zersägt, so daß die Schnittfläche rauh, körnig, fast wie stockrot aussieht und das Holz von den Papierfabriken dann gern zur minderen Qualität geschlagen wird. — Die Problematik des Gebirgskantons leuchtet auf: Graubünden sollte rationalisieren, um mit der Entwicklung Schritt halten zu können; aber Natur und einseitige Verdienstmöglichkeit segnen dieser Bewegung sofort Grenzen. Die Motorsäge schnitt in lebendiges Fleisch, solange der Arbeiter keine Ausweichmöglichkeit in andere Industrie hat. Drum ist die *«Hobelzaanderi»* vorläufig das angemessene Werkzeug in unserem Tal.

Das Merkmal jedes rationellen Betriebs ist die genaue, saubere Arbeitsteilung, so auch bei der Hobelzahnsäge. Zwei Schneidezähne und ein Hobelzahn teilen sich genau in die Arbeit des Sägeschnittes: jene stechen die Wände ab, dieser hebt die Mitte aus; jene schneiden vor, dieser hobelt nach. Darum entsteht auch kein eigentliches Sägemehl, grobkörnig und zerrissen — lauter herausgeschränzte Einzelteilchen —, sondern, je nach der Saftigkeit und Härte des Holzes, kürzere oder längere Späne, statt der «Polenta» (Mais) gibt es «Nudeln». Die ununterbrochene Dreieckzahnung hingegen besitzt lauter Schneidezähne, und bei der unterbrochenen sorgen einzig vier etwas kürzere, stumpfe Zähne, die sich auf die ganze Länge verteilen, *d Rumer*, für die Ausräumung des Sägemehls (vgl. Fig. 4). Die rationelle Spezial-

Fig. 4: Ununterbrochene Dreieckzahnung
1 nur Schneidezähne



Unterbrochene Dreieckzahnung
1 Schneidezähne, 2 Rumer



Schlecht nachgefeilte Dreieckzahnung
1 Schneidezähne, 2 Zahnfleisch



Hobelzahnsäge
1 Schneidezähne, 2 Hobelzahn



lisierung der Sägezähne zu Schneidezähnen einerseits und Hobelzähnen andererseits bedeutet eine merkliche Steigerung der Sägeleistung. Sägen mit unterbrochener Dreieckzahnung zerschneiden bei normalem Arbeitstempo und walddischem Holz pro Minute durchschnittlich etwa 700—900 cm² Nadelholz oder 500—700 cm² Laubholz; Sägen mit Hobelzahnung aber zersägen unter den gleichen Bedingungen etwa 900—1200 cm² Nadelholz oder 700—1000 cm² Laubholz. Bedenkt man, daß die Säge bei einem Nutzholzschnitt rund den fünften, bei einem Papier- oder Brennholzschnitt sogar rund den dritten bis halben Teil

der gesamten Arbeitszeit als Werkzeug dient, so ergibt die Verwendung der Hobelzahnung innerhalb des Gesamtakkordes eine erkleckliche Mehrleistung.⁴⁷

Die erhöhte Leistung bedingt aber auch eine erhöhte, äußerst sorgfältige Pflege der Säge. Hier liegt denn auch der Grund, weshalb dieses feine Modell, das bereits während des ersten Weltkrieges durch kanadische Truppen in Frankreich eingeführt und wenig später auch bei uns vereinzelt bekannt wurde, so spät erst richtig Fuß faßte. Man hatte weder Lust, so lang und oft an seiner Säge herumzufeilen, noch die Einrichtung, um es gründlich und genau genug zu tun, und vor allem: es fehlte die Einsicht in Notwendigkeit und Nutzen solch peinlicher Sorgfalt; man beließ die Dinge lieber beim Alten, Gewohnten, seit Großvaters Zeiten Bewährten, war man doch immer noch durchgekommen damit (vgl. Anm. 49). Erst das Akkordwesen mit seinem Höchstleistungsprinzip, unterstützt durch Aufklärung von oben, schärfte den Blick für die Vorteile des Neuen.⁴⁸

Einzelne Stufen dieses Übergangs sind deutlich erkennbar. Als ich jene beiden Brüder fragte, wie man eigentlich eine Hobelzahnsäge, die nicht mehr gut hauen, wieder instandstelle, taten sie sehr geheimnisvoll und wichen aus; sie fürchteten offenbar, ich, Hausierer und Klatschweib, erzähle ihr Geheimnis dann gleich weiter — Wissen aber, und besonders Alleinwissen, ist Macht. Diese Einstellung bezeichnet noch eine der unteren Stufen unseres Prozesses: das rationelle Denken und Handeln wird noch als Geheimnis, fast möchte man sagen: als Zauberprivileg, empfunden und sorgsam bewahrt. Weit freier und offener bekundet es sich bei einem anderen Akkordanten, der dafür auch den Ruf eines guten Sägenfeilers besitzt. Ihm durfte ich ohne weiteres zuschauen und Fragen stellen und bekam erst noch die gute Broschüre einer Churer Eisenhandlung über Hobelzahnsägen und ihre Instandstellung mit nach Hause —: Wissen ohne Geheimnis, sachlich-objektiv und neidlos-allgemein. Dieser Mann hat sich einen Säge-

47 Die statistischen Daten entnahm ich dem Büchlein, das die Versuche der Forstwirtschaftlichen Zentralstelle der Schweiz in Solothurn zusammenfaßt und verwertet: J. ZEHNDER, «Verwendung und Unterhalt der Säge im Forstbetrieb», Solothurn 1936.

48 Es ist das Verdienst der Forstwirtschaftlichen Zentralstelle der Schweiz in Solothurn, all die verschiedenen Werkzeuge und Arbeitsmethoden zu prüfen, das Beste aber zu behalten und dann dem Volk in Wort und Tat — Broschüren und Kursen — weiter zu empfehlen und zu vermitteln. Ziel dieser Bestrebung ist: eine gewisse Vereinheitlichung und dafür umso bessere Kenntnis und Pflege des Werkzeugs. Indem auch die Eisenwarenhandlungen ihren Kunden immer häufiger genaue, anschauliche Wegleitungen zur richtigen Pflege des Werkzeugs mitgeben, dringt allmählich die intensivere, rationell-mechanische Behandlung der Werkzeuge durch.

schraubstock selbst angefertigt, die übrige Werkzeuggarnitur, soweit sie nicht schon vorhanden war, hinzugekauft und schärft nun in seiner kleinen, privaten Werkstatt Winter für Winter nicht nur seine eigenen Sägen, sondern auch diejenigen seiner Mitarbeiter und Mitakkordanten. Wie das verrechnet wird, weiß ich nicht. Doch da diese Sägegemeinschaft, jeden Winter einen tüchtigen Teil der Klawerholzarbeit auf dem Dorflagerplatz übernehmend, sich gewöhnlich aus lauter Verwandten zusammensetzt, und da der Sägenfeiler nicht alle Sägen erst am Abend behandeln kann, sondern sie zur Hauptsache während der eigentlichen Arbeitszeit bearbeiten muß, ist anzunehmen, daß diese Arbeit und ihre Kosten einfach in den Gesamtakkord einbezogen werden. Damit ist die Pflege des Werkzeugs vom Rande, wo man ihr wohl oder übel einen Platz einräumen mußte, ins Zentrum der Arbeit gerückt; sie wird nicht mehr nur als leidiges Anhängsel, sondern als wesentliche Voraussetzung begriffen und somit der Arbeit selbst gleichgestellt. Doch dieser Fall ist eine Ausnahme, wie alle Idealfälle. Meistens bleibt dem Herrichten der Sägen noch der Geruch des notwendigen Übels, namentlich im Walde, wo die Tage oft kurz genug sind und man die wertvolle Arbeitszeit nicht gerne noch verkürzt durch eine zeitraubende, «unfruchtbare», nicht unmittelbar produktive Arbeit. Aber auch die Ausrüstung an Feilen etc. ist im Walde meist noch lückenhaft oder unzweckmäßig. Wohl besitzt jeder Akkordant ein Werkzeugsäcklein oder so etwas — bei einem sah ich sogar ein selbstverfertigtes Feilenetui aus Pferdeleder —, aber das Werkzeug darin ist oft gar zu zufällig zusammengekommen; wohl benützt man die neueren Feilen für die Säge und die älteren, abgeschafften für das Beil, aber auch die «neueren» sind oft schon zu stumpf, und wozu soll man gar einen Sägeschraubstock stundenweit in die Hütte mitschleppen, wo man doch im Walde jederzeit einen frischen Stock oder eine Burre mit breiter Stirnfläche zur Hand hat, in die man nur ein wenig hineinzusägen braucht und dann die Säge, Rücken voran, einklemmen kann? — Immerhin! Man ist aufmerksam geworden auf die Wichtigkeit des Sägenunterhalts, und wenn man sich auch die zweckmäßigste Ausrüstung erst nach und nach anschaffen kann, so läßt man es doch wenigstens am Fleiß weniger fehlen als früher und feilt die Säge bei strengem Gebrauch mindestens jeden anderen Tag.

Im übrigen kann ich mich kurz fassen. Ich verweise auf die ausgegebene Literatur, dort ist die Instandstellung der Sägen ausführlich beschrieben und durch Abbildungen erläutert. Hier nur soviel. Der Vorgang als solcher wird umschrieben durch die Ausdrücke: *d Saagü fylä*, *d Saagü richtä*, ersterer mehr das Schärfen, letzterer mehr das seitliche Ausbiegen der Zähne betonend. Dieses seitliche Ausbiegen der Schneidezähne, von der Mittellinie weg — ein Zahn nach links, ein Zahn

nach rechts, der Hobelzahn bleibt unbewegt in der Mitte — nennt man *chröönü*, *Wäüg machü* (schriftdt. «schränken») oder, als Substantiv, *d Chrööni*, *der Wäüg* (schriftdt. der «Schränk»). Früher machte man den Schränk mehr nach dem Gefühl, d. h. nach der Erfahrung von Fall zu Fall: *shi* (die Säge) *hed z vyl . . . shi hed z wenig Wäüg*; heute schafft man mehr nach genauen Zahlen, d. h. nach einem feststehenden, allgemein gültigen Rahmen: für Weichholz soll die Säge 2,5—3,5 Zehntelmillimeter, für Hartholz und gefrorenes Holz 1,5—2,5 Zehntelmillimeter Schränk haben. — Der Schränkmesser, den man an jeden einzelnen Zahn anlegt, um nachzuprüfen, ob er auch richtig und gleich stark wie die andern Zähne geschränkt sei, heißt *d Uur*, d. i. eine Abkürzung des schriftdt. «Schränk-uhr». Als man noch keine Uhr besaß, konnte es leicht geschehen, daß der Weg etwas zu breit geriet, doch das merkte man beim Sägen ja bald. Geriet er aber einmal besonders breit, so bezeichnete man ihn gern als Straße: *das ischt ja än Straaß as wia by-n-ärä Bandsaagä*. — Die einzelnen Zähne müssen einander aber nicht nur im Schränk gleich sein, sondern auch in der Höhe. Sind die Zähne der einen Seite höher als die der andern, so kragen sie und haben die Tendenz, die Säge mehr auf ihre Seite zu ziehen; dann heißt es: *shi chretzt*, *shi gäid um*. Auch hierin sündigte man früher natürlich häufiger.⁴⁹ Um durchgehend gleich hohe Zähne zu erreichen, muß man sie vor dem Feilen jeweils «abstoßen»; dazu benützt man eine Flachfeile, und, zur Nachkontrolle, *d Leer*. «Lehre» nennt man deshalb auch das moderne Instrument, das die genaue Verkürzung der Hobelzähne — für Weichholz müssen sie 5—7, für Hartholz 3—6 Zehntelmillimeter kürzer als die Schneidezähne sein — erlaubt und verbürgt. — Wird bei der gewöhnlichen Dreieckszahnung die Rundung zwischen den einzelnen Zähnen nicht zugleich mit den Zähnen schön nach- und ausgefeilt, so erheben sich dort allmählich pfropfenartige Gebilde, die man zuletzt gewöhnlich zu neuen, kleineren Zähnen zuspitzt. Solche Unregelmäßigkeiten zwischen den Zähnen sind als *Zandfläisch* (Zahnfleisch) bekannt; sie sind kein Lob für den Sägebesitzer (vgl. Fig. 4). — Dem Sägengriff sagt man *ds Hebi*; in Klosters hörte ich dafür auch *ds Ööri*. An diesem alten Ausdruck wie an der Verschiedenartigkeit der Griffe überhaupt zeigt sich noch einmal deutlich die rationalistische Entwicklung der Säge (vgl. Fig. 5). *Ds Ööri* weist nämlich zurück auf einen älteren Grifftypus; es meint, genau genommen, nur das Ohr, das bei diesem Modell am Ende des Säge-

49 Ein Greis, der die Instandstellung der Hobelzahnsägen nicht mehr lernen will und kann, gab den Vorteil der neuen Säge und besseren Behandlung zu, tröstete sich aber gleich nach alter Weise über die alten Sägen: *Schi hend de schoo ätä grupft, aber mä ischt ämaal albig fortchoo mid-nä*.

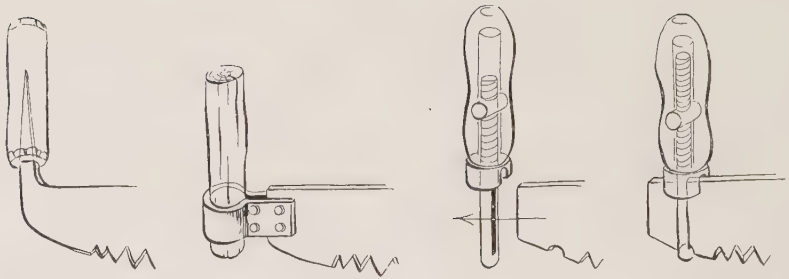


Fig. 5: Sägengriffe

blattes angenietet ist und in welches man dann als eigentlichen Griff einen Holzzapfen einfügen muß.⁵⁰ Noch älter ist das Modell, bei dem, statt des waagrecht herausstehenden Öhrs, ein kräftiger Eisendorn unmittelbar und senkrecht vom Sägenende nach oben führt, direkt in den Holzzapfen hinein und sich darin verlierend. Beide Griffarten sind heute am Verschwinden; man sieht sie zwar noch etwa, aber nicht mehr bei eigentlichen Holzarbeitern, höchstens noch im Privatgebrauch oder etwa bei Bauern in irgendeinem verstaubten Winkel. Heute herrscht fast unumschränkt der Spindelgriff, aufgekommen zugleich mit der Hobelzahnsäge. Sein großer Vorteil ist, daß er leicht und schnell abschraubbar ist: der gespaltene, aber zuunterst geschlossene Schaft wird einfach an das Sägenende angeschlaift und durch das

50 Diese Öhre waren besonders üblich an kürzeren Sägen. Dort wurde dann oft, statt der zwei Einzelgriffe, ein gebogener Haselstecken in sie eingespannt, als einziger und ausschließlicher Griff. Diese Sägen sind und waren in Schiers weitgehend bekannt unter dem Namen *ä Wäidliisaagä*. Die Entstehung dieses Namens ist bemerkenswert. «Wäidli» hat nichts zu tun mit dem Substantiv «die Weide», sondern ist Adverb und bedeutet «rasch, geschwind». Die Säge, die wegen ihrer Kürze natürlich rascher hin und her geht als die längeren eigentlichen Waldsägen, wurde von einem bestimmten Individuum bei einer bestimmten Gelegenheit einmal so genannt: der Name fand Anklang, verbreitete sich und wurde stehend. — Für solche Namen-, besonders auch Ortsnamenbildung gäbe es noch viele Beispiele, zwei mögen genügen. So heißt im Schierser Tobel eine bestimmte Stelle erst seit etlichen Jahren *Höslisch Mäülschalä*: ein Wegmacher, der noch lebt, ärgerte sich oft, daß ihm an jener bestimmten Stelle — es ist eine kleine, steile Mulde — immer wieder Schnee in den Weg rieselte; einst klagte er vorbeifahrenden Fuhrleuten sein Leid: *Das ischt wiä Höslisch Mäülschalä!* (Hösli war ein alter Bäckermeister, der heute längst gestorben ist.) Der Name gefiel, wurde aufgenommen und wird vielleicht noch erhalten sein, wenn längst niemand mehr weiß, wer Hösli wirklich war, zumal sein Geschlecht männlicherseits bereits erloschen ist. — Entsprechend heißt in Seewis eine Stelle *Eduardä Rank*: das ist eine Wegbiegung, an der ein Fuhrmann, namens Eduard, des öfteren ausleerte. Der klangvolle, in unserer Gegend seltene Vorname war natürlich besonders expressiv und geeignet als Träger einer leicht humoristischen Namengebung.

Drehen des Holzgriffes, der inwendig ein Gewinde besitzt, zusammengeklemt und festgeschraubt.⁵¹

So überflügelt der Rationalismus die alten Werkzeuge. Hatte man früher nur eine Säge zu allen Zwecken, so hat man heute immer mehr eine breite (etwa 15 cm) und dafür dünnere Säge zum Fällen und zum Brenn- und Papierholz-Aufsägen — sie geht etwas leichter — und eine schmale (nur etwa 8,5 cm breite) und dafür dickere Säge zum Zersägen des frisch gefällten Baumes — ihre Schmalheit gestattet ein frühes Bißnen, ihre Dicke hält dem Zwang besser stand — und beides sind Hobelzahnsägen. Diese verfeinerte Zweckbestimmung und bessere Pflege des Werkzeugs gehört zur positiven Seite des eindringenden Rationalismus; seine negative Seite aber ist letztlich: die Hast, die Nivellierung des Lebens, die Bedrohung der selbständigen, vielseitigen, frei schöpferischen Persönlichkeit, kurz: die Gefahr des Spezialistentums und damit der Vermassung und schließlich der Verstaatlichung.

5. Entrinden

Nach dem Zersägen liegt die Tanne da: erschlagen und mit mehrfach gebrochenem Rückgrat — einzelne Teile haben sich vielleicht schon aus dem Ganzen, aus der Geraden herausgelöst und sind etwas zur Seite gewichen —, nun wird sie noch geschunden und enthäutet.

Man beginnt damit immer zuunterst, denn wenn die Stämme einmal von ihren Aststummeln befreit und entrindet sind, sind sie in steilerem Gelände oft kaum mehr zu halten, und selbst wenn sie noch halten — an irgendeinem Aststummel der Bauchseite oder sonstwie —, so bedrohen sie den unter ihnen Arbeitenden doch ständig mit plötzlichem Überfall.

Die Arbeit beginnt mit der *Bräüwi* (*Bräüwi . . . Braüwi . . . Braüwi . . . Bräüwi* träge die Aussprache ebenso gut), *zerscht tuäd mä bräüwä*: man bricht am Ende des Blockes rundherum die Kanten der Schnittfläche. Diese Abrundung der Kanten ist nötig, damit der

51 Wie wichtig und bequem es ist, daß man den Griff rasch abnehmen kann, erkannten wir beim Zersägen unserer Windwurfanne (vgl. S. 59). Wir ermaßen es umso eher, wenn wir danebenhalten, wie man früher etwa versuchte, die Gefahr beim Zerschneiden des letzten Stückes eines Stammes, der im Zwang liegt, zu umgehen. Einen solchen — individuellen — Versuch stellt die *Lattäsaagä*, die ich einst in einem Schlag vorfand, dar: ein abgebrochenes Stück einer alten, gewöhnlichen Säge, befestigt an einer längeren Latte — an einem künstlich verlängerten Arm also. «Sicherheitssäge» könnte man sie auch nennen, meinte der Besitzer. Die Säge stand außer Gebrauch, rostig und überlebt, an einen Baum gelehnt; sie war nur zur Vorsicht noch mitgenommen worden.

Block beim Riesen nicht so leicht einhake und sich ganze Schiefern — *grooß Schälperä* — aus dem Leib reiße. Man spitzt den Block also gleichsam etwas zu, aber nicht wie einen Bleistift, in der Längsrichtung, sondern in der Querrichtung, d. h.: der Arbeiter steht nicht neben, sondern vor dem Stamm; er führt sein Beil nicht längs des Stammes, sondern quer dazu, indem er es ein Rad, das Rad um die Stammschnittfläche, schlagen läßt. Auf diese Weise fasert und staut sich das Holz beim einzelnen Axthieb weniger; man muß deshalb weniger nachbessern, das Ganze geht schneller. Zudem stellt sich der Stamm zuletzt stattlicher dar: er sieht nicht so *abbätschget*, so «abgeschnefelt» und zerschissen aus; vielmehr erscheint sein Haupt wie geschmückt durch den Kranz der sauberen, regelmäßigen Kerben, welche die Axt ihm schlug.⁵² Tatsächlich: die Kerben der Axt, knapp und großzügig-treffsicher zugleich, weißeln die Größe und schlichte Majestät des Holzes erst recht heraus.

Ist die Bräawi in Ordnung, geht's an die Entrindung des Stammes, ans *butzä* (Putzen), wie man dafür im Prätigau allgemein sagt. Sie betrifft allerdings nur das Block- und Papierholz; das Brennholz wird ja nicht entrindet, es muß — soweit das nicht schon beim Asten geschehen ist (vgl. S. 51) — nur noch völlig und sauber entastet werden und ist dann fuhrbereit.⁵³

Womöglich arbeiten immer zwei Mann am gleichen Block — weniger, um miteinander plaudern zu können, als vielmehr, um sich gegenseitig zu stützen im üblichen Arbeitsrhythmus und um einander beizustehen, wenn es gilt, den Block zu drehen oder von der Stelle zu rücken. Der eine beginnt am oberen Ende, der andere in der Mitte des Blockes, wie beim Rohasten. Auch hier gilt als allgemeine Regel: die Arbeit soll von oben nach unten, vom dickeren zum dünneren Ende des Blockes führen. Da die Rindendicke gegen das dünnere Ende hin ständig abnimmt, ist es viel *linggsamer zum schaffä* (ergiebiger), wenn

52 Wie viel die Bräawi zur guten oder schlechten äußeren Erscheinung eines Blockes beiträgt, mag folgende Bemerkung meines Seewiser Gewährsmannes andeuten. *Nuu nid z grooßi Bräawi machä!* hatte ihm der tüchtige Holzhändler, für den er als Regieführer jahrelang Holz aufrüstete, einst befohlen. Die Blöcker sahen dann größer und schöner aus.

53 Den Entscheid, ob ein Block zum Brennholz geschlagen oder ob er entrindet werden solle, fällt der Akkordant. Er handelt dabei nach den allgemeinen Bestimmungen des Forstverwalters und gemäß seiner eigenen Erfahrung. Im Zweifelsfall läßt er den Stamm einfach in der Rinde, kommt der Förster einmal im Schlag vorbei, fragt er ihn; sonst kann das Holz immer noch drunten im Dorfe, auf dem Lagerplatz erst, entrindet werden (vgl. Anm. 142). — Auch Buchenstämmen werden nicht entrindet, sondern nur *gringlet*: man entrindet nur in der Mitte, wo später der Durchmesser abgenommen wird, ein schmales Stück ringsherum.

man in dieser Richtung vorgeht; die Rinde schließt dann besser aus. In der Gegenrichtung stauen sich Rinde und Holz: fast mit jedem Schlag risse man Fasern und Schiefeln auf; das wäre auf die Dauer mühsam für Hand und Auge.

Der Halmä (Stiel der Axt) *söl in der Richtig vom Stamm luägül*, wird die Regel noch enger gefaßt. In solcher Strenge freilich gilt sie nur noch für die dünneren Stämme, da man nur diese der Länge nach entrindet — *uf züüchü butzet* (gleichsam auf horizontal-ziehende, statt auf vertikal-schlagende Weise putzt). Bei den dickeren Stämmen dagegen spielt es, wenigstens in flachem Gelände, keine wesentliche Rolle, nach welchem Stammende der Axtstiel schaut, d. h. ob der Arbeiter vorwärts- oder rückwärtsgewandt arbeitet, wenn nur die Arbeit als solche in Richtung dünnes Stammende erfolgt. Denn diese dickeren Stämme behaut man nicht der Länge, sondern der Seite nach — nicht direkt gegen das Stammende hin, sondern zunächst im Sinne des Kreises und indirekt erst im Sinne der Länge, kurz: *mä tuäd schä bratschnä* oder *brätschwysch butzä*.⁵⁴

Man begreift, daß die Technik je nach dem Stammumfang wechselt. So etwas wie einen gesetzlich genauen Umschwingpunkt — gleichsam eine bestimmte Zentimeterzahl, die ihn bewirkte — gibt es dabei freilich nicht. Die Grenze liegt ungefähr zwischen Ober- und Untermessern (vgl. S. 228), also etwa bei 30 cm Stammdurchmesser. Wie dick ein Stamm sein muß, bis die Arbeitsweise geändert wird — so oder so —, ist in jedem einzelnen Fall eine Frage des persönlichen Gewohntseins und der äußeren Umstände. Allgemein kann gesagt werden, daß das Bratschnä im Vergleich zum Längsputzen als die gründlichere und vor allem schönere Arbeit eingeschätzt wird und daß deshalb ein Akkordant, der etwas darauf gibt, schön geputztes Holz an Land zu bringen, so weit als möglich daran festhält. Doch irgendwo liegt dann die Grenze, wo die »brätschweise« Entrindung praktisch unmöglich wird: das Beil würde, bei so engem Kreisrund, immer wieder in die Luft hinaus oder — noch schlimmer — in den Erdboden hinein abprallen und viel zu kleine Rindenstücke losreißen, als daß die Arbeit noch gehörig vorwärtsginge und sich bezahlt machte — ist doch selbst das Längsputzen solcher Stämme noch langweilig genug. Man denke nur an den Extremfall der Spizlinge, die an ihrem Ende noch 8 cm Durchmesser haben!

Bei dicken Blöckern dagegen ist das Bratschnen entschieden von Vorteil. Erstens muß man Äste, allfällige Geschwüre, Verwachsungen, die Wurzelansätze des Stammholzes — kurz, alle Unebenheiten des Blockes ohnehin der Breite nach abschlagen, da sie sonst längs des

⁵⁴ Vgl. *brätschü, brätschwysch, uf ds Britt* beim Aufspalten des Holzes. S. 211.

Stammes Schiefeln aus dem eigentlichen Nutzholz mitherausreißen, *uus-schälperä tüänd*. — Zweitens hat man beim Längsputzen lange nicht gleich viel Kraft in Beil und Hand wie beim seitlichen Abschlagen der Rinde, *mä hed au nid düär Gwaald wiä mid brätsch-wysch butzä*. Begreiflich. Denn dort bewegt man das Beil nicht in der natürlichen Fallrichtung, vertikal, sondern zieht es gleichsam horizontal unten durch, so daß es eigentlich immer erst im Ausschwingen sein Objekt erreicht; hier aber bekräftigt man es nur in seiner eigenen Fallrichtung, so daß es in vollem Schwung und auf direktem Weg auf sein Objekt aufschlagen kann — dort braucht man Kraft, um das Beil überhaupt in Schwung zu halten; hier braucht man sie nur, um den eigenen Schwung des Beils zu regulieren. Auf die Dauer ist der Unterschied wesentlich spürbar im Kräftehaushalt. — Und schließlich: ein «brätsch-weise» geputzter Stamm sieht auch viel schöner aus als ein der Länge nach entrindeter: *schä chomend de wiä treeti* (schön rund, wie an einer Scheibe gedreht). Indem die Stämme von Anfang an und in erster Linie rundherum geputzt werden und erst in zweiter Linie der Länge nach, wird die Rundung unwillkürlich stärker betont und gerät auf die Dauer gleichmäßiger als beim Längsputzen. So ein frisch geputzter Stamm ist wirklich ein erfreulicher Anblick: sauber und von allen Unebenheiten befreit, groß und einfach in den Linien, die Flächen aber gesprenkelt und voll Leben, ein bunter Wechsel von rötlichem Bast und weiß-schimmern-dem Holz. Man halte in Gedanken völlig geschälte («geschleizte») Stämme daneben: diese Stämme sind auch groß und einfach im Umriß, auch sauber und glatt; aber sie sind langweilig-glatt, kahl, tot — es fehlt ihnen der lebendige Wechsel von Rinde und Holz.

Sehen wir nun der Arbeit als solcher und im einzelnen etwas genauer zu! Da ist einmal der *Äärschlig*, der mit seinen auseinanderstrebenden Wurzelbändern jeweils eine besonders kräftige Behandlung nötig hat. Denn solche *Juppä* verunstaltet, wo sie gar üppig entwickelt ist, oft den ganzen Block; zudem ist sie beim Transport sehr lästig, indem sie vorn auf dem schmalen Bockschlitten zu viel Platz beansprucht, hinten aber — im Weg nachschleifend — zu stark bremst. Also muß sie reduziert werden: in leichteren Fällen auf den normalen Stammdurchmesser, in schwereren Fällen wenigstens auf ein erträgliches Maß.⁵⁵ Das Beschneiden und Abrunden der Wurzelbänder ge-

55 Wollte man auch die breitesten Juppen auf die Normaldicke des Stammes zurückstufen, gäbe es allzu große und zudem unnötige Abfälle. Denn: wird der Stamm zu Bauholz verarbeitet, fallen diese Wurzelansätze zu den *Schwaartä*, den äußersten, minderwertigen Brettern und Bretterstücken — sie schaden also nicht nur nichts, sondern finden sogar noch eine bescheidene Verwendung —; wird der Stamm aber zu Papier- oder Brennholz bestimmt, so verse-

hört so selbstverständlich zur Arbeit am ersten Stammholz, daß der Begriff der *Äärschlig butzä* genau dasselbe bedeutet und ebenso oft gebraucht wird wie der speziellere Ausdruck *d Juppä abhauä, d Juppä pschnydä*.

Wie die Juppe, so bedeuten auch die vielen Äste, namentlich die besonders harten der Weißtannen und die besonders kräftigen der Weid- oder Wetteertannen (vgl. S. 53), eine Erschwerung und Verzögerung der Arbeit. *Aschtä, Escht pschnydä* nennt man diesen Teil der Arbeit.⁵⁶ Zum Asten gehört auch das *Tütti pschnydä*. Als *Tütti* (Frauenbrust) bezeichnet man nämlich einen Ast, der dort, wo er aus dem Stamm hervorwächst, eine üppige rundliche Ansammlung und Stauung des Holzes aufweist. Der Name bezieht sich aber nur auf die Form, nicht auf die Härte dieser Gebilde. Denn diese *Tütti* sind alles andere als weich und dem Manne angenehm. Sie bestehen, wie alle Verwachsungen, aus «mäscherigem», verworren-zähem Holz und bieten

hen sie den Dienst ohnehin so gut wie der übrige Block. Durch das seitliche Abschlagen der Juppe wird der Stamm inwendig doch nicht anders; will man die oft verworrene Faserung solcher Ansatzstücke grundsätzlich ausschalten, bleibt nur das «Abstammen» des Stückes selbst übrig (vgl. S. 230).

Einen anderen Weg in der Behandlung der Wurzelansätze geht und befürwortet die Forstwirtschaftliche Zentralstelle in Solothurn. Sie verlangt nicht nur, daß die Wurzelansätze völlig entfernt werden, sondern weit mehr, daß dies bereits an der stehenden Tanne, noch vor dem Fällen, geschehe. Der Stamm soll also zu allererst, noch bevor die Fallrichtung durch den Schrot festgelegt wird, ringsherum, etwa von Brusthöhe bis zum Erdboden, von seinen Wurzelansätzen befreit und auf seinen normalen Umfang gebracht werden; erst dann soll das eigentliche Fällen beginnen. Man sieht gleich: die Methode stammt aus dem Flachland. Dort wird man, wenn die Wurzelansätze bis zum Erdboden hinab weggeschnitten sind, auch die Säge eher unmittelbar über dem Erdboden ansetzen, als wenn man noch die unregelmäßigen, unübersichtlichen, unbequemen Wurzelansätze vor sich hat, die man tief unten durchsägen sollte. Ziel dieser Bestrebung ist also, der Regel *Ds Holz müüs mä am Bodä suächä* möglichst gerecht zu werden. Im Gebirge verliert die neue Methode etwas an Sinn: hier, im steilen Gelände, wird immer ein Wurzelstock übrigbleiben und sein Haupt über den Erdboden erheben, da man die Säge doch nicht tiefer ansetzen kann, als die hintere Hangseite es erlaubt. Zudem ist man an manchen Stellen — z. B. am Weg nach Schuders hinauf — geradezu froh über breite, ungeschmälerte Wurzelstöcke: sie bilden den natürlichen Schutz vor Schneerutschen, bis der nachkeimende Jungwuchs seinerseits diese Funktion übernehmen kann. — Die neue Arbeitsweise würde Mühe haben, wenn sie sich im Prätigau einbürgern wollte; eine alte, bewährte Tradition bei Arbeiter und Förster stünde ihr entgegen.

56 In Bezug auf das Asten wurde mir eine nette Episode erzählt. *Das ischt Trumpf by ünsch; gib du dem nuu küi acht!*, meinte einer, als er seinem Kollegen bei der Arbeit ein Aststück an den Kopf sprengte. Dieser, weniger das Geschoß als das Gespött empfindend, nahm seine Axt, kehrte sie um und schlug sie. Haube voran, nun seinerseits auf einen dünnen Ast, traf auch so glücklich, daß dieser dem andern ins Gesicht sprigte. *Und das sind d Stöck!*, bot er zur Versöhnung an.

manchen Widerstand. Da hilft nur geduldiges, wiederholtes Schlagen, einmal flach der Stammoberfläche nach, dann wieder schräg dagegen, einmal mehr in der Mitte, dann wieder mehr auf den Seiten: *mä muäs föürschlaa, föürbäizä und de nachischlaa*. So beißt man sich allmählich durch, die Verwachsung Stück um Stück abtragend und ausebnend. In Seewis hörte ich dafür auch den Ausdruck *d Hünti pschnydä* (*Hünti* = Zigen einer säugenden Hündin). — Genau gleich geht man auch bei allen anderen Verwachsungen und Geschwüren, die unabhängig von einem Ast entstanden sind, vor: *ä Mäscher, ä Würätsch, äs Gwüri, äs Gschwüri, ä Chnüder* ist die häufigste Bezeichnung solcher astloser Buckel und Unregelmäßigkeiten. Treten sie am gleichen Stamm allzu zahlreich auf, oft noch unterstützt durch Tütti und allgemeine Grobastigkeit, so faßt man sie unter irgendeinem abschätzigen Sammelbegriff oder auch Schimpfwort zusammen, z. B.: *ischt das än Uuform, ä läidä Chrüppel*.

Solche Unebenheiten sind mühsam für Hand und Beil, namentlich bei großer Kälte. Indem das Beil an diesen überharten Stellen oft abprallt, *entwürisch schlaad*, oder einfach nicht einschneidet, nicht faßt, sondern zurückschlägt, *widerbäflet*, brechen ihm gerne kleinere oder größere Stücke aus der Schneide aus, *äs kyt* oder *bricht uus*. Dieses Abprallen und Widerschlagen teilt sich natürlich auch der Hand mit: *äs erguderet* oder *äs ermadlet äim d Hand*, d. h. die Hand wird durch den vibrierenden Schlag des Stiels ebenfalls erschüttert und erfährt eine kurze, aber heftige Zitter-Schüttelbewegung. Das ist eine harte Probe für die Hände. Wer nicht eine Haut wie Leder besitzt, bekommt auf die Dauer unweigerlich Blasen oder, bei wechselnder Feuchtigkeit, gar *Chläck*, das sind Sprünge, die bis aufs Fleisch hineingehen und sich, zumal bei Kälte, nur langsam oder überhaupt nicht mehr schließen und immer wieder aufgerissen werden. Leute, die ihnen besonders unterworfen sind, plagen sie nicht nur an den Schwielen der inneren Handfläche oder zwischen Daumen und Handballe, sondern sogar an den Fingerspitzen, meist seitlich vom Nagel: *äs gid ärä-n-au, das nä de d Fingerberi offäsprützend*. — *Diä tonders Chläck, diä tüänd de schoo verdammt wee*, fügte der alte Gewährsmann bei. Zumal am Morgen, bei Arbeitsbeginn, wisse man schon kaum, wie das Werkzeug halten; erst wenn die Kläcke zu bluten begannen und dadurch weich würden, bessere es dann und könne man wieder ungenierter arbeiten. — Besonders auffällig für dieses Übel können Sennen sein: die viele Arbeit mit heißem Wasser, heißer Milch und mit Salz mag ihre Hände während eines ganzen Sommers schon durchlaugen und erweichen. So hat in Schiers ein Akkordant Winter für Winter Kummer mit seinen Händen, weil er so lautet seine eigene Begründung - den Sommer durch jeweils senne und weil dann im Herbst die Haut seiner Hände

ganz trocken-spröde, ganz *spööri und brüchligi* sei; er habe das aber auch erst seit er älter werde und sich überhaupt nicht mehr so *wäiggü* (sich in der Arbeit Bewegung und Blutzirkulation verschaffen) könne wie in der Jugend. Besonders hüten gegen Kläcke müssen sich auch jene Leute, die den Sommer über im Baugewerbe arbeiten und dort viel mit Zement und austrocknendem Staub zu tun haben. Im übrigen aber weiß wohl jeder Waldarbeiter aus eigener Erfahrung, was Kläcke sind.

Auch auf der Außenseite der Hand schlägt sich wohl jeder von Zeit zu Zeit einmal wund, *schlaad schi ä Blätz aab*; doch richtig zerschunden und voller *Flärä* ist dort nur der Anfänger, denn diese Schürfungen sind gewöhnlich auf Unachtsamkeit oder falsche Beilhaltung zurückzuführen.⁵⁷ Jeder Mensch hat seine Vorzugshand: er schiebt, wenn er eine Schaufel, einen Pickel, ein Beil etc. in die Hand nimmt, unwillkürlich immer die gleiche Hand (und das gleiche Bein) nach vorn; erst durch Gewöhnung beherrscht er auch die entsprechende Gegenstellung der Arme und Beine. Soviel ich gesehen habe, halten die meisten Arbeiter den Werkzeugstiel mit der linken Hand vorn und mit der rechten hinten. Doch macht es vielen von ihnen wenig Mühe, zu wechseln je nach Bedürfnis. Die sind am besten dran. Denn die anderen, die das nicht können, kommen oft in die Lage, *dasch über d Hand schlaa müüßend*, daß sie in unnatürlicher, leicht verdrehter Stellung — wider die Hand — arbeiten müssen.⁵⁸ Ein Beispiel mag dies, wie den Vorgang der Arbeit überhaupt, erläutern.

Ein Mann, der am Werkzeug üblicherweise die rechte Hand vorn hält, steht, hangaufwärts gerichtet, rechts vom daliegenden Stamm. Von diesem Standort aus putzt er in natürlicher, ungezwungener Haltung die rechte Seite, den Rückengrat und die oberen Partien der linken Seite des Stammes; um nun auch die übrige linke Seite und das Rückenstück der rechten Seite entrinden zu können, steigt er auf die linke Seite

57 Einst besuchte ich einen Schlag für einige Tage und begann gleich mitzuhelfen beim Putzen, zum erstenmal in meinem Leben. Bereits nach zwei Stunden waren meine Hände inwendig voller Blasen und auswendig an mehreren Stellen blutig. Als ich etwas später einem Akkordanten, der am gleichen Block arbeitete, zurief, nun schlage ich mir die Finger bereits viel weniger an, meinte er sehr richtig und kurz: *Jaa, Ggwonet gid das käini!* Am Mittag aber, vor der Hütte, streckte mir der gleiche junge Mann eine Hand voll Brombeeren, die er offenbar auf dem Rückwege gesammelt hatte, entgegen. Auf meine erste Weigerung, er solle sie doch selber essen, sie schmeckten ihm doch gewiß auch, behauptete er, er habe eben erst einen *Schigg* (Kautabak) herausgetan. So, hinter Brombeeren und Kautabak hervor, schlicht und scheu, kam seine Anerkennung meiner Blasen und Arbeit zum Ausdruck. Da freuten mich die Beeren.

58 In Klosters hörte ich dafür den Ausdruck: *über bendligä schlaa*.

des Stammes hinüber. Und nun entscheidet es sich: wechselt er mit der Seite auch die Hand, so ist alles in Ordnung; kann er aber die Hand nicht wechseln, weil er es sich nicht rechtzeitig angewöhnt hat, so muß er nun «über die Hand schlagen», d. h. wider die Hand weiterarbeiten, so gut es eben geht. (Sich einfach umkehren und, nach unten gewandt, hangabwärts putzen kann man in der Regel nicht, weil man sich zu stark bücken müßte oder gar das Übergewicht bekäme.) Natürlich gibt es mit der Zeit auch in dieser verdrehten Stellung eine gewisse Übung und sogar Meisterschaft, doch ist sie grundsätzlich verkehrt und bleibt nachteilig. Das zeigt sich besonders beim Fällen, beim Ausheben des Schrotens. Dort achtet man nämlich darauf, daß zwei zusammenarbeiten, die sich gegenseitig ergänzen in ihrer Beilhaltung. Denn, trifft es zwei eingefleischte «Gleichhänder» zusammen, so macht doch nur einer allein den Schrot: lieber verzichtet man auf die Mitarbeit des anderen, als daß man das unbequeme, in der genauen Zusammenarbeit des Schrotens doppelt unwohle «Über-die-Hand-schlagen» auf sich nähme.

Je nach dem Schwung und der Kraft, die nötig sind zum Putzen, d. h. je nachdem, ob man gerade harte Aststellen oder weiche Rinde beschneidet, ändert sich auch die Beilhaltung überhaupt. Wo verhältnismäßig wenig Kraft genügt, wird das Beil im ganzen eher in der Stielmitte gehalten, oft mit eng aneinandergeschlossenen Händen. Das Beil bezieht seinen Schwung nicht aus vollen Armen, sondern — in knapper Drehbewegung — vor allem aus den Handgelenken des Arbeiters. Da der Drehpunkt der Bewegung ungefähr in der Stielmitte liegt, schafft und schneidet fast nur die vordere Spitze des Beils. Dafür bleiben die Hände eher über dem Holz. Hält man den Stiel dagegen hinten und mit getrennten Händen, so erfolgt die Bewegung mehr aus den Armen und mit mehr Kraftaufwand, der Radius der Bewegung wird größer, und das Beil schneidet vor allem mit seiner Mitte und hinteren Spitze; dafür allerdings müssen die Hände es weiter hinabbegleiten, bis fast auf seine Höhe, und schlagen sich dabei eher wund. — Um das Anschlagen der Hände möglichst zu vermeiden, wird gelegentlich die Regel, man müsse den Block von oben nach unten putzen (vgl. S. 68), sinnvoll variiert. Man putzt zwar von oben nach unten, aber nur Meter um Meter, während die allgemeine, gesamthafte Bewegung von unten nach oben führt; man beginnt zuunterst am Block und rückt nun Stück um Stück gegen oben vor, indem man jedes einzelne Stücklein von oben nach unten putzt. So ist der Stamm dort, wo man steht, immer schon entrindet, man kommt weniger in Konflikt mit der borstigen Rinde und den störrischen Aststummeln.

Im übrigen gibt es auch hier kein starres Schema. Man dreht und kehrt sich schließlich, wie es etwa am besten geht; das letzte Wort

sprechen doch immer Ort und Zeit, Gelände und Wetter. Sie entscheiden denn auch, ob man den einzelnen Block, wenn er oben und auf den Seiten entrindet ist, mit dem Zapin auf den Rücken drehen und gleich am Schlagort auch auf der Bauchseite noch säubern kann, oder ob man ihn zunächst riesen und erst weiter unten, am Sammelplatz, fertig putzen muß. Lieber natürlich putzt man die Stämme gleich oben fertig, dann braucht man sie unten am Sammelort nur noch zu lagern und muß nicht immer wieder zum Beil greifen und die Arbeit unterbrechen — abgesehen davon, daß im Durcheinander eines solchen Aufangplatzes das Putzen auch nicht leichter von statten geht. Doch, was will man: mancher Stamm rutscht schon ein Stücklein nach unten, kaum daß man ihn *zuiäret* (vom oberen Stamm loslöst, indem man die beiden Stämme mit dem Zapin auseinanderpreßt), und dreht man ihn gar um, so gleitet er — Äste in der Luft — auf dem glatten Rücken davon, noch bevor man ihn hinten richtig und in Ordnung «bräawen» konnte.

Wir wollen aber das Putzen nicht verlassen, ohne uns die Waffe, mit der es geschieht, noch etwas genauer anzusehen.⁵⁹ Einen eigentlichen Waldarbeiter sieht man nur selten einen Baum entrinden mit einer gewöhnlichen Axt. *D Butzig* bleibt fast ausschließlich dem Beil vorbehalten. *Hübscher chunds haald mit dem Biäl*: die breite, halbmondförmige Schneide erfaßt mehr Rinde oder Holz und schneidet es in wiegender, rundlich abrollender Bewegung glatter und gebundener durch als die schmale, flache Schneide der Axt mit ihren harten, gradlinigen Streichen.

Im Vorderprätigau nennt man dieses breitschneidige Werkzeug allgemein *ds Biäl* oder — seltener, aber genauer — *ds Waaldbiäl*; im Hinterprätigau heißt es *d Waaldaggsch*, während man unter *Biäl* höchstens ein Küchenbeil versteht. Seine Bestandteile sind: *d Schnydi* (Schneide), *der Hals* (Schaft), *ds Huus* (Öhr, in das der Stiel eingefügt wird), *d Baggä* (Seitenbacken des Öhrs), *d Huubä* (obere Wand des Öhrs, beim Beil nur wenig verstärkt, bei der Axt schon mehr und bei der Spaltaxt — vgl. S. 243 — am meisten, entsprechend dem Gebrauch als Schlagwerkzeug) und endlich *der Halmä* (Stiel). (Vgl. Fig. 6).

Auf die Verschiedenartigkeit der Beile möchte ich nur kurz eingetreten. Ihre objektiven Unterschiede bestehen vor allem im Verhältnis Breite/Höhe, im Gewicht und im Härtegrad; sie sind aber im Einzelfall oft sehr schwer namhaft zu machen und beruhen dann zu ei-

59 Den Ausdruck «Waffe» für ein Hieb- und Schneidewerkzeug kann man noch etwa hören. *Das ischt äs ausgezächnets Waffi*, sagte z. B. ein Arbeiter, als er ein leichteres Beil unter seinem Werkzeug hervorholte. So wird auch in der Gemeindeverfassung das Leseholz definiert: «. . . alles dürre Holz unter 10 cm Durchmesser, das ohne Anwendung von Waffen gewonnen werden kann».

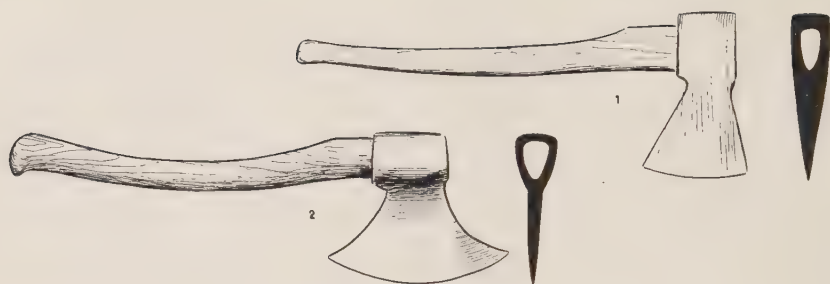


Fig. 6: 1 Axt, 2 Beil

nem guten Teil einfach auf der subjektiven Tatsache, daß das Werkzeug, an welches man sich gewöhnt hat, auch das beste und irgendwie anders als alle andern ist. Ich nenne deshalb nur die paar Marken, die von allgemeinerer Bedeutung und Bekanntheit waren oder sind. — Besonders hübsche Beile brachten die Italiener (Südtiroler?), die vor dem ersten Weltkrieg noch etwa als Saisonarbeiter in die Gegend kamen, mit sich. Diese *Sigurin*, gekennzeichnet durch eine besonders breite und gewölbte Schneide, nahmen sie, wenn sie heimzogen, gewöhnlich nicht wieder mit, sondern verkauften sie gleich an Ort und Stelle. So schaffte zu jener Zeit mancher Prätigauer mit einem echten Sigurin. — Eine kurze Zeit war auch *d Chlääfneri*, ein Beil, das in Cleven (Chiavenna) hergestellt wurde oder mindestens von dort kam, ziemlich verbreitet. Dieses spezifisch italienische Modell mit langem Hals und schmalem Haus kam aber bald wieder aus dem Gebrauch: es war offenbar zu leicht; auch wollten die Stiele nie recht halten in dem zu schmalen Haus. — Sehr beliebt wurde dann aber *d Munggänaschteri*. Dieses Beil des Schmiedes Lorenz Mondgenast in Filisur glich sehr stark dem Sigurin, nur hatte es die schmalere Schneide. Es besaß wie dieses den Vorteil, daß man ihm den Stiel von vorn einfügen, *yschlaufü* konnte. Der Stiel saß dann an seinem dicker werdenden Ende von selbst fest; man brauchte ihn nicht mehr von vorne zu verkeilen, *z verbißnä*. Für 6 Fr. habe man damals bei «Platz-Chlaasi» (einem Händler am Dorfplatz) ein solches Beil bekommen, erzählte der Gewährsmann und sonnte sich ein wenig an den alten Zeiten und Preisen. Diese Marke ist auch heute noch durchaus bekannt; doch ist sie nicht mehr käuflich. Die Nachfolger machten sie nicht mehr gleich, wie der alte Meister sie noch gemacht habe, hörte ich schon sagen. — Am häufigsten sieht man heute *d Bazähäidernä* und *di Schweedischä*. Die ersteren stammen alle aus einer alth bekannten Schmiede in Bazenheid im untern Toggenburg, sind aber unter sich wieder recht verschieden: neben gewöhnlichen Beilen mit eher rundlichem und — zum

Anschlaufen des Stiels — gegen hinten sich verengerndem Haus stellt diese Firma unter dem Namen «Bündneraxt» z. B. auch ein Modell her, bei dem das Haus der Axt und die Schneide des Beils miteinander kombiniert sind und zusammen ein ziemlich gewichtiges Werkzeug ergeben. Die schwedischen Beile und Äxte, in Schweden selbst oder mindestens aus schwedischem Stahl fabrikmäßig hergestellt, sind in der Form ziemlich einheitlich. Sie sind zu erkennen an ihrer relativ flachen Schneide, dem kurzen und eher gedrungenen Hals, dem kleinen Haus, das ein Anschlaufen der Stiele verbietet. Dieses kleine Haus und die allgemeine Schwere machen den Hauptnachteil der schwedischen Beile aus. Hingegen wird ihnen nachgerühmt, sie seien einfach viel schnitziger, sie seien leichter zu schärfen und hielten die Schärfe auch länger. — Neben diesen geläufigsten auswärtigen Marken dürfen wir die Beile der eigenen Dorfschmiede nicht vergessen. Wenn die Namen dieser Schmiede und ihrer Produkte auch kaum je über das Tal hinausdringen, so sind sie doch im Tale selbst bekannt und können hier einen recht guten Klang bekommen, wie z. B. *d Adankernä*, die Beile des Schmiedes Adank in Jenaz.⁶⁰

Ist das Beil zu schwer, braucht man zu viel Kraft, um es zu heben; ist es zu leicht, muß man zu sehr *us dü Hend schlaa* und seine Kraft noch viel ärgerlicher vergeuden. Nun, Gewicht und allgemeine Form des Beils lassen sich schon beim Kauf einigermaßen richtig einschätzen. Ob aber ein Beil sich wirklich bewährt, zeigt sich erst bei der Arbeit. Die feineren Unterschiede in Zusammensetzung und Legierung kann man ja nicht von Auge erkennen, und doch sind sie selbst innerhalb derselben Marke von Beil zu Beil da, namentlich bei den handgeschmiedeten. Bei der Arbeit in großer Kälte, besonders auch an Weißtannenästen u. ä. entscheidet es sich dann, ob man Glück hatte beim Einkauf oder nicht. Ist das Beil zu hart, so brechen ovale Stücklein oder auch die Spitzen aus der Schneide heraus, *shi bricht uus, kyt uus*.⁶¹ Bricht eine Axt im ersten Winter nicht aus, bricht sie überhaupt nicht mehr aus. Bricht eine Axt aber aus, so bleibt nichts anderes übrig, als sie zum Schmied zu bringen und frisch stählen zu las-

60 Dieser Schmied, der sogar über das Tal hinaus bekannt ist und seine Beile und Zapfen bis nach Bergün und ins Bündner Oberland hinauf verschickt, hat bezeichnenderweise seine Lehre noch beim alten L. Mondgenast in Filisur gemacht. So setzt sich Tradition von Meister zu Meister fort.

61 Wohl erhält man heute vom Waffenschmied Garantie gegen das Ausbrechen seiner Werkzeuge. Sie sollen einen 18/80er Nagel (einen Nagel von 8 cm Länge und 1.8 mm Dicke) durchschlagen, ohne selbst den geringsten Schaden zu nehmen. Aber es ist ein Unterschied, ob man ein paarmal auf einen solchen Nagel oder einen Winter lang auf hartgefrorenes Holz schlägt, wo das Beil erst noch ständig abprallt.

sen: *der Schmyd tuäd schü aastähelä, stähelä.*⁶² — Eher ein gutes Zeichen ist es, wenn eine neue Axt *ryset, gryset ischt*, wenn sie nicht nur an einzelnen Stellen und dafür grob, sondern durchgehend und nur ganz wenig ausbricht, so, daß ihre Schneide eine einzige, sehr feine Zickzacklinie bildet. Das bedeutet: die Schneide ist zwar hart, aber doch weich genug, um gegen das grobe Ausbrechen gefeit zu sein — *we-sch zerscht rysend, sä höörendsch, naa-mä-sch* (nachdem man sie) *äs parmaal gfylet hed*, sie werden durch das Feilen etwas weicher und sind dann gut. — — Um das Ausbrechen des Beils zu verhüten, feilt der eine oder andere es zunächst absichtlich etwas *ballecht*, d. h. so, daß der Übergang zu der eigentlichen Schneide nicht schön allmählich und flach, sondern rasch und steil — in einer leichten Stauung, einer «Balle» — geschieht. Zwar prallt die Schneide dadurch umso heftiger zurück, doch ist sie auch umso gefestigter in sich selbst und vermag die harten Streiche eher auszuhalten. Unerläßlich aber ist es, im Winter die Beile und auch die Zapine am Abend in den Schnee zu stecken; sonst gefrieren sie über Nacht und brechen dann am Morgen sehr leicht aus. — — *Diä voorder Spitz sy für d Stäinä, diä hinder für d Chnäü*, heißt eine alte Warnregel. Da man aber doch viel weniger in die Knie schlägt als in die Steine (beim Putzen der unteren Stellen) und auch sonst die vordere Spitze mehr beansprucht als die hintere (vgl. Beilhaltung S. 74), wird die vordere Spitze weit rascher abgenüßt. Will man also mit der Zeit nicht ein ganz einseitiges, flaches Beil erhalten, muß man auch die hintere Hälfte gleichmäßig nach- und ausfeilen, ob sie dann an und für sich noch scharf sei oder nicht. — — Ein gut gefeiltes Beil ist unglaublich scharf. Seine Schärfe wird gelegentlich ausprobiert an den Haaren des Unterarms; es soll sie weg-schaben wie ein Rasiermesser.

Als Stielholz kommen nur wenige Holzarten in Frage. Geschätzt wäre Holder: sein Holz ist zwar eher brüchlig, aber besonders warm und schön goldgelb. Doch findet man höchst selten ein so dickes Stück, daß man daraus einen Stiel machen könnte, ohne das weiche, untaugliche Mark mit hinzu nehmen zu müssen. — — Fein warm, wenn auch eher zu weich, wäre auch das Haselholz; aber es kommt ebenfalls kaum in genügender Dicke vor. — — Sehr beliebt und tatsächlich auch etwa aufzutreiben ist der *Rägästiäl* (Spitzahorn). Dieses Holz vereinigt die

62 Er macht die Schneide weißglühend, schlägt sie auf den Amboß, bis sie gleicherweise stumpf ist, schlaucht ihr ein Stücklein Stahl an, klemmt es mit der Zange fest, hält die Schneide ins Feuer und plättet sie wieder zur alten Form aus. *tuäd schü usplütschä*. Wenn der Stahl sich mit dem Eisen nicht gut verbindet, wird die Zusammenschlußstelle rauh und blastig und zwingt unter Umständen zu einer Wiederholung der Prozedur. — Gleicherweise muß man die Axt stählen lassen, wenn sie durch Arbeit und Nachfeilen abgenüßt ist.

meisten Vorteile in sich: es ist zäher als gewöhnlicher Ahorn, zarter als Buchenholz — *glatt as wiü Papyr* — und zudem leicht und nicht kalt. — — Weitaus am häufigsten aber wird Buchenholz, zumal junges, verwendet: der gute, solide, mittelmäßige Buchenstiel ist der normale Axt- und Beilstiel. — — Recht häufig sieht man auch den Eschenstiel. Denn der *Esch*, das Eschenholz, ist zäh; auch setzt sich das Harz weniger daran fest als am buchenen. Der große Nachteil dieser Stiele ist nur: sie sind auffallend kalt und rufen mit Vorliebe Blasen hervor, *schì machend gäärü Blaaterü, schì tüänd ds Bluäd züücha, schì machend Bluäd schwitzä*.⁶³ — — Auch die Form des Stieles ist verschieden. Der eine Arbeiter hat sich an einen geschweiften Stiel gewöhnt, der andere zieht den geraden vor; dem einen fügt sich der runde Stiel besser in die Hand, dem anderen der ovale, und so fort. Hier entscheidet vor allem persönliche Gewöhnung und Meinung; wir gehen nicht weiter darauf ein.

Etwas anders als im Spätherbst und Winter gestaltet sich das Putzen der Bäume im Sommer, wenn das Holz noch im Saft steht. Dann löst sich die Rinde so leicht, daß man sie nicht mehr Stück um Stück losschlagen muß, sondern in ganzen Streifen einfach abziehen. schälen kann. Dies gilt allerdings mehr nur für die Rottanne. Die Rinde der Weißtanne nämlich ist viel brüchlicher, wie auch ihr Holz viel *määrber* (*määrb* = rasch gewachsen, grobjährig-mastig und deshalb leichter brechend) ist; man kann sie nicht eigentlich schälen und behält deshalb mehr oder minder die winterliche Arbeitsweise bei. Bei der Rottanne hingegen braucht man Axt und Beil nur noch am Anfang zum Bräüwen, zum Asten und zum Weghauen aller Unebenheiten; die eigentliche Entrindung aber geschieht mit irgendeinem Schälinstrument, *mid ämä Holzbutzer*. Das einfachste, natürlichste Instrument ist ein gebogener, zugespitzter Ast: man setzt ihn oben auf dem Rücken des Stammes an und stößt ihn, die Rinde vor sich herschiebend, der Seite nach hinab, *mä schelt, mä schlüzt ds Holz dä bräitawäg aab*. Das künstliche Schäleisen, das diesem einfachsten Prinzip entspricht: ein gerader, eher kurzer Holzstiel, übergehend in ein längliches, leicht gekrümmtes Eisen mit einseitiger Schneide, hat vorne oben, wenig hinter der Schneide, noch ein rückwärtsgebogenes Häkchen, einen *Ryßer*, mit dem man die Rinde allenfalls auch fassen und einfach abziehen kann. Im übrigen sind die künstlichen Schäleisen, *d Schelysä, d Schläizer, d Schöpser* meist anderer Art: ein bequem länger Holzstiel mündet vorn in eine flache, leicht nach oben gebogene Schaufel, *di Paalä*, deren Schneide meistens entweder in der Mitte leicht gehöhlt oder

63 Ein alter Holzer soll etwa erzählt haben: *Woo ür dernä Halmä in ds Füür yghebt häi, häi ds Bluäd ussersottä*.

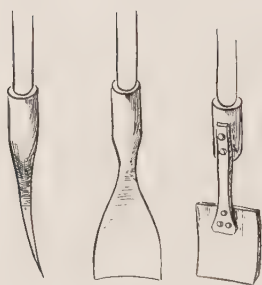


Fig. 7: Schälisen

aber überhaupt schräg ist (vgl. Fig. 7). Mit diesem Werkzeug stellt man sich nicht quer zum Stamm und schält ihn der Breite nach, sondern stellt sich neben den Stamm und entrindet ihn in langen Stößen der Länge nach. Auch wenn das Holz nicht mehr voll im Saft steht und die Rinde sich nicht mehr so willig löst, bringt man sie auf diese Weise doch immer noch gut fort. Hingegen betätigt man die erste Art, die Entrindung der Breite nach, immer dann, wenn man es auf eine möglichst unversehrte, ganze Rinde ab-

gesehen hat. Dies trifft zu bei der Gewinnung von Gerberinde.⁶⁴

Wohl geht das *Schlälzä* rascher und leichter, aber als eigentliches *Butzä* wird halt doch nur die Arbeit mit dem Beil empfunden. Dem bloß geschälten Stamm steht man fremder gegenüber und blickt wohl gar mit einer gewissen Verachtung über ihn hin: das ist im Grunde genommen zu billige, zu kampflöse Arbeit, Arbeit zweiter Qualität, ohne besonderes Verdienst. Schleizen kann schließlich jeder *Ggalööri* (Lappi, beschränkter Mensch); das Putzen mit dem Beil aber will gelernt sein, ist Fertigkeit, ist Kunst. — Gewiß beruht diese Einstellung

64 Man reißt die Rinde auf dem Rücken des Stammes der Länge nach auf oder schneidet ihr einfach mit dem Beil oben einen Streifen weg. Dann teilt man sie mit dem «Reißer» in Meterstücke ein. (Der «Reißer» ist der offizielle 1 m lange Meßsterken, am einen Ende mit einem Dorn zum Anstechen, am anderen Ende mit einer kleinen Schneide zum Anreißen des Stammes versehen. Im Walde wird er sonst gewöhnlich ersetzt durch das längere, eingekerbte *Tannzwy*, vgl. S. 54). Erst wenn die Rinde diesen Metergrenzen nach *gringlet*, d. h. rund um den Stamm herum eingeschnitten ist, wird der Stamm geschält, den Seiten nach hinab, so daß zuletzt die abgemessenen Rindenstücke schön ausgebreitet daliegen. Nach Entfernung des Stammes rollt man sie zusammen, die größeren schnecken- oder brillenförmig, d. h. von beiden Enden her, die kleineren gewöhnlich, d. h. nur an einem Ende beginnend. In einem offenen Schopf, auf Lattengestellen werden diese Rollen gelagert, je zwei aufeinander, bis man sie im Winter dann auf Handschlitten ins Tal und direkt in die Gröscher Gerberei führt. So geschah es z. B. 1941 bei einem Akkord auf Luderer (Gebiet über Gröscher-Fanas). — Doch bleibt diese Rindengewinnung in unserer Gegend Ausnahme, obwohl sie an und für sich gut bezahlt wird und rechtlich jedem Akkordanten freisteht, da er mit der Rinde seines Schlages anfangen darf, was er will. Es gibt eben normalerweise im Sommer, abgesehen von einigem Bauernholz, überhaupt keine Schläge. Zudem übernahme der gewöhnliche Akkordant kaum das Risiko, extra einen Trocknungsschuppen zu bauen, die Stämme umständlich und sorgfältig zu entrinden, die Rinde zu sammeln, zu lagern, nachzukontrollieren (wobei er erst noch lernen müßte, worauf es ankommt), schließlich zu transportieren — und das alles ohne Gewißheit auf Erfolg und sicheren Absatz. Pfui Teufel! Hat man doch sonst schon Scherereien genug.



Abb. 6: Riesen: Heranziehen eines Stammes ans Ries



Abb. 7: Ein Schutz



Abb. 8: Ein Auszug



Abb. 9 und Abb. 10: Zweimal um Mittag: In der Waldhütte und Auf der Holzfuhr

zur Hauptsache darauf, daß das sömmerliche Schleizen Ausnahme, das herbstlich-winterliche Putzen mit dem Beil aber vertraute Gewohnheit ist; doch sicher spielt auch die rein handwerkliche Genugtuung und Freude an der «schöneren» und «besseren» Arbeit mit hinein. Am *hübschtä chunds haald üifach mit dem Biäl*, so etwa faßt der Arbeiter diese vagen Empfindungen zusammen.⁶⁵

Wie dem auch sei, — nähert man sich in tiefem Walde einem Rüstplatz, so spürt man: zu den langgezogenen gelegentlichen Rufen der Arbeiter, zu dem monotonen Singen der Säge gehört einfach das fröhliche Klingen und Tönen der Beile. «Pim...pim, pä...pä!». hallt es durch den Wald und verleiht dem ganzen Schlag Leben und Munterkeit.

6. Riesen

Das Riesen oder Reisten besteht darin, die entrindeten und noch weiterum zerstreuten Stämme zu sammeln, und zwar an einen Ort, wo man sie ordentlich lagern und im Winter mit dem Pferdeschlitten auch wirklich erreichen kann. Der Akkordant muß also wissen, wo der künftige Winterweg durchführen wird. Man legt in der Regel mehrere solcher Sammelpfätze an. Das hat den Vorteil, daß man das Holz weniger weit riesen muß und somit schont und daß man im Winter dann, wenn die Kolonne der Fuhrleute anrückt, an mehreren Stellen zugleich laden kann. Umgekehrt: je mehr solche Lagerstellen man anlegt, desto verzweigter muß sich im Winter das Wegnetz des Schlages gestalten. Der gesunde Menschenverstand hat von Fall zu Fall zu entscheiden, was sich besser lohnt. — Als Sammelort kommt praktisch meist nur ein Punkt in Frage, der weiter unten liegt als das Holz selbst. (Den Ausnahmefall vgl. S. 88). Es gilt also, die schweren Stämme hang-

65 Realistischer denkt der Bauer. Für ihn ist das mit dem Beil, d. h. erst im Herbst oder Winter gerüstete Holz *not-grindets Holz*. Denn wenn immer möglich rüstet er sein Bauholz im Sommer. Er will es geschleizt haben, damit der *schwaarz Saft* dreinkomme, es tigere (die geschälten Stämme verfärben sich schwarz) und es beize und impregniere. Der Tannwipfel, der *Tschüpel* (vgl. S. 56 und S. 85), wird dabei jeweils am Stamm gelassen: er soll den Saft gegen sich ziehen und somit verhüten, daß das Holz in der Sonne springe, *uufgangi* (*uufganges Holz* = sonnenrissiges Holz). Nicht daß das geschälte, im Sommer gerüstete Holz etwa dauerhafter wäre als das mit dem Beil geputzte, im Herbst oder Winter gerüstete Holz. Aber es trocknet besser aus bis zur Fuhr. Das ist umso wesentlicher, je weiter ab und je höher der zu bauende Stall liegt. — Der Ausdruck *not-grindets Holz* ist jedoch recht selten zu hören; er scheint sich sogar bei den Bauern zu verlieren. — Laut einer freundlichen Mitteilung von Dr. Chr. Auer ist diese Art, das Holz zu schlagen, heute noch im Misox gang und gäbe.

abwärts in Bewegung zu setzen, ihrer eigenen Wucht zu übergeben und doch so weit Herr und Meister über sie zu bleiben, daß sie, ohne Schaden zu stiften⁶⁶ noch zu nehmen, dort landen, wo man sie haben will.

Bei einer Aufgabe, die so abhängig ist von Ort und Zeit, muß man möglichst darnach trachten, sich Ort und Zeit selbst zum Verbündeten zu machen. So wartet man z. B. mit dem Riesen nicht zu, bis sämtliche andere Arbeit im Schlag fertig ist, sondern reistet jetzt eine Partie und dann eine Partie, sobald man so weit ist, und das Wetter günstig scheint dafür. Durchschnittlich das beste Rieswetter ist, wenn es bei allgemein großer Trockenheit ganz fein zu regnen, zu *täußerlä* beginnt, oder nach einem kurzen Gewitterregen. Dann harzen die Stämme nicht mehr so wie bei ganz trockenem und schießen noch nicht davon wie bei ganz nassem Boden.

Aber auch dem Gelände paßt man sich an. Man wählt als Lagerplatz einen Ort, der schon in sich selbst eine Auffangmöglichkeit darstellt: eine Bodenwelle, eine flache Geländestelle — *äs Bödeli*, *ä Bodä* —, eine Biegung in einer Runse etc. Genügt das natürliche Hindernis nicht, so verstärkt man es künstlich. Man macht einen *Verschlaag*, *mä verschlaad*, *mä machet äs Bordell*, d. h. man legt die ersten Hölzer quer und verankert sie allenfalls noch durch ein paar eingerammte Pfosten.^{66a} Die späteren Stämme stauen sich dann von selbst kreuz und quer dahinter und darüber in wachsendem Durcheinander. In besonders schwierigen Fällen wird «verfällt» (vgl. unten).

Auch nach natürlichen Gleitbahnen muß man meist nicht lange suchen; das Gelände ist reich an flacheren und tieferen Einschnitten, an Mulden, an Runsen, an kleineren Töbeln. Am liebsten sind einem die schmalen Mulden mit weichem, normalem Waldboden und doch entschiedenen Seitenwänden; sie heißen darum auch einfach *äs Rys*. Dieser Name kann, wenn die betreffende Mulde besonders günstig liegt und für ein ganzes Gebiet immer wieder benützt wird, sich sogar zum Flurnamen verdichten: z. B. *ds Holzrys*, *ds Hööch Rys* etc. Ist das Ries bloß eine schmale Wanne oder Rinne, zur Hauptsache durch das Riesen selbst erst entstanden und nur so breit, daß ein einzelner Stamm

66 J. B. BAVIER, *Schöner Wald in treuer Hand*, S. 238: «In den offenen Wunden der Stämme halten die Pilze Einzug, die Fäulnis greift um sich und entwertet den zurückbleibenden Bestand. Man hat im Kt. Graubünden einmal ausgerechnet, daß durch diese Entwertung der wertvollsten unteren Stammteile, herrührend aus früherer schonungsloser Holzreisterei, jährlich an der heutigen Holzernate ein Schaden erwächst, der in die Hunderttausende von Franken geht».

66a U. OBRECHT, *Über Waldverhältnisse und Holztransport im Prätigau*, Jahrb. des SAC 1892/93, S. 98: «Das ‚Pardell‘ ist ein aus Holz erstellter Verschlag an einer Holzriesen, der derselben eine andere Richtung giebt».

bequem Platz findet darin, so nennt man das auch etwa *ä Ggäffäirä* (vgl. dazu S. 188).

An Stellen, wo die Stämme seitlich aus der Mulde oder Runse ausbiegen könnten, *machet mä ä Verleggi, tuäd mä verleggä*: man legt einen oder mehrere Stämme seitlich hin als Wegweiser, *zum wyschä*. Muß dieser Wegweiser besonders kräftig sein, d. h. muß er die Stämme nicht nur in der bisherigen Richtung bestätigen, sondern sogar in eine neue umleiten, so *tuäd mä verfelä*: man fällt eine Tanne mehr oder minder quer in die natürliche Laufbahn hinein, entastet sie auf der Innenseite, polstert sie mit bereits entrindeten Stämmen etwas aus und schafft so eine sichere und schwungvolle Kurve. Auf diese Weise mußte in einem Schlag z. B. auch die Hütte vor dem herandrängenden Holz geschützt werden. Sie stand in einer Erweiterung der Mulde, durch die geriest wurde. Indem man zwei Tannen verfällte, konnte man die anstürmenden Stämme ungefährlich an der Hütte vorbeileiten, mochten sie darob auch noch so «knebelnd» und polternd protestieren. *Ä Schwenki* nennt man eine solche Umlenkung allgemeiner auch etwa. Es braucht ja nicht immer gleich eine ganze Tanne dazu; oft genügt schon ein einzelnes kräftiges Holz.

Riest man durch eine an und für sich breite Mulde, *ä Tolä*, die sich aber an irgendeiner Stelle stark verengert, so daß die Stämme steckenbleiben würden, so macht man *ä Scheeri*. Die «Schere» ist im Prinzip genau dasselbe wie die Verleggenä, nur daß bei ihr die Stämme nicht parallel zur Gleitbahn liegen, sondern trichterförmig in den Engpaß hineinführen.

Führt das Ries über *äs Bödeli* (kurze flache Stelle), *än Aalägendi* (nicht mehr steiles, aber noch nicht ebenes Gelände), *ä Bodä*, *ä Lägendi* (größere, mehr oder weniger ebene Fläche) oder über *ä Lümi* (größere Mulde mit leichter Gegensteigung) hinweg, so überbrückt man diese Stellen durch einen Schutz. Man legt den Boden mit Spitzlingen und dünneren Latten aus, begrenzt diese künstliche Bahn auf den Seiten durch normaldicke Stämme und erhält so eine schmale zügige Rinne, auf der das geputzte Holz, zumal wenn es feucht ist, rasch und leicht davonschießt. Solch ein Schutz trägt zudem wesentlich bei zur Schonung des stehenden Bestandes (vgl. Abb. 7). — — Geht der Hang etwas unvermittelt ins flachere Gelände über, oder ist sein Auslauf von Erdbuckeln oder größeren, verwachsenen Steinen durchsetzt, so baut man den Schutz auf diese Erhöhungen und auf künstliche «Böcke» auf. Unter Umständen führt man ihn von solcher Höhe gar nicht mehr erst auf den Erdboden zurück, sondern läßt ihn unmittelbar in die Luft hinaus enden. So sah ich einen Schutz, dessen Ende etwa anderthalb Meter über Boden lag. Glitschend und gleitend kamen die Stämme über die Bahn daher, flühten vorbei, hinaus und schlugen. nach

einem Flug von fünf bis zehn Metern, hart auf, um sich dann gleich grollend und keifend unter dem übrigen Holz einen Platz zu erböxen. Da diese Stämme zu Flößholz verarbeitet werden sollten, konnte ihnen diese etwas grobe Behandlung zugemutet werden. — Einen entsprechenden Schutz erstellt man beim «Einwerfen» des Flößholzes (vgl. S. 136). Nur daß man dort das Ende des Schutzes absichtlich etwas lüpfte und durch Streben von unten emporrichtet. Dieses abgewinkelte, ungefähr horizontal hinausweisende letzte Teilstück heißt *der Hund* und hat den Zweck, die Spalten besonders hoch und weit hinauszuerfen, in die Rufe gegen den Tobelbach hinunter. — Ein richtig ausgebauter längerer Schutz ist, außer beim Einwerfen des Flößholzes, doch recht selten; meist ist ein solcher Bau weder nötig noch lohnend. Hingegen im kleinen schützt man sehr häufig und gern. Jede Überbrückung irgendeiner kleinen Geländeunebenheit, und wäre es nur durch zwei, drei rasch hinzugezogene Stämme, ist ja ein Schutz im kleinen, *äs Schützli*. Z. B.: ein großer Stein ragt aus dem Boden heraus, ein kurzer Stamm ist darauf festgefahren, oben liegt kreuz und quer weiteres Holz, da ist ein Schüglein das Gegebene: *Richtend dü Totsch äwägg! mer machend äinä us lengä . . . daß' dr Stäi überträid*. (Schafft den kurzen Block aus dem Wege! wir machen den Schutz aus längeren Stämmen, damit er über den Stein hinwegleite.)

Welche Arbeitserleichterung es bedeutet, Holz über Holz gleiten zu lassen, zeigt sich noch klarer beim *Uuszug*. Der Auszug ist die horizontale Entsprechung zum vertikalen Schutz; er leistet horizontal, d. h. dem Hang entlang, dasselbe was der Schutz vertikal, d. h. hangabwärts leistet: er lenkt und erleichtert das Gleiten des Holzes. Auch hier wieder variiert die Ausführung je nach Ort und Zeit vom großen, auf lange Sicht errichteten Auszug bis zum kleinsten, von Moment zu Moment improvisierten Auszüglein. Ein eigentlicher Auszug wird nötig, wenn man eine größere Partie Holz zuerst dem Hang nach verschieben muß, um ein günstiges Ries zu erreichen. Man hebt ein wenig Erde aus, belegt den entstandenen Pfad inwendig mit dünneren Latten, auswendig mit einem *Verleggibom*, lehnt das Ganze gegen unten an einen größeren Stein, an einen Stock, an den Fuß stehender Bäume an oder stützt es durch eingerammte Pfosten und Streben oder bockt es, an den schwierigsten Stellen, überhaupt auf als freies Brücklein. So schafft man sich eine künstliche Rinne, in ihrer Anlage vergleichbar den gemächlicheren Teilstücken der «Suonen» oder «Bisses» (Wasserleitungen) im Wallis (vgl. Abb. 8). Je nach Gefälle und Wetter gleiten die Stämme auf dem Auszug von selbst oder müssen mit dem Zapfen gezogen werden. — Sei der Auszug nun zweihundert Meter oder nur zwei Stämme lang, sei er sorgfältig gebaut oder nur flüchtig zusammengestückt, eines wird immer angestrebt: Holz soll über Holz schlei-

fen, und wenn's nur über *ä Trawers*, einen entrindeten, irgendwie quer gelegten Spizling, wäre.⁶⁷

Auswahl günstigen Wetters. Benützung eines natürlichen Rieses. Anlage von *Verleggi*, *Scheeri*, *Schutz* und *Uuszug* sind alles Möglichkeiten, die Stämme zu lenken und ihr Gleiten zu fördern oder zu hemmen. Die erste Möglichkeit, das Tempo der Stämme zu regulieren, bietet sich aber dem Arbeiter bereits beim Putzen. *Butz ds Holz. sus butzets dy'!*, *Risä ooni butzä reecht schi piter!* u. ä. kann man in dieser Beziehung etwa hören. Doch solche Aussprüche, so imperativ sie sich geben, sind eben doch nur von Fall zu Fall zutreffend. Der ewige militärische Satz: «Es kommt auf das Gelände an . . .», durchbricht auch beim Riesen jede allgemeine Regel. Wie sollte man z. B. eine Tanne, die man an einem sehr steilen, felsigen Ort, *an dermä Grind dobnä*, fällen muß, vor dem Riesen noch zersägen und entrinden, fährt sie doch gerne schon beim Entasten los! *Äsiä hendsch de fescht an äim vorby-ggruuschet*, erzählte ein alter Arbeiter von einem solchen Schlag im Waldiwald, der in seinen unteren Teilen in steilen Runsen gegen die Maiensässe von Salgina abfällt.

Wenn man die ganze Tanne auf einmal riesen muß, läßt man absichtlich die vordersten Äste am Stamm. Dieser *Tschäpel* (eigentlich: Hut- oder Kopfschmuck, z. B. bei der Alpentladung, am Rekrutierungstag etc.) bewirkt, daß der Spizling nicht einsteckt, sondern, sofern er nicht bricht, weich über alle Unebenheiten hinwegfedert. Weiter unten erst, wo sie nicht mehr weiterkommt, wird die Tanne dann zersägt und entrindet.

Gelegentlich sind aber die felsigen Runsen und Töbel, *diä Chälä*, durch die Holz hinabzulassen man gezwungen ist, so steil, daß die Stämme nicht mehr ordentlich laufen können, sondern gleich und immer ärger ins Springen geraten, immer härter aufprallen, sich überschlagen und schließlich — was ist oben, was ist unten? — irgendwo liegen bleiben, kurz: *dasch acherchüejend*.⁶⁸ Solcher Transport hat für den Arbeiter den kleinen Vorteil, daß er leicht und mühelos vor sich geht, für die Gemeinde aber den großen Nachteil, daß die Stämme wüst zerschlagen werden, *äs huderet-schä und spücket-schä äsiä z Fützä*.

67 Ganz besondere Künstler im Bau von solchen Auszügen waren die Pontironen, die Leute aus dem Val Pontirone. Sie legten Hölzgeleite bis zu 4 km Länge an, ohne dazu einen einzigen Nagel zu brauchen. Vgl. Jahrb. des SAC, 58. Jahrg. (1927): Gotth. End: «Biasca und Val Pontirone». Darin: «Beschreibung der in der welschen Schweiz üblichen Holzgeleiten» (aus: H. SCHINZ, «Beiträge zur näheren Kenntnis des Schweizerlandes», 1783).

68 *Chüejärä* ist ein Steckenspiel der (Hirten)knaben: sie werfen den Stecken, am liebsten den Hang abwärts, so, daß er sich möglichst oft überschlägt. Wessen Stecken am weitesten purzelt, bis er flach hinfällt, der ist Sieger.

Umso besser läßt sich das Holz unter normaleren Verhältnissen schonen, wenn man schon beim Entrinden ans spätere Riesen denkt. Man darf z. B. einen Stamm, selbst wo er flach daliegt und man es gut könnte, nicht völlig putzen, wenn man ihn nachher über einen steilen Hang zum nächsten Töbelchen und Ries hinunterlassen muß (vgl. Abb. 6); er bekommt sonst eine Wucht, die ihm und dem stehenden Bestand verderblich wird. Man läßt also absichtlich noch den einen oder anderen groben Ast am Stamm oder putzt auch nur seine eine Hälfte. Bis zum Steilhang zieht man ihn auf der glatten, dort dreht man ihn auf die raue Seite. — Bei völlig geputzten Stämmen hingegen besteht die Bremsmöglichkeit einzig darin, daß man sie umkehrt. Normalerweise schickt man das dünnere Stammende voraus: es kragt und gräbt sich weniger in den Boden hinein, das dicke Ende mit seinem größeren Gewicht stößt und treibt von hinten, der Stamm gleitet besser. Dies alles verhält sich gerade umgekehrt, wenn man das dickere Ende nach vorn nimmt: es gräbt sich auf Grund seines Gewichts und seiner Form — der Extremfall ist die Juppe des Ärschlings — stärker ein und bremst somit mehr. Ein Nachteil ist allerdings damit verbunden: die breitere Stirnfläche wird gewöhnlich ärger zerschlagen als die schmalere, sie reißt leichter aus, *äs schlaad derä Läärpä* (Schiefern) *uus*. In einem stotzigen, zumal steinigen Ries oder beim Aufprall auf andere, bereits gerieste Stämme geschieht dies besonders gern.

Dieses harte Zusammenprallen der Stämme läßt sich weitgehend vermeiden, wenn man alle Stauungen des Holzes möglichst bald behebt: im Ries selbst, indem man z. B. einen Schutz baut oder das Holz sonst weiterschiebt; am Sammelort unten, indem man die Stämme immer wieder beiseite zieht oder, wo das möglich ist, beiseite lenkt und sofort richtig lagert. Diese sorgfältige Art des Riesens, gegen die sich der Geld- und Zeithunger des Akkordanten gelegentlich sträubt, ist nur scheinbar eine unnütze Mehrarbeit; in Wirklichkeit lohnt sie sich für den Akkordanten wie für die Gemeinde. Das Holz wird nicht nur weniger zerschlagen, sondern es bildet auch keinen wilden Wirrwarr und Knäuel, der dann später doch wieder mit großer Mühe auseinandergezogen werden muß.⁶⁹

Bei korrektem Riesen schaffen also ein paar Leute oben, ein paar Leute unten am Ries: jene das Holz loslassend, diese es beiseite ziehend oder doch so zurecht schiebend, daß die folgenden Stämme es weder beschädigen, noch selbst Schaden nehmen. Das Zusammenspiel

69 Als vor einigen Jahren ein Akkordant ein solches Durcheinander von Stämmen einfach als Lager gelten ließ, zwang man ihn, den winterlichen Ladeakkord, d. h. das Auseinanderzerren und Bereitstellen des Holzes zu Schlittfahren, selbst zu übernehmen und so die Früchte seines Pfusches, doppelte Mühe und Gefahr, auch selber zu ernten.

der beiden Gruppen wird geregelt durch ein einfaches, im ganzen Prä-tigau einheitliches Rufsystem. Der erste Ruf oder Befehl soll immer von unten, vom gefährdeten Standort, ausgehen. *Holz här!* oder *Holz kom!* ruft die untere Gruppe hinauf, sobald sie Deckung bezogen hat und das Riesen beginnen oder weitergehen soll. — *Usää . . !*, *usaa . . !*, seltener *hussaa!*, *hau!*, *Staub uus!*, kommt von oben die Antwort und wenig später der erste Stamm.⁷⁰ — Stauen sich unten die Stämme, wie sie nicht sollten, und kann man der Stauung, ohne das Riesen zu unterbrechen, nicht mehr Herr werden, so ruft man nach oben: *Heb auf!* Die obere Gruppe hält sofort inne mit ihrer Arbeit und gibt, sobald kein Stamm mehr auf der Fahrt ist, die Erlaubnis: *Zuächi!* (Hinzu!). Dann soll sie sich konsequent aller Arbeit am Holz enthalten und nicht meinen, während unten das Übel behoben werde, könne sie ihrerseits bereits die nächsten Stämme etwas zurechtrücken, etwas näher ans Ries heranbringen etc. Solche Zeitschindigkeit oder auch bloß solcher Jagdeifer sind gefährlich: plötzlich entgleitet ein Stamm der Aufsicht und richtet unten, wenn nicht ein Unglück, so doch Verwirrung und Unsicherheit an. Kurz, die obere Gruppe soll ihre Arbeit erst wieder aufnehmen, wenn es von unten durch ein erneutes *Holz häär!*, *Holz kom!* ausdrücklich verlangt wird. — Bei einer größeren, unübersichtlichen Riesung postiert man zudem noch etwa einen oder zwei Mann als *Wacht* in die Mitte der Strecke. Diese Wache wacht darüber, daß unterwegs keine Stockungen entstehen; sie übermittelt

70 *Usää . . !* ist nicht etwa, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, bloß eine durch das laute Rufen bedingte Erweiterung von *uus!* (hinaus!), sondern zurückzuführen auf den alten Jagd- und Treibruf *hussa!*. Ist dieser Ruf beim Riesen auch kaum mehr zu hören — ein einziger alter Holzer in Furna habe immer so gerufen, erzählte der Gewährsmann dieses Ortes —, so ist das *hussa!* oder *huß!* doch durchaus üblich beim Treiben von Schweinen, und *heß!* wird, neben neuerem *zrugg zrugg!*, heute noch etwa gerufen, wenn ein eingespanntes Zugtier zum Rückwärtsschreiten gebracht werden soll. Da der Ruf hier wirklich noch als anspornender Treibruf empfunden wird, konnte er sich hier in der alten Form halten. Beim Riesen hingegen wurde seine alte Funktion überdeckt, man verstand ihn nicht mehr als Jagd-, sondern immer mehr als Warnruf, und indem man ihm einen neuen Sinn (Fort! Flieht!) unterschob, lehnte man ihn auch an ein anderes Wort (*uus!*, hinaus!) an. *Usää . . !* und *usaa . . !* sind eine Mischung von Jagd- und Warnruf, von älterem *hussa!* und neuerem *uus!*. Das zeigt sich besonders deutlich beim Fällen, beim Fällen in einem Gelände, in welchem die stürzende Tanne wirklich niemanden gefährden kann, und die Arbeiter trotzdem *usää . . !* rufen. Gerade hier, wo der Ruf seinen Sinn als Sicherheitsmaßnahme verliert, offenbart er seinen Doppelcharakter: er ist nicht nur angewöhnter Warnruf, sondern zugleich spontaner Kampf- und Siegesruf, Ausdruck eines gesteigerten Selbstbewußtseins, entsprechend dem Jauchzer des glücklichen Jägers. (Vgl. dazu auch das Einlegen eines Prügels in den Schrot des fallenden Baumes, Anm. 30.) — Ähnlich ist *hau!* mehr Kampfruf und aufs Holz bezogen, *Staub uus!* mehr Warnruf und für Menschen bestimmt.

ferner die Befehle von unten nach oben und umgekehrt, und vor allem: sie zeigt durch ihren Ruf: *Holz im Lauf!* jeweils die Ankunft neuer Stämme an und mahnt so die untere Gruppe, die oft zwischen hinein schnell einen Stamm etwas zurechtschieben und dem übrigen Holz beordnen muß, rechtzeitig zum Rückzug. — Auf diese Weise geht das Riesen gut, rasch und sicher vorwärts, zum Wohle der Gemeinde, aber auch zur Freude des Akkordanten und Arbeiters selbst — ganz zu schweigen von der Unfallversicherung.

Anders wiederum gestaltet sich das Riesen an einem Hang, der von den Kehren einer festen Bergstraße durchzogen ist, z. B. an der Cresta, an der steilen Berglehne, die nach Schuders hinaufführt. Riest man hier die Stämme abwärts, so besteht immer die Gefahr, daß sie sich auf der Straße zerschlagen, oder aber durch die hohen Böschungen einfach über die Straße hinweggetragen werden. Man muß sie also möglichst sachte bis an die untermauerte, felsige oder doch steil abfallende Böschung heranbringen und sie von dort erst in kuzer, gezielter Bewegung auf die Straße hinunterlassen, *aabschüüßü, aabrichtü uf dü Wüüg*. Das ist aber nicht überall möglich, gelingt auch nicht immer und bleibt im ganzen ein recht unsicheres Geschäft. Man macht deshalb hier, am Hang zwischen zwei Straßenkehren, eine Ausnahme und riest nicht schlechthin alles Holz nach unten, auf die untere Wegstrecke hinab, sondern nur dasjenige, das man von der oberen Wegstrecke aus nicht mehr gut erfassen und auf sie heraufziehen kann. Die Ausnahme läßt sich noch allgemeiner formulieren: Wo Holz direkt unter einem Weg — es kann auch bloß ein Wald- oder Schlittweg sein — geschlagen wird, da wird es nicht nach unten, an irgendeinen Punkt weiter unten, sondern nach oben, zum und auf den Weg hinauf, gesammelt. Man wird bereits beim Fällen darauf bedacht sein, die Bäume nicht nach unten, sondern nach oben zu fällen. Um sie dann aber, zersägt und gepuht, vollends den Hang hinaufzubringen, braucht man die Hilfe des «Waldteufels». Keine Angst! Es geht mit rechten Dingen zu. Der *Waaald-tüüfel* hat mit dem wirklichen Teufel nur die zu-sich-her-reißende Kraft gemeinsam, ist im übrigen aber ein einfaches Werkzeug (vgl. Fig. 8). Sobald das Drahtseil am Stamm, der heraufgezogen werden soll, festgemacht ist, wird der eine Haken in die stabile Kette eingehakt; darauf schwenkt man den Waldteufel am Griff hinten herum, hängt den zweiten Haken ein entsprechendes Stück weiter oben in die Kette ein, schwenkt den Waldteufel zurück, hängt den ersten Haken wieder ein, schwenkt herum, hängt ein, schwenkt, hängt — bis der Stamm oben ist. So einfach diese Übersetzung ist — zwei Haken greifen, hangeln sich der Kette nach empor und ziehen ihren Rumpf, den Stamm, nach —, so ungeschlacht ist ihre Kraft: *das hed än uuhäimligü Gwaald*. Doch Reichweite und

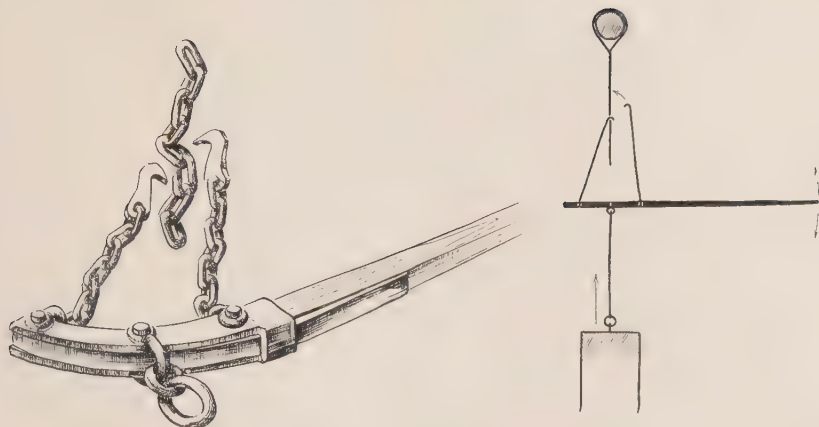


Fig. 8: Waldteufel

Produktivität des Waldteufels sind gering im Vergleich zum freien Riesen hangabwärts. Seine Anwendung bleibt daher beschränkt auf besondere Situationen.^{70a}

Das ausschließliche und unentbehrliche Werkzeug beim Riesen ist der Zapin, der *Zapý*. (Etwas abschätzig-vergrößernd, betont patschig, wird er gelegentlich einmal auch bloß als *Häuchel* [Pickel] bezeichnet: *gib mer ämaal der Häuchel häärä!*) Auch hier wieder ist kein Werkzeug genau gleich dem andern, sondern jedes leicht variiert je nach dem Schmied, der es herstellte, dem Besitzer, der es wünschte, dem Gebrauch, der es abnützte. Hinter all diesen kleinen Variationen sind aber doch bestimmte Grundformen erkennbar, und nach ihnen unterscheidet und benennt man die verschiedenen Zapine. Im Prätigau sind heute vor allem drei Modelle gebräuchlich: der Bündner, der Tiroler und der Italiener Zapin.⁷¹ Der Hauptunterschied besteht zwischen dem *Püntner* oder — wie man ihn auch nennt — dem *Tüütschä Zapin* einerseits und dem *Tiroler* und dem *Tschingg (Italieener)* andererseits. Der Italiener und der Tiroler Zapin sind näher miteinander verwandt. Sie haben beide das flache, dreieckige, nach vorn zugespitzte Haus, und bei beiden steht die Stange, der eigentliche Lasthebel, fast rechtwinklig vom Hause ab. Im Gegensatz dazu ist beim Bündner Zapin das Haus rund, und der Winkel zwischen Haus und Stange be-

70a Der Waldteufel wird schon bei U. OBRECHT, Jahrb. des SAC 1892/93, S. 98, erwähnt.

71 Zu den Verhältnissen im Bündner Oberland und als eingehende Darstellung des Werkzeugs überhaupt vgl. A. MAISEN, Werkzeuge und Arbeitsmethoden des Holzhandwerks in romanisch Bünden. 1943, Romanica Helvetica Bd. 17.

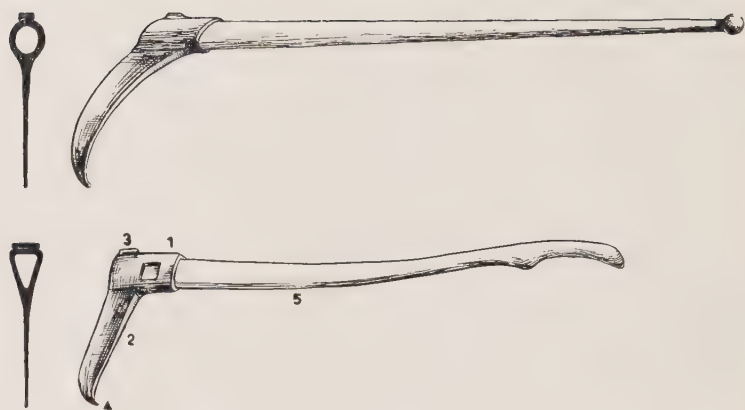


Fig. 9: Bündner und Italiener Zapin. 1 Haus, 2 Stange, 3 Knopf, 4 Mücke, 5 Stiel

trägt weit mehr als 90 Grad, d. h. die Stange wächst in einem flachen Bogen aus dem Haus hervor, der Übergang geschieht nicht so abrupt, sondern gemächlich, gleitend, *der Püntner Zapy hed ä ghenkti Form, är ischt hangend* (vgl. Fig. 9).

Der Italiener und der Tiroler Zapin hinwiederum unterscheiden sich erstens im Haus, indem beim stilreinen Italiener Zapin das Haus seitlich durchbrochen, offen ist, während der Tiroler Zapin ein zwar ebenfalls dreieckiges, aber geschlossenes, ganzwandiges Haus besitzt. und, zweitens, in der Form der Stange, indem die Stange des Italiener Zapins oben ganz gerade aus dem Haus hervorkommt und sich erst zuletzt, in der eigentlichen Spitze, ein klein wenig lüpft, während die Stange des Tiroler Zapins von Anfang an geschwungen, sensenartig gebogen ist. Der Tiroler Zapin ist also dem Bündner Zapin ähnlicher als der Tschingg. Am nächsten verwandt ist er, wenigstens in der Form, dem alten *Halbmoond*, wie er höchst vereinzelt bei Fuhrleuten noch anzutreffen ist. Nur daß der «Halbmond» rundhäusig, noch stärker, fast sichelartig geschwungen und zudem viel massiver ist.

Entsprechend unterscheiden sich auch die Stiele, *d Styl* (seltener: *d Halmä*), die man den Zapinen wie beim Beil von vorne her «anschlaßt». Der Stiel des Halbmond und des Bündner Zapins ist gerade und rund, unten etwa 6—7 cm, oben noch etwa 3—3,5 cm dick und endend im *Chnopf*, in einem kugelförmigen Knauf von ca 4,5 cm Durchmesser. Der Stiel des Tiroler und Italiener Zapins ist, da er ja in ein längliches, dreieckiges Haus eingefügt wird, nicht rund, sondern flach, etwa 7 cm hoch und 4,5 cm breit; er ist zudem bauchig gewölbt oder sogar doppelt geschwungen wie gewisse Beilstiele, und als abschließen-

de, sichernde Handhabe besitzt er nicht einfach den runden Knopf, sondern eine bequem geschweifte Anschwellung auf der unteren Seite, sei es bloß zuäüßerst oder für jede Hand besonders. So stehen diese beiden Stiele, schwungvolle Eleganz hier und grobschlächtige Gedrungenheit dort, einander gegenüber wie Reitpferd und Ackergaul (vgl. Fig. 9).

Jede der verschiedenen Formen hat bestimmte Vor- und Nachteile, je nach dem Arbeitseinsatz, bei dem man sie gerade betrachtet. Beim Einhaken von unten zum Heben, Rücken oder Drehen des Blockes leistet der Italiener Zapin am wenigsten, weil er den geringsten Hebelarm besitzt: kaum daß man oben den Stiel richtig gegen sich ziehen will, ist man unten auch schon am Ende der Hebelkraft, d. h. hockt der Zapin mit dem Haus hinten auf dem Boden auf. Man muß also bald nachfassen, Stiel und Arme oben wieder nach vorn stoßen, den Zapin unten frisch einhaken. Diese in raschem Wechsel wiederkehrenden, kurzen Bewegungen vor und zurück geben der Handlung ein etwas unruhiges, beinahe pickendes Aussehen. Unseren Arbeitern, die von ihrem Werkzeug her an langsame, weit ausladende und weit zurückholende, bedächtig-kraftvolle Bewegungen gewöhnt waren, kamen denn diese Zapine und ihr Gebrauch zunächst auch ziemlich komisch vor. Die allgemein lebhaftere Art der italienischen Arbeiter, die dieses Werkzeug als erste mit sich brachten, mochte den Effekt noch verstärken; auf alle Fälle: *äs hed ünsch de glächeret, wensch den äsoo zuächigschlagä hend; miär hettend schä* (die Zapine) *truäti* (wahrscheinlich) *fascht zerbrochä*. Die viel leichteren Zapine erschienen den Einheimischen spielzeughaft und schwächlich, ungeeignet zu richtiger Arbeit. Diese mißtrauische Einstellung dem Italienischen Zapin gegenüber ist auch heute noch lebendig. Sie ist berechtigt bei Leuten, die ihren Zapin oft in Alleinarbeit brauchen und die dann, wenn es auf Biegen und Brechen geht, wirklich auf einen möglichst starken Zapin angewiesen sind, z. B. bei Fuhrleuten. Sie ist z. T. aber auch einfach ein kraftmeierisches Vorurteil, das von jedem Zapin erwartet, er müsse aushalten, was ein Mann zu lüpfen vermöge, und das nicht einsehen will, daß zwei kleine, rasche Bewegungen, die wenig Mühe machen, ebenso wirksam sein können wie eine einzelne, langsame und großangelegte, die die Stirnadern hervortreibt. Wenn also Arbeiter erzählen, sie hätten es auch schon mit dem Italiener Zapin versucht, dabei aber so viele Stiele zerbrochen, daß sie lieber wieder zu ihrem alten Zapin zurückgekehrt seien, so zeugt das nicht unmittelbar gegen den Zapin, sondern ebenso sehr von falschen Anforderungen an denselben. Man muß sich einmal damit abfinden, daß er eher ein Werkzeug zu gemeinsamer Gruppenarbeit als zu forcierter Einzelleistung ist. Dann erst wird man auch seine Vorzüge richtig einschätzen. Am schnellsten

leuchten einem ein seine allgemeine Handlichkeit und sein leichteres Gewicht. Bald merkt man aber auch, daß, was beim Einhaken und Heben von unten nur als Nachteil erschien: die geringere Hebelwirkung, die leichtere Façon (*di lychter Fasuun*), der schwächere Stiel, zu ebenso großem Vorteil gereicht beim Einhaken von oben, wenn es gilt, einen Stamm in der Querrichtung zu überrollen oder in der Längsrichtung fortzuziehen. Einmal eingeschlagen, hält der Italienische Zapin viel sicherer, da er genau in der Zugrichtung wirkt und nicht, wie die «hängende» Form des Bündner Zapins, nach unten drückt und sich dadurch lockert und dann den Arbeiter plötzlich rücklings ins Leere entläßt. Man muß ihn deshalb weniger oft und stark einschlagen und kann somit auch hier einige Kraft sparen. Die vorderste Spitze, *der Spitz, d Muggü, der Schnabel*, nützt sich weniger schnell ab, muß aber immerhin auch hier von Zeit zu Zeit nachgeschärft oder vom Schmied neu geformt werden.

So stehen sich Vor- und Nachteile der einzelnen Zapinarten gegenüber. In welcher Richtung die Entwicklung geht und was sich daraus schließen läßt, zeigt sich erst, wenn wir versuchen, die relative Häufigkeit und die Geschichte der verschiedenen Formen festzuhalten. Dabei bewegen wir uns aber auf sehr unsicherem Boden. Ein alter Zapin unserer Gegend ist wohl der Halbmond. Darauf hin deutet einmal seine ungeschlachte Schwere, dann aber auch die Tatsache, daß er oft mit dem Beiwort «der alte . . .» versehen und sein Name überhaupt mit einer gewissen Ehrfurcht ausgesprochen wird: *der aalt Halbmoond*. Vermutlich ist der alte Halbmond eine Frühform des heutigen Tiroler Zapins, bzw. dieser die leichtere Spätform des ersteren, gleichsam der «neue Halbmond»; doch fehlt dieser Gegenbegriff, und der Zusammenhang bleibt fraglich. Item! Der alte Halbmond kommt im Prätigau nur noch sehr vereinzelt vor und wird kaum mehr neu geschaffen. Aber auch der Tiroler Zapin ist selten, auch er vermochte nicht aufzukommen neben dem Deutschen Zapin. Ob dieser als erster Zapin bei uns eindrang, kann ich nicht entscheiden. Denkbar wäre ja, daß er zuerst den alten Halbmond (den ursprünglichen Tiroler Zapin?) verdrängen mußte. Sicher aber ist, daß er, so weit die ältesten Leute sich zurückerinnern, bereits da war und als der typische einheimische Zapin empfunden wurde. Seine Einbürgerung und Verbreitung verdankt er wesentlich dem Vater des heutigen Schierser Dorfschmiedes, dem alten Renz, einem eingewanderten Deutschen. Der Deutsche Zapin war so sehr eine Spezialität dieses Schmiedes, daß man ihn schlechthin *Renzü Zapy* nannte. Seither ist an Stelle dieses Namens der Begriff *Tüütschü* oder *Püntner Zapy* getreten; doch diese Bezeichnung ist eine Abstraktion und dem Arbeiter nicht geläufig. Wozu soll er sein altvertrautes, längst gewohntes Werkzeug noch mit einem Extranamen

belegen? Für ihn bleibt es doch einfach und ausschließlich *der Zapy*, *der daawig Zapy*, *ünschä Zapy*. Namen sind in erster Linie nötig für das Andere, das Abweichende, das nicht-Übliche, das Fremde. So kann es einem passieren, daß man auf die Frage, wie ein Italiener Zapin aussehe, eine korrekte sachliche Beschreibung, auf die Frage, was das Wesen des Tiroler Zapins ausmache, den unsicheren Bescheid, er sei ähnlich dem eigenen Zapin, nur etwas geschwungener und leichter, und auf die Frage nach dem Namen des eigenen Zapins ein Achselzucken und Werweisen zur Antwort erhält. Erst, seit in letzter Zeit der Italiener Zapin mächtig vordringt, wird der Begriff «Deutscher» und mehr noch der Begriff «Bündner Zapin» allgemeiner bekannt und gebräuchlich. Solange der Zapin praktisch alleingültig und selbstverständlich war, brauchte er keinen besonderen Namen; als aber der Italienische Zapin zum bedrohlichen Begriff wurde, wurde ein Gegenbegriff dringlich.

Heute nun ist die Diskussion zwischen *Püntner* und *Tschingg* — Halbmond und Tiroler sind auf der Strecke geblieben — in vollem Gange. Noch ist der Bündner Zapin überlegen an Zahl und Tradition, doch wird er von dem aggressiven, leichten, schnellen Italiener Zapin bereits in die Defensive gedrängt. Eine undiskutierbare, unerschütterliche Position besitzt er einzig noch bei den Fuhrleuten, die auf ihren z. T. einsamen Fahrten einen schweren und starken Zapin brauchen. Da käme der *Tschingg* gar nicht in Frage, war doch der *Fuärzapy* seit jeher ein besonders massiver Zapin, hebelkräftig und — zum Einschlagen der Kettenkeile, der Guntel. — hinten am Haus mit einem besonders tüchtigen Knopf versehen. Hingegen als *Handzapy*, als täglicher, steter Begleiter des Waldarbeiters und besonders auch als Werkzeug für die geordnetere, gemeinschaftliche Arbeit auf dem Dorflagerplatz findet er immer mehr Anhänger.

Wann und wie dieses Werkzeug ins Prätigau gelangte, kann ich nur andeuten. Bereits die italienischen Saisonarbeiter, die bis zum ersten Weltkrieg in kleineren, vereinzelter Gruppen etwa ins Prätigau kamen, hatten diese Zapine mit sich geführt. Damals aber hatten sie — im Gegensatz zu der guten Aufnahme des Italienischen Waldbehls, des *Sigurins*, — noch nicht Fuß fassen können.⁷² Die ersten

72 Diese gegensätzliche Einstellung den beiden italienischen Werkzeugen gegenüber ist wohl so zu deuten: In der groben, kraftbedingten Arbeit des Riesens fühlten sich die Einheimischen den Italienern überlegen; hingegen mußten sie die Geschicklichkeit der Italiener beim Entrinden der Stämme als mindestens ebenbürtig anerkennen. *Schi sind häräuts linggsamer gsin in dem Fach as di Daawigä*. In einem bestimmten größeren Schlag von damals teilte man sich deshalb einmal direkt so in die Arbeit: die Gruppe der Italiener beschränkte sich ganz aufs Putzen, der Haufe der einheimischen Arbeiter ganz aufs Fällen. Zersägen und Riesen der Bäume. So arbeitete jeder, wo er das Meiste leistete. so

Italiener Zapine drangen vom Bündner Oberland her bei uns ein, ein besonderer Strahlungsherd war dabei offenbar eine Schmiede in Ems bei Chur. Bis zu Beginn des zweiten Weltkrieges hatten sie es aber noch nicht weiter gebracht als zur geduldeten, aber wenig respektierten Minderheit. Man schaute noch immer mit einer Mischung von Spott und Mißtrauen auf diese geraden Pickel, man sprach ihnen einfach die Gleichwertigkeit ab und nahm sie nicht ganz ernst. Erst der Krieg, d. h. jahrelange intensive Arbeit im Walde und auf dem Lagerplatz, öffnete die Augen, die bis dahin vor allem die Nachteile gesehen hatten, auch für die Vorteile dieses Zapins. Nun erkannte mancher, daß der Italienische Zapin auf die Dauer wirklich der handlich-bequemere, *der fyner Zapy* sei, und daß man mit ihm trotzdem allerlei fertigbringe. Kurz: Der Italienische Zapin bekam durch den Hochbetrieb der Kriegsjahre einen so mächtigen Aufschwung, daß man ihn heute in jeder Prätigauer Schmiede kaufen kann. Dieses rasche Eindringen in das Gebiet eines anderen Zapins bezahlt er — und das ist bezeichnend — nun allerdings mit einer gewissen Stilunreinheit: die Prätigauer Schmiede glichen ihn nämlich dem Bündner Zapin etwas an, indem sie wenigstens an einem Merkmal desselben festhielten, am geschlossenen Haus. Diese Mischform ist bereits etwas massiver, gewichtiger und somit vertrauenserweckender für Leute, die vom schwereren Bündner Zapin herkommen. Einzelne Käufer gehen aber noch weiter und wollen nicht nur ein geschlossenes, sondern — wie beim Bündner Zapin — auch ein rundes Haus. Solche Wünsche, solche Übergangsformen sind individuelle Versuche, die Vorteile des einen Zapins (Geradzügigkeit) zu gewinnen, ohne doch die Vorteile des anderen (allgemeine Robustheit, starker Stiel) aufgeben zu müssen; sie sind aber auch kennzeichnend für die Schwierigkeit der Umgewöhnung vom alten zum neuen Zapin.

Fragt man sich nach dem inneren Grund dieses Werkzeugwechsels, der so spät, dann aber so intensiv einsetzt, so fällt einem unwillkürlich der gleichzeitige, noch viel umfassendere Wechsel bei den Sä-

gab es auch keine Verständigungsschwierigkeiten. Mußten die Italiener aber einmal riesen, war das den Einheimischen immer ein Anlaß zu heimlicher Freude. Komisch kam ihnen schon vor, daß alle grade Zapine besaßen; noch komischer, daß, bei gemeinsamem Ziehen am Block, alle zugleich riefen — *hoo . . . legna!*, *hoo . . . forä!*, *hoo . . . tirä!* —, und das größte Vergnügen hatten sie, wenn die spritzigen Italiener, auf ihrem glatten Schuhwerk erst noch den Stand verlierend, so recht herum- und durcheinanderpurzelten. *Das ischt gspässig gsi. Schi hend de sölig Pürzlig taa, allpot* (immer wieder) *ischt äinä hinä-n-uusgflogä bym Züüchä, schi hend heeli* (glatte) *Schuä gha ooni Gguschpä* (lange, spitze Nägel wie am Gletschersteigeisen). *Miär hend de rächt ds Gaudi* (lat. gaudium) *gha, we-s-ä-schä de gworfä hed.* — Da die Prätigauer also in Bezug auf das Riesens von den Italienern nichts lernen konnten, wollten sie damals auch nichts wissen von deren Werkzeug, dem Italienischen Zapin. Gerade umgekehrt stand die Sache und reagierten die Prätigauer beim Entrinden und in Bezug auf das Italienische Beil.

gen ein. Hier wie dort handelt es sich offenbar um den Durchbruch des technisch-rationelleren Werkzeugs, des Werkzeugs, dem weniger das Prinzip der kräftigen, ganzheitlichen Einzelleistung, als vielmehr das Prinzip der kraftsparenden, arbeitsteilenden Gemeinschaftsleistung zu Grunde liegt. Der Durchbruch wurde ausgelöst durch die Arbeitssteigerung, die der Krieg mit sich brachte. Doch diese Arbeitssteigerung war nur noch der äußere Anlaß; die innere Bereitschaft dazu war bereits gegeben im Akkordwesen oder — um es allgemeiner zu sagen — im zweckbestimmten rationalistischen Denken, das Arbeit und Leben des Dorfes immer stärker durchdringt. Das rasche Aufkommen des Italienischen Zapins und der Hobelzahnsäge (vgl. S. 61) ist eine Begleit- und Folgeerscheinung des mächtig vorstoßenden Rationalismus. So gesehen, wird das Werkzeug zum geistig-kulturellen Gradmesser. Es tritt in den Spannungsbereich der Pole Individuum-Gemeinschaft, Fortschritt-Tradition, Arbeitertum-Bauerntum, Stadt-Dorf etc. und zeigt mit an, in welcher Richtung die allgemeine Entwicklung heute geht.

Doch lassen wir nun die theoretisch-allgemeine Betrachtung des Zapins und wenden uns seiner praktisch-konkreten Wirklichkeit, seiner Handhabung bei der Arbeit, zu. Das Einschlagen des Zapins an irgendeiner Stelle des Blockes nennt man allgemein: *steckä*. Doch ist das Einstecken des Zapins so selbstverständliche Voraussetzung zu jeder weiteren Tätigkeit, daß man den Ausdruck kaum je hört, es sei denn als Aufforderung in einer besonderen Lage: *steck du aja!* (damit du dann gerüstet bist, wenn ich das und das mache). Häufiger kommt der Ausdruck vor in Verbindung mit einem Adverb; begreiflich, denn das Adverb erst gibt seiner richtungslosen Allgemeinheit Richtung und Sinn, z. B.: *Steck nä du uf zugg!*. steck du den Zapin nach rückwärts ein! (so daß du den Block, während ich ihn mit untergelegtem Zapin auf den Schlitten lüpfе, zurückhalten kannst, und er nicht etwa gegen das Pferd nach vorn rutscht) . . . oder: *Wart, i steckä-n-under Augä!*, warte, ich schlage den Zapin in der Stirnseite des Holzes fest (und lüpfе den Block vorn).

Am häufigsten wird der Zapin von oben her, auf dem Rücken des Blockes, «gesteckt». Dies geschieht entweder, um den Stamm in der Längsrichtung fortzubewegen, zum *züüchä*, oder aber, um ihn in der Querrichtung fortzubewegen, zum *haarä* oder *überhaarä*. Beim *züüchä* steht der Arbeiter parallel, beim *haarä* quer zum Stamm; beim *züüchä* schleift, beim *haarä* rollt er den Stamm über den Boden. *Züüchä* und *haarä* werden jedoch vom Arbeiter nicht als eigentlicher Gegensatz empfunden, muß er doch bei beiden Tätigkeiten genau gleich den Zapin von oben her einschlagen und dann daran ziehen. Er ersetzt deshalb den Begriff *haarä*, wenn er ihn als Gegensatz und Ergänzung zu *züüchä* brauchen will, durch den Begriff *tröölä* (rollen), der dem über-

geordneten Gegensatzpaar Rollen-Schleifen entnommen ist. Ein Gewährsmann schildert z. B. den Beginn des Riesens: . . . *de züücht und tröölt mä schä* (die Stämme) *an üs Rys zuächi*. Das heißt aber nicht: Dann «zieht und schiebt» . . ., sondern: Dann «schleift und rollt» man die Stämme zu einem Ries hin. Der Gegensatz Rollen-Schleifen ist umfassender und eindrucklicher.

Dem großzügig-schwungvollen *steckä* von oben her entspricht das kleinlich-sorgfältige Einhaken des Zapins von unten her, das *bybü*. Man setzt den Zapin auf dem Boden oder — weit lieber und häufiger — auf einem hingeworfenen Prügel auf, schiebt die Spitze unter den Stamm, hakt probend ein, zieht dann den Stiel mit geduldiger Kraft gegen sich und bewegt so den Stamm um ein Weniges. Der Prügel, den man, wenn er sich besonders bewährt, immer wieder dem Stamm nachschleppt und frisch hinlegt, heißt: *ä Büß* oder *ä Faß*. Der Name sagt deutlich genug, wie wesentlich eine gute Auflage zu einem sicheren «Beißen» und «Fassen» des Zapins beiträgt. Ob es sich beim Beißen um ein Heben, ein Drehen an Ort und Stelle oder ein Fortrücken des Stammes in der Quer- oder Längsrichtung handelt, darüber sagt der Begriff nichts aus; er bedeutet einfach und ganz allgemein: Einhaken des Zapins von unten, gleichgültig zu welchem Zweck. Natürlich geschieht dieses Einhaken von Fall zu Fall etwas anders, je nach Zweck und Umständen: bald setzt man den Zapin rechtwinklig an (zum Heben, Drehen an Ort, Verschieben in der Querrichtung), bald schräg (zum Rücken in der Längsrichtung), bald greift man weiter unter den Stamm (zum Heben, seitlichen Verschieben), bald weniger weit (zum Drehen an Ort, zum Rücken in der Längsrichtung) usw. Doch all diese Variationen des Beißens sind dem Arbeiter so selbstverständlich, und ergeben sich für ihn so ohne weiteres aus der jeweiligen Aufgabe, daß er dafür keine besonderen Begriffe braucht.

Seine Begriffe beziehen sich überhaupt mehr nur auf den Inhalt (Stoff) als auf das Vorgehen (Form) einer Handlung. So heißt es z. B. auf dem Ladplatz — ein Stamm liegt bereits auf dem Bockschlitten, ein anderer ist eben neben ihn hinaufgelüpft worden — nur: *Däär müübä-mer noch dreeä, mär dreeä-nä geg ä Holz!* Das genügt, jeder weiß: um den Stamm «gegen Holz», d. h. gegen den ersten Stamm hin zu drehen, kommt nur das Beißen von unten in Frage. Will man hingegen den Stamm vom bereits daliegenden Stamm abdrehen, ihm gleichsam den Rücken kehren lassen, sagt man: *Mär dreeä-nä v ä* (von) *Holz!* In diesem Falle kann man höchstens an den beiden Enden des Stammes von unten her einwirken, im übrigen aber muß man den Zapin oben, in der Kluft zwischen den beiden Stämmen, ansetzen, indem man den Rücken des ersten Stammes als Auflage benützt, von der aus man den zweiten beißt und dreht. Der Drehende steht dabei auf der



geordneten Gegensatzpaar Rollen-Schleifen entnommen ist. Ein Gewährsmann schildert z. B. den Beginn des Riesens: . . . *de züücht und tröölt mä schü* (die Stämme) *an äs Rys zuüchi*. Das heißt aber nicht: Dann «zieht und schiebt» . . ., sondern: Dann «schleift und rollt» man die Stämme zu einem Ries hin. Der Gegensatz Rollen-Schleifen ist umfassender und eindrucklicher.

Dem großzügig-schwungvollen *steckä* von oben her entspricht das kleinlich-sorgfältige Einhaken des Zapins von unten her, das *byßä*. Man setzt den Zapin auf dem Boden oder — weit lieber und häufiger — auf einem hingeworfenen Prügel auf, schiebt die Spitze unter den Stamm, hakt probend ein, zieht dann den Stiel mit geduldiger Kraft gegen sich und bewegt so den Stamm um ein Weniges. Der Prügel, den man, wenn er sich besonders bewährt, immer wieder dem Stamm nachschleppt und frisch hinlegt, heißt: *ä Bäß* oder *ä Faß*. Der Name sagt deutlich genug, wie wesentlich eine gute Auflage zu einem sicheren «Beißen» und «Fassen» des Zapins beiträgt. Ob es sich beim Beißen um ein Heben, ein Drehen an Ort und Stelle oder ein Fortrücken des Stammes in der Quer- oder Längsrichtung handelt, darüber sagt der Begriff nichts aus; er bedeutet einfach und ganz allgemein: Einhaken des Zapins von unten, gleichgültig zu welchem Zweck. Natürlich geschieht dieses Einhaken von Fall zu Fall etwas anders, je nach Zweck und Umständen: bald setzt man den Zapin rechtwinklig an (zum Heben, Drehen an Ort, Verschieben in der Querrichtung), bald schräg (zum Rücken in der Längsrichtung), bald greift man weiter unter den Stamm (zum Heben, seitlichen Verschieben), bald weniger weit (zum Drehen an Ort, zum Rücken in der Längsrichtung) usw. Doch all diese Variationen des Beißens sind dem Arbeiter so selbstverständlich, und ergeben sich für ihn so ohne weiteres aus der jeweiligen Aufgabe, daß er dafür keine besonderen Begriffe braucht.

Seine Begriffe beziehen sich überhaupt mehr nur auf den Inhalt (Stoff) als auf das Vorsichgehen (Form) einer Handlung. So heißt es z. B. auf dem Ladplatz — ein Stamm liegt bereits auf dem Bockschlitten, ein anderer ist eben neben ihn hinaufgelüpft worden — nur: *Däär müüßä-mer noch dreeä, mär dreeä-nä gegä Holz!* Das genügt, jeder weiß: um den Stamm «gegen Holz», d. h. gegen den ersten Stamm hin zu drehen, kommt nur das Beißen von unten in Frage. Will man hingegen den Stamm vom bereits daliegenden Stamm abdrehen, ihm gleichsam den Rücken kehren lassen, sagt man: *Mär dreeä-nä v ä* (von) *Holz!* In diesem Falle kann man höchstens an den beiden Enden des Stammes von unten her einwirken, im übrigen aber muß man den Zapin oben, in der Kluft zwischen den beiden Stämmen, ansetzen, indem man den Rücken des ersten Stammes als Auflage benützt, von der aus man den zweiten beißt und dreht. Der Drehende steht dabei auf der





Seite des ersten Stammes, leicht vornüber geneigt und den senkrecht aufragenden Zapin weit unten gefaßt; auf der Seite des zweiten Stammes hat man — rein passiv, durch Dawiderhalten des am Boden eingestemmt Zapines — nur dafür zu sorgen, daß der Stamm nicht ins Rutschen und Rollen kommt und nicht wieder vom Schlitten herabfällt. Nun ist es bezeichnend: weder für dieses Beißen von oben, noch für dieses Entgegenstemmen mit dem Zapinstiel hat man einen eigenen, besonderen Namen; beides gehört unmittelbar und selbstverständlich zum *dreeä v ä Holz*. Denn betont wird in den Begriffen des Arbeiters das Was (die Handlung als Ganzes, als Aufgabe und Ergebnis); das Wie (die Handlung im einzelnen, als Ausführung und Weg) trägt immer nur den Nebenton. Das Wie, die Form der Handlung, ist genügend fixiert in Gewohnheit und Tradition. Im lebendigen Brauchtum der Arbeit, es braucht keine begriffliche Umschreibung; hingegen das Was, die substantielle Aufgabe der Handlung, stellt sich von Situation zu Situation neu und macht, zur gegenseitigen Verständigung, gewisse Begriffe nötig. Doch kommt der Arbeiter schon mit wenigen aus, da er sie ja nie losgelöst und allgemein, sondern immer in Verbindung mit einer bestimmten Gegebenheit braucht.

Das zeigt sich z. B. auch beim Ausdruck *zöögä*. «Zöögä» nennt der Bauer es, wenn er sein Vieh, besonders Kleintiere, mit vorgestreckten Leckerbissen und aufmunterndem Schnalzen lockt und sich nachzieht. Entsprechend heißt der Ausdruck beim Waldarbeiter zunächst einfach und ganz allgemein: «Beißen vorn am Stamm, um den Stamm gegen sich heranzuziehen», wird aber sofort auf eine bestimmte, häufige Situation bezogen und dann eigentlich nur noch dort verwendet, — der allgemeine, abstrakte, formale Begriff geht über in einen spezialisierten, konkreten, inhaltsgebundenen Ausdruck. Er bedeutet nun nur noch das langsame, vorsichtige Beißen vorn am Stamm, wenn der Stamm mit seinem einen Ende bereits auf dem Schlitten aufruhrt, aber noch etwas nach vorn gezogen werden muß, bis er in die dazu bestimmte Kerbe, das *Paluäg* (vgl. S. 197), einhakt.

Dem *zöögä* verwandt ist das *chläüpä* (klauben). Auch beim *chläüpä* handelt es sich um eine kurze, genaue Bewegung, nur daß man dabei den Stamm nicht auf sich zu, sondern von sich weg rückt. Man schlägt den Zapin — Spitze nach unten — nahe vor dem Stamm ein, lüpfte den Stiel und klaubt so den Stamm ein Stücklein von sich weg. Das kommt in Frage, wenn es gilt, einen Stamm seitlich zu verschieben. Grundbedingung dafür ist allerdings, daß man den Zapin auf diese Weise überhaupt irgendwo einschlagen kann. Zum Zurecht-klauben eines Stammes in der Längsrichtung vgl. S. 233.

Dreeä und *cheerä* werden im ganzen scharf geschieden: *dreeä* meint die Bewegung um die Horizontalachse, *cheerä* die Bewegung um

die Vertikalachse des daliegenden Stammes. Beim *dreeä* muß man im allgemeinen mehr in der Mitte und von unten her, beim *cheerä* mehr an den Enden und von oben her ansetzen. Während man dabei am einen Ende *haaret*, d. h. den Stamm mit von oben eingestecktem Zapin in der Querrichtung zieht, muß man am anderen Ende in der Gegenrichtung ziehen oder aber *yhebä*, d. h. mit gegen den Boden gestemmtem Zapin dawiderhalten, damit der Stamm nicht einfach überrollt, sondern wirklich gekehrt wird. *Yhebä* muß man aber auch sonst bei jeder Gelegenheit, besonders häufig natürlich beim Lagern der Stämme, wenn man sie über die schräg gestellten Streben hinaufwölzt (vgl. S. 233).

Ist ein Stamm zu schwer, als daß man ihn einfach in der Längsrichtung fortziehen könnte, und muß dann ein Mann beißen, während die anderen ziehen, so nennt man das: *windä*. Der Mann, der beißt, bewegt den Stamm nur an; fortbewegen müssen ihn die Ziehenden. Wesentlich gehört zum Winden diese anbewegende kleine Drehbewegung, die in die Vorwärtsbewegung hineinführt und sie erst ermöglicht. Sobald auf beiden Seiten des Stammes gebissen wird, der Stamm also nicht erst ein wenig gedreht, sondern direkt vorwärtsbewegt wird, so ist das nicht mehr *windä*, sondern einfach *byßä*. Von *windä* hingegen wird man wieder sprechen, wenn sich ein Stamm — z. B. unten an einem steilen Ries — mit seinem vorderen Ende in die Erde eing bohrt hat, und man ihn durch Beißen von der Seite her wieder flott macht, ihn aus seinem Loch recht eigentlich «herauswindend».

Sehr häufig, besonders beim Laden und Lagern der Stämme, wird der Zapin wie ein gewöhnlicher Sparren gehandhabt: man schiebt ihn unter den Stamm und hebt die Last durch einfaches Lüpfen. Die Tätigkeit: Lüpfen mit untergefaßtem Zapin ist deshalb gut charakterisiert, wenn der Arbeiter sie wiedergibt durch den Ausdruck: *sparrnä*. Neben Sparrnen braucht er — vor allem im Imperativ — auch den Ausdruck *schüüßä* (Innerprätigau: *schüäßän*). Wir begreifen diese Differenzierung: *sparrnä* meint die Gesamthandlung, *schüüßä* mehr nur das Unter-den-Stamm-schieben des Zapins; *sparrnä* ist der allgemeine, umfassende Ausdruck, *schüüßä* ist beschränkt auf den Imperativ, auf die Situation, in der es darauf ankommt, daß einer überhaupt einmal seinen Zapin unter den Stamm hineinbringt, während die anderen ihm das, z. B. durch Beißen oder sonstwie, ermöglichen. *Schüüß du afa under!*, heißt deshalb die Form, in der dieser Ausdruck hauptsächlich zur Anwendung gelangt. Hat einer mit seinem Zapin einmal untergefaßt und hält den Stamm in seiner Lage, können die andern, wenn nötig, auch untergreifen: die Handlung verliert ihre imperative Dringlichkeit, das *schüüßä*, das rasche Unterschieben des Zapins, wird zum gemächlich-kraftvollen Lüpfen des Blockes, zum eigentlichen *sparrnä*.

(Zu schüüßä vgl. auch das *aabschüüßä* der Stämme auf den Weg hinab. S. 88. Hier wie dort handelt es sich um eine kurze, gezielte, rasche Bewegung wie beim Bäcker, der das Brot in den Ofen «schießt», usw.)

Damit haben wir nun das *zapynä*, die Arbeit mit dem Zapin, in seinen einzelnen Teilen kennengelernt. Wir sind dabei von selbst immer wieder darauf gestoßen, daß diese Einzelhandlungen in der praktischen Wirklichkeit nicht fein säuberlich voneinander getrennt, schön nacheinander erfolgen, sondern daß sie sich gegenseitig durchdringen und ergänzen zu einer Einheit, zur Einheit der gemeinsamen Leistung. *Zapynä* ist eine Gemeinschaftsarbeit. Das ist es denn auch, was einem am eindrucklichsten bleibt: diese Arbeitsgemeinschaft — sei es zu zweit, zu dritt, zu viert — nie starr und schematisch geregelt, sondern frei und von Moment zu Moment neu sich bildend, je nach Situation und Aufgabe. Einer setzt seinen Zapin an, gleich folgen die anderen, die Wirkung des ersten verstärkend oder ergänzend durch *züüchä*, *haarä*, *byßä*, durch *sparrnä*, *lүpfä*, *yhebä*. Da braucht es gewöhnlich kein Wort — höchstens eine Fixierung des Ziels: *däär züüchä-mer dua düürä!*, *däär müßä-mer noch a bitz fürchi-nee!* —, und jeder weiß unmittelbar, was er zu tun hat.⁷³ Zusammengehalten und zusammengefaßt werden die Einzelkräfte, die Einzelhandlungen, durch den Ruf: *Hoo . . . Holz!* u. ä. Dieser Ruf, der die Einzelkräfte sammelt zu gemeinsamer Tat und sie wieder freigibt zu neuem Einsatz, ist gleichsam die Lunge des Zapinens. Er ertönt immer, selbst wenn nur zwei Arbeiter am Werk sind; ja, ich konnte schon beobachten, wie ein einzelner Mann, der allein an einem Block herumzerrte, jeden größeren Kraft-einsatz unwillkürlich mit einem Ruf begleitete. Das zeigt, daß dieser Ruf mehr ist als bloßes Kommando; er ist zugleich Ausdruck und Gar- rant des richtigen Arbeitsrhythmus.

Rufen — so erklärte mir ein erfahrener Akkordant — sollte innerhalb einer Gruppe eigentlich immer derjenige, dem gerade die schwierigste Operation zufalle und der deshalb gewöhnlich auch am längsten habe, bis er zum Einsatz gerüstet sei. So müsse z. B., wenn einer heiße, die anderen aber bloß zögen, der Beißende rufen, da die Ziehenden nur den Zapin von oben her einzuschlagen brauchten und dann gerüstet seien, während der Beißende nach sorgfältigem Einhaken

73 Würde man diesen Leuten etwas von physikalischen Hebelgesetzen erzählen, würden sie Maul und Augen aufsperrn; diese Gesetze aber tatsächlich ununterbrochen und auf raffinierteste Weise anzuwenden, macht ihnen nicht die geringste Mühe. Es ist erstaunlich, mit welcher intuitiver Sicherheit sie die hebelwirksamsten Stellen, die entscheidenden Punkte des Widerstandes heraus-spüren und ihre Kraft dort einsetzen. Man merkt das erst so recht, wenn man selbst einen Zapin zur Hand nimmt und einen das theoretische Wissen ordentlich im Stich läßt.

erst noch probieren müsse, ob der Zapin auch recht gefaßt habe. Doch wird dieser Regel praktisch kaum nachgelebt, indem sich in jeder Arbeitsgruppe ganz von selbst, in wortloser Übereinkunft, ein «Ton-angeber» ergibt — meist ist es der Akkordant oder sonst ein anerkannter Arbeiter —, auf dessen Kommando die andern sich schließlich so sehr verlassen, daß sie auch dann nicht mehr rufen, wenn sie selbst an der Reihe wären. Das schadet aber nichts, da der Rufer — ohnehin ein treibender, die Arbeit frisch anpackender Mann — meist selbst an der entscheidenden Stelle steht und somit das Kommando zu Recht führt. Zudem erkennt er ja jederzeit an den Bewegungen der andern, ob sie gerüstet sind oder nicht. (Zur Form dieser Rufe vgl. Anm. 132.)

Wir sind am Ende der Beschreibung des Riesens und der Zapinarbeit angelangt. So verantwortungsvoll diese Arbeit ist in Bezug auf den Waldbestand, so mannigfaltig und abwechslungsreich sie ist in der Ausführung, ja so erregend sie gelegentlich sein mag als Treibjagd mit Hussa! und Hallo! — eines ist sie immer: mühsam und streng. Doch sie ist eine gemeinsame Arbeit, und da ergibt sich immer wieder irgendein kleiner Zwischenfall, ein Anlaß zu einer Neckerei, die Möglichkeit zu einem Witzwort, und wenn es allzuschwer gehen will, kann man sich immer noch mit einem Fluch Luft machen und darf gewiß sein, bei den anderen ein Echo zu finden, sei es dann zustimmend, lachend oder ausnarrend. — Z. B. *Äs stäid jetz de no äinä uuf*, meint einer, der sich mit seinem Bruder zusammen an einem Block abquält und dabei auf dem glitschigen Schnee zu Fall gekommen ist; der Bruder: *Jaa, de si-mer de z dritt*. (Die Replik entspricht ganz dem Vorsaß, sie wird gleichsam erwartet.) Es handelt sich offenbar um einen Schablonenwitz.) — — In einer Dreiergruppe rutscht einer beim Ziehen taumelnd aus, da sich sein Zapin losgelöst hat; sofort wird ihm von einem Männlein, das für seine neckischen Sprüche bekannt ist, die Quittung: *Du heß' wiä der ander vorig: äär hed au vor-em Holz dür dü Schutz aab welä*. Der Geneckte: *Jaa, we-s de wyläwysch (zeitweise) nid rückä wil und män äpän ä Rupf tuäd . . .* (Die Antwort ist zu ernsthaft-plump; der Angegriffene reagiert nicht auf die Neckerei, er ist zu schwerfällig dazu.) — — Ein Stamm schleift schiecht im Ries; einer legt einen Prügel — *ä Baiß, ä Faß* — vor ihn hin, damit Holz auf Holz gleite: *Wart, wen du nid gaa wit, sä höckä-mer di uuf!* — — Ein Block, der stark bremst — vielleicht weil er nicht sauber geastet ist, vielleicht auch sonst — läßt einen Arbeiter in die prophetischen Worte ausbrechen: *Wen du däär schvßä müäbtischt, hettischt däär besser gaschtet!* — — Zwei Männer schleifen einen Stamm über quer darunter liegende Spiglinge; dabei wackelt der Stamm etwas hin und her und überrollt sich schließlich auf die Seite. Das entlockt dem

einen der Männer, einem soliden Greis und treuen Familienvater, den etwas gewagten Vergleich: *Däär troolet umer as wiü ä Huär uf ärä Balä Strau*. (Das ist zwar fast ein stehender Ausdruck. Der ehrliche Alte entsetzte sich aber doch, als er mich wenig später etwas notieren sah: *Ämaal das schrybscht gwüß nid uuf! nää das darfscht de nid schrybä!*) — — Ziemlich häufig hört man das Paradoxon: *Langsam presiirä!* Es ist wohl deshalb beliebt, weil es durch den Anhauch pikanten Geistes interessant, durch die formelhafte Kürze und den altvertrauten Inhalt — vgl. das Bernerische: *Numä nid gsprängt!* — aber wohlthuend und besänftigend wirkt. Damit haben wir auch das Schema gefunden, das den meisten dieser Ausrufe und Scherzworte — die Auswahl möge genügen — zu Grunde liegt. Sie enthalten deutlich zwei Komponenten, einmal stärker die eine, einmal die andere hervorstreichend: sie sind einerseits geistig-aggressiv, persönlich neckisch oder allgemein witzig, und sie sind andererseits stereotyp-formelhaft, sprichwörtlich, dem stehenden Ausdruck sich nähernd. D. h.: der Witz, der Geist — seinem Wesen nach immer bedrohlich, immer Freigeist — wird gerne in einer festen Form bewahrt. Damit ist er unschädlich und doch nicht tot: man kann ihn jederzeit hervorholen, sich daran erfreuen und läuft doch nicht die Gefahr der geistigen Entwurzelung und Heimatlosigkeit; durch die Freude am Witz rostet man nicht ein, durch die Freude an der Wiederholung aber bleibt man beim Bewährten, in der Tradition.

Den Abschluß des Riesens bildet das Lagern der Stämme. Kleinere Partien schließt man, sofern die Stämme auf diese Weise sicher halten, nur zusammen, *mä schliüßt schä an änander aa*; größere Partien muß man, damit sie beim winterlichen Laden nicht ins Rutschen und Rollen geraten, ordnungsgemäß lagern. Ebenso müssen natürlich alle Stämme, die nicht mehr im gleichen Winter zu Tale gebracht werden können — Restbestände eines Schlages also — im Frühling sauber und trocken gelagert werden. Da das Holz erst im Winter auf dem Dorflagerplatz gemessen wird, der Akkordant den Lohn für seine Arbeit aber bereits braucht zur Arbeiterentlohnung, wird die Holzmasse vorläufig geschätzt und der Akkordant bis zu 70 % ausbezahlt. Die restlichen 30 % erhält er dann, wenn die genauen Maße vorliegen und die Arbeit endgültig abgeschlossen ist. Das Flößholz hingegen muß immer bereits im Walde gemessen werden, da beim Flößen Verluste entstehen können, für die der Rüstakkordant nichts kann. Er wird also ausbezahlt, sobald er das Holz zerkleinert, richtig geklaffert und mit dem Förster zusammen gemessen hat (vgl. III, b).

Diese Arbeiten dauern bis weit in den Spätherbst hinein. Bald fällt der erste Schnee. Und dann geht's nicht mehr lange, bis die ersten Pferdeschlitten durch den Wald bimmeln.

7. Die Waldhütte und das Leben in ihr

Bevor wir den Ablauf der Arbeit weiter verfolgen und übergehen zum Transport, schauen wir nochmals zurück, ob wir auch nichts vergessen haben. Was wir noch finden, wollen wir mitnehmen zur Hütte. Die Hütte ist der natürliche Sammelpunkt des waldarbeiterlichen Lebens. Unter ihrem Dach mögen denn auch einige Dinge Raum finden, die nicht im strengsten Sinne zur Arbeit — nicht einmal zum Hüttenleben —, wohl aber zur «Welt» des Waldarbeiters gehören. Das Kapitel will also weder rund noch einheitlich sein. Aber: Hüttenleben ist immer ein Kapitel für sich!

Über den Hüttenbau und Hüttenbezug im allgemeinen vgl. oben. S. 24. Die eigentlichen Waldhütten — *d Hüttä*, seltener: *d Schröoterhüttä* — sind im Prinzip alle gleich: ein Rundholzbau mit Schindeldach; durch den kleinen Küchenraum, *d Chuchi*, gelangt man in den größeren Eß- und Schlafrum, *ds Ligg-gmach*. (Bei Sommer-Waldhütten, die nur für den sommerlichen Gebrauch berechnet sind, fällt diese Unterteilung dahin.) Der Küchenraum ist oben offen bis zum Dach, damit Rauch und Funken freien Abzug haben; der übrige Raum wird nochmals gedeckt durch *di Dili*, *ds Diläggi*, eine Diele aus *Palanggä* (halbierten dünnen Stämmchen), und die Klaffen seiner Wände werden vermacht mit Leisten und Moos. Er benötigt deshalb auch Fenster, während die Küche durch die Klaffen und die geöffnete Türe Licht genug erhält.⁷⁴

Die Küche enthält etwa folgendes Inventar: eine Feuerstelle; irgendeine grobe Bank zum Abstellen der Pfannen und des Geschirrs;

74 Bezeichnend für das Provisorische selbst der stabilen, bleibenden Hütten ist es, daß diese Fenster nicht etwa am Anfang ein für allemal eingesetzt werden, sondern daß der Akkordant am Schluß der Arbeit sie wieder mitnimmt, und der nächste Akkordant wieder ein paar andere Scheiben mitbringt und irgendwie einpassen muß, usw. Entsprechend verhält es sich mit dem Ofen, dem Herd, dem Küchengeschirr. Zur Verfügung steht dem einziehenden Akkordanten nichts als die nackte, eventuell noch reparaturbedürftige Hütte, vielleicht etwas zerlegenes Riedgras, etwas übriggebliebenes trockenes Holz. Als ich einen Akkordanten befragte: warum diese Umständlichkeit?, meinte er: die Sachen würden sonst verliedert oder gar gestohlen; Fenster, Ofenrohre u. ä. wären ein günstiges Objekt für nahe gelegene Maiensähhütten! Im Prätigau wird nicht mehr gestohlen als an andern Orten, aber es zeigt sich hier wie überall: dem öffentlichen Eigentum gegenüber nimmt man gern eine etwas freiere Haltung ein.

Diese Raumeinteilung in bis zum Dach offene Küche einerseits und nochmals gedeckten Unterkunftsraum andererseits entspricht derjenigen einfacheren Maiensäß- und Alphütten in Küchen- und Käsereiraum einerseits und Kellerraum andererseits. (Geschlafen wird dann ja auf dem Heustock oder im *Boorbett* — pritschenartiges Lager im Stall — oder in einem besonderen, an den Stall angebauten Wohnteil.)

ein oder zwei an die Innenwand angeschlagene improvisierte Gestelle — z. B. nur ein tüchtiges Brett, auf eingetriebenen Holznägeln ruhend —: *ä Graunä*, zur Aufbewahrung der Brote, der Maggiflasche etc.; eventuell sogar eine kleine primitive *Schgaffä* (Schränk), z. B. eine irgendwie an der Wand befestigte verschließbare Kiste, wohinein dann die leichtest verderbliche und durch Mann und Maus am meisten gefährdete Ware, wie: Zucker, Butter, Käse, Mehl und vielleicht sogar ein höchst persönliches Fläschlein des Koches, verstaubt wird; irgendein Holzklotz als Hocker für den Koch, — und fertig ist die Ausrüstung. Doch halt! Fast hätte ich's vergessen! Nicht die Pfannen, die Geschirre und Schachteln, die Eimer, Kellen und Tassen, aber den Stecken über dem Herd, den *Fläischstückä*! O lieblicher Anblick, wenn man müde von der Arbeit heimkehrt! Nicht die Abwaschlappen, die da hangen und starren, aber die Reihen der Würste, die da blinken herab, die Schwarten und Schwärtchen und vielleicht gar gröbere Stücke! — Trotzdem müssen wir auch dem Herd einen Blick schenken. Der Kochherd setzt sich zusammen aus dem eisernen Aufsatz, den der Akkordant jeweils mit sich nimmt, und dem festen Lager, das, einmal gebaut, bleibt. Der Herd ist, selbst für eine kleine Belegschaft, immer mindestens zweilöcherig, denn — so erklärte mir der Koch — *Wäischt, am Morgüt hed mä an äim der Ggaffi über, an äim der Ribel*. (Zur Speise vgl. unten.) Das Lager baut sich so auf: zuunterst zwei Längsbalken, quer darauf zwei kürzere Querbalken und darauf nochmals zwei Längsbalken, alle aus Rundholz. Der rechteckige Kasten, der so entsteht, wird — wie ein Wuhrkasten — mit Steinen gefüllt und dort, wo der Aufsatz draufkommt, zudem mit Lehm verstrichen. Den restlichen Raum neben dem Aufsatz überdeckt man einfach mit einem Brett und erhält so einen praktischen Abwasch- und Abstellplatz (vgl. Abb. 9).

Der Wohn- und Schlafraum, *ds Ligg-gmach*, ist denkbar einfach: Der Wand entlang läuft das ein- oder zweistöckige Pritschenlager, aufgepolstert mit Riedgras und den Lumpen, Decken und Kleidungsstücken, wie jeder sie gerade mitgebracht hat, — fast wie im Militär, nur daß hier niemand ans Aufschütteln des Lagers und an Zimmerordnung denkt. Der andern Wand entlang läuft eine Bank, ein Tisch und wieder eine Bank, alles roh und selbst zusammengezimmert. Dazwischen oder in irgendeiner Ecke steht der Ofen: seltener ein Eisenöfelchen, meist ein altes Teerfaß, inwendig mit flachen Steinen und Lehm zu einem primitiven, aber recht guten Kachelofen ausgebaut. Über und um den Ofen herum, bei einstöckiger Pritsche z. T. auch zu Füßen der Pritsche, je nachdem, besteht meistens noch irgend eine Aufhängvorrichtung, *d Uufhenki*, zum Aufhängen und Trocknen der Kleider. Ein paar in die Wand eingetriebene Nägel ergänzen sie. Rucksäcke,

Kleiderbündel, Feierabendpfeifen. alles, was zerbrechlich und nicht maussicher ist, wird aufgehängt. Nennen wir noch das Licht (vor dem Kriege war es allgemein die Petrol- oder Stallaterne, seither immer ausschließlicher die Karbid- oder Stollenlampe), das irgendwo abgestellt oder über dem Tisch an eine senkrecht von der Decke herabhängende Schindel angehängt wird, und wir haben beisammen, was wesentlich zur Ausstattung des Ligg-gmachs gehört. Natürlich gleicht trotzdem kein Raum genau dem andern; Bereicherungen verschiedener Art variieren das Bild. Mir sind vor allem zwei in Erinnerung.⁷⁵

Etwas anders sah die Raumeinteilung und Hütteneinrichtung in der älteren Schröterhütte aus. (Vgl. dazu und zur Kost auch U. OBRECHT, Über Waldverhältnisse und Holztransport im Prätigau, Jahrb. des SAC 1892/93, S. 93—95). Da man damals noch nicht in «Kompanie-Küche», wie man das nennt, verpflegte, sondern jeder für sich selber kochte, mußte der Küchenraum entsprechend größer sein. Man unterschied, in deutlicherer Zweiteilung als heute, nur zwischen *Hüttä* einerseits und *Ligg-gmach* andererseits. Die «Hütte», bis zum Dach offen, war Küche und Wohnraum zugleich; das «Ligg-gmach», nochmals gedeckt, ausschließlich Schlafraum. (Daher mag es kommen, daß man auch heute, wo sich der Wohnraum von der Küche losgelöst und innerhalb des Schlafraumes eine gewisse Selbständigkeit erworben hat, noch keinen besonderen Namen dafür hat. Das Wichtigste ist und bleibt dem

75 Da ist einmal der *Brunzchenel*, den ich in einer Hütte traf. Ein alter *Goni* (kleines, rundes hölzernes Gefäß, wie man es in den Alpen zum Milchtrinken braucht) funktionierte da als Trichter an einem Rohr, das zur Hüttenwand hinausführte. Plagte einen des Nachts der viele Tee, den man am Abend in sich hineingesoffen hatte, so brauchte man nur hinter den Ofen zu wandeln! War das auch kein System Beet, so war es doch angenehmer, als in Schnee und Dreck hinauszustapfen.

Die zweite Abwandlung des Ligg-gmachs, an die ich denke, ergab sich daraus, daß in einem Schlag der Koch nicht ein «Er», sondern die Schwester des Akkordanten war. Man war so nobel und vorsichtig und machte ihr in einer Ecke der unteren Pritsche aus Brettern einen besonderen Verschlag. Dieser Bezirk, nur von vorn durch einen engen Eingang erreichbar und inwendig mit dem Luxus richtiger Bettpfulmen ausgestattet, bekam denn auch bald den Namen *ds Allerhülligstä*. Da die Priesterin aber, sooft es am Tisch besonders lebhaft zu und her ging oder jemand sich in neckischer Absicht näherte, ihren roten Strubelkopf aus der dunkeln Öffnung hervorschob, fand man einen heimatlichen Vergleich angebracht und nannte es *ds Schwylüsch* (eigentlich: «Deckel des Schweinetrog», zu welchem hinein man das Fressen leert und aus welchem hervor das Schwein jeweils seinen Rüssel dem Fressen entgegenstreckt). Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, das mußte die Köchin erfahren. Sie selbst nannte ihren Privatraum meistens *ds Kabinäschi* (Kabinettchen). Andere, konkretere und weniger neutrale Umschreibungen waren wieder: *ds Färi* (kleiner Pferch), *d Chebjä* (Hühnergitter oder -kiste). Kurz, dieses Gehäuse und seine Bewohnerin, die skihosenbewaffnet da hinein- und herauskroch, gab Anlaß zu manchem Wort.

Waldarbeiter an der Waldhütte eben doch die Koch- und Schlafgelegenheit, *d Chuchi* und *ds Ligg-gmach*; «wohnen» muß und kann er darin ja höchstens an Schlechtwettertagen, und die überdauert man, wenn's nicht allzu lange währt, doch schlafend am besten.)

Die Küche oder, allgemeiner, *d Hüttä* der alten Schröterhütte ist charakterisiert durch den langen, die Hütte fast in ganzer Länge durchlaufenden Kochherd, den *Füürwagä*. Der Feuerwagen war im Prinzip gleich gebaut wie der heutige Herd — ein Lager aus Rundholz, mit Steinen und Lehm ausgefüllt (vgl. S. 103) —, nur daß dieses Lager oben keine eiserne Herdplatte trug, sondern durch Steinplatten in lauter einzelne Kochlöcher eingeteilt war. Vor jedem Kochloch wurde in den obersten Tramen ein Loch gebohrt und ein starker Ast mit einer seitlichen Klaffe, die den Pfannenstiel aufnehmen und halten mußte, eingeschlagen. Das war der *Pfanäheber*. Als Pfannen wurden gebraucht, was jeder etwa von zu Hause als solche mitgenommen hatte. Ganz früh allerdings — so erzählte mir einer der ältesten Waldmänner — habe jeder eine «Schröterpfanne» gehabt. Das war so etwas wie eine Bratpfanne, nur schwerer, *schweer, mä heti chönä ä Nü-tä yschlaa mid nä*. Der Feuerwagen füllte die Küche fast ganz aus. An seinen Schmalseiten, vorn bei der Türe und hinten, ließ man nur ca. 90 cm Raum. Dort stand auf je einem Holzklotz, dem *Wasserstock*, der Wassereimer. Und an den beiden Längsseiten blieb nur noch Platz für je eine Bank der Wand entlang. Unter der Bank hatte jeder der Kochenden einen Holzklotz, auf den er sich setzen konnte, wenn er auf der Bank das Geschirr abwusch oder sonst etwas verrichtete. Allerdings von dem Abwaschen hielten manche nicht gerade große Stücke: *ä Tüil hend gsäid: sä lang as Pfanä Hüli hüi* (noch hohl sei), *wäschend schy nid aab*. Über dem Feuerwagen, die ganze Länge durch, liefen zwei Sparren, *d Holzlattä*. Darauf schichtete man das Brennholz. Am Abend zog man jeweils aus dieser Beige ein Scheit halb heraus und hängte die Stoffstiefel und andere Kleidungsstücke daran. Die Stiefel waren zwar meistens am Morgen noch gefroren, denn vor dem Schlafengehen, nachdem man nach dem großen Kochen, Essen und Wassersaufen in Hitze und Dampf noch ein wenig gehöckelt hatte auf den Bänken, Klögen und dem Feuerwagen, der nur noch etwa an drei Stellen brannte, wurde das Feuer gelöscht. Unter Führung einer Kerze oder eines *Hockerlüchtl* (Messinggefäßchen, gegen oben sich verjüngend, Schraube, Docht) schloß man ins *Ligg-gmach*.

Ja, man muß sagen: schloß. Denn statt einer Türe — das hätte Wärmeverlust bedeutet! — führte, ca. 1 m ob Boden, nur ein ungefähr 1 m² großes Loch in das *Ligg-gmach*, und dieses selbst war oft so niedrig, daß ein größerer Mann kaum aufrecht knien konnte darin. Als Schlafunterlage streute man über den nackten Erdboden Tannreisig und

darauf Riedgras. Damit die Wärme weniger leicht nach oben entweiche, warf man auf die Palanggendecke Erde und dichtete sie damit ab. Vom Dampf der Schlafenden bildete sich dafür an der Decke gerne Eis, das dann wieder heruntertropfte. Mit dem Kopf durfte man nicht zu nahe an die Wand kommen, sonst konnte es passieren, daß die feuchten Haare an der Wand anfroren. Da hieß es, nahe aneinanderliegen. Begehrlich, daß man pro Mann nur 1½ Schuh (= 45 cm) Platz berechnete! — — Eine andere Plage in dieser dunklen und engen Hütte waren das Ungeziefer und die Mäuse. *Äs hed äsiä gschprätzlet vo Lüüsch; d Müüsch hend äim d Söck aagfrüssä. Sogäär Hääblüüsch hed män erpächönä* (sogar Kleiderläuse konnte man erben). Tornister, Kleiderbündel etc. warf man jeweils auf das *Dileggi*, auf die Palanggendecke hinauf. Einst holte einer seinen Tornister von dort herunter und öffnete ihn. *Da hemer der Magaroonä-diäb!* Im Tornister lagen alle möglichen Nahrungsmittel, besonders Makkaroni, durcheinander; eine Maus hatte hier ihre Vorratskammer aufgeschlagen. — — Lästig kann in den Waldhütten, den neuen wie den alten, im Winter auch der *Widerschwall* werden. Schnee liegt auf dem Dach; von unten steigt die Wärme des Herdfeuers und des Ofens auf; der Schnee schmilzt, aber das Wasser kann nicht abrinnen und drängt sich zwischen die Schindeln; über Nacht gefriert es, und am Tage tropft es in die Küche und zwischen den Palanggen durch ins Ligg-gmach. Ist der Widerschwall einmal da, gibt es nur ein Mittel: Wegräumen des Schnees, damit der Prozeß weniger lang dauere. In einem Fall sah ich sogar, wie der Koch auf der Diele herumkroch und leere Konservendbüchsen unter die ärgsten Tropfstellen stellte.

Weniger Einfluß als auf die Raumeinteilung der Hütte hatte der Übergang von der Einzelkocherei zur Kompanieküche — vom Feuerwagen zum eigentlichen Kochherd — auf die Zeiteinteilung des Arbeitstages. Bis in die Dreißigerjahre bestand das alte System; endgültig ausgeschaltet wurde es erst durch die Intensivierung der Arbeit und die Rationierung der Lebensmittel während des zweiten Weltkrieges. Da bewährte sich das neue, rationellere System. Aber nach wie vor gilt in der Regel diese Tageseinteilung: man frühstückt um 6 Uhr, arbeitet von 7—12 Uhr, ißt etwas nach 12 Uhr zu Mittag und arbeitet wieder von 13—18 Uhr, worauf man zu Nacht ißt. Natürlich läßt sich die Arbeitszeit ausdehnen, zumal wenn bereits im Sommer Holz gerüstet wird und die Tage lang sind. So arbeitete z. B. während der Kriegsjahre eine Gruppe, bei der die meisten mitbeteiligte Akkordanten waren, längere Zeit 12—13 Stunden pro Tag, von morgens früh bis zum Einbruch der Dunkelheit. Da kam man freilich ohne kleinere mitgenommene Zwischenverpflegungen nicht aus, aber der Tagesrhythmus blieb doch: Frühstück — Arbeit — Mittagessen — Arbeit — Nachtessen (Arbeit).

Eine wesentlich andere Tageseinteilung aber war die *Muäszyt*, wie sie bis zu den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts gebräuchlich war. (Zur Zeit eines meiner ältesten Gewährsmänner wurde sie nur noch probeweise ein paar Tage durchgeführt, weil ein Alter behauptet hatte, sie sei *komööder* als die neue. Schon in einem Schlag von 1892 war sie außer Kurs.) Sie lehnte sich offenbar an die Zeiteinteilung auf der Alp an. Ca. um $1/26$ Uhr stand man auf und ging direkt an die Arbeit, indem man zum völligen Erwachen — z *etnüächterä* — nur noch rasch etwas Käse und Brot und *än guätä Schluck Schnaps* zu sich nahm. Am Arbeitsplatz angekommen, vor der Arbeit, zog jeder die Müge ab und betete für sich ein Vaterunser.⁷⁶ Als der Vorarbeiter (= Regieführer; Akkordanten gab es damals noch keine) einst bemerkte, daß einer nicht betete, nahm er ihn ernstlich vor: *är hed uuhämli taa mid mä, hed mä ali Cotts-äürdä-schand gsäid*.⁷⁷ Das offizielle Gebet vor der Arbeit hielt sich bis gegen die Jahrhundertwende. Nach dem Gebet wurde gearbeitet bis 8 Uhr. Dann ging man zur Hütte zurück, kochte und aß sein Frühstück. Von $1/210$ bis 2 Uhr wurde wieder geschafft. Auf den Ruf *muäsä!*, den einer von irgendeinem erhöhten Punkt aus rief, kehrte man zu den Kochtöpfen zurück. Von $1/24$ bis 7 Uhr wurde nochmals gearbeitet und dann, entsprechend dem Mittagessen, zu Nacht gekocht. *Mä hed der Tag fascht nid umprungä*, lautete das Endurteil meines Gewährsmannes über diese alte Tageseinteilung, an die er nicht mehr gewöhnt war. Heute hat sich von der *Muäszyt* nur noch der Ausdruck *muäsä!* erhalten, der auch jetzt noch als Essensruf gilt. — — Vergleicht man die Dauer der Essenszeit von damals und heute, so fällt einem auf, daß man damals je eine halbe Stunde zugab. Der Hauptgrund dafür ist wohl das geringere Lebens-tempo; man brauchte nicht so zu eilen. Diesem Zeitreichtum entsprach der Feuerwagen mit seiner Einzelkocherei. Als dann aber die Zeit allgemein knapper wurde — wohl nicht zufällig verschwindet in diesen Jahren auch das Gebet vor dem Arbeitsbeginn —, wurde die Einzelkocherei als umständlich und lästig empfunden. Man ging allmählich über zur Kompanieküche, mit der man auch vom zunehmenden Bauwesen her — zumal bei Straßenbauten — vertraut wurde. Als der Krieg kam, waren die Feuerwagen bereits verschwunden, zum Glück: denn der Rationierung gegenüber konnte sich doch nur die Kompanieküche bewähren. Überblicken wir diese Entwicklung, so stellen wir

76 Entsprechend betete man auch vor dem Gemeinwerk in der Alp am Alpgatter. Zum Gebet der Waldarbeiter vgl. auch: Volkskundliches aus Österreich und Südtirol. Hermann Wopfner zum 70. Geburtstag dargebracht. Wien 1947, S. 50, Holzknechtleben im Salzkammergut.

77 Mein Gewährsmann fügte seiner Erzählung noch von sich aus den Spruch bei: «Das Werk, das nicht mit Gott getan, geht rückwärts wie des Krebses Bahn».

auch hier fest: Sieg des rationelleren, bequemen Systems; Vereinheitlichung des Individuellen.

Das Essen des Waldarbeiters ist auch heute noch einfach, aber doch nicht mehr so eintönig wie zur Zeit des Feuerwagens. Es ist klar: wenn man nur für sich allein kocht, hat man nicht viel auf einem großen Geköch, man macht, was am schnellsten geht und doch nährt. Weitaus an erster Stelle stand deshalb der *Tatsch*, d. i.: Mehl mit Wasser zu einem Teig gerührt, gesalzen und in Fett gebacken, ein schweres, massiges Essen. Es gab Arbeiter, die wochenlang morgens, mittags und abends ihren *Tatsch* aßen. Die nächsthäufigsten Speisen waren: *Mageroonä-transch* (Teigwaren, vermengt mit Käse und eventuell mit Kartoffeln) und, vor allem am Morgen, *Ribel* (eine Maispeise).⁷⁸ — Neben diesen drei Hauptspeisen kamen — je nach Gaumen und Kochlust — gelegentlich auch *Polenta* (Maisbrei) und *Päzoggel* (allgemein schweizerisch: «Spätzli», «Chnöpfli») zu Wort. Zum Zurückhalten der Teigklößchen beim Abschütten des Wassers schnitt man sich aus einem *Paali*, irgendeiner kleinen Schindel, einen kammartigen *Päzoggel-rächä*. — Andere Leute wieder hielten mehr von einem tüchtigen *Chüäs-getschäder* oder *Chüäs-gezenk*, geschmolzener Butter mit Brot und Käse darüber und darin, einer Art Fondue ohne Wein. — Eine Ausnahme, beinahe eine Üppigkeit war es, wenn man sich, wie auf der Alp oder dem Maiensäß, einmal ein *Schmalzmuäs* leistete, wenn man Butter und Mehl und *üs Gätzi zwäi* (ein bis zwei Schöpfer) voll Wasser miteinander einsott zu einer hellbraunen, äußerst sättigend-leckeren Masse. — Wie mir ein alter Walder erzählte, verstieg man sich einst, als man wegen des schlechten Wetters nicht ausrücken konnte, sogar zu einem Krambambuli. Einer hatte die Frage aufgeworfen: *We-mär üs Rampampeli brenä?*, und die andern hatten gleich eingehakt und Schnaps und Zucker beigesteuert. Es traf jedem nur etwa *üs girschtis Chacheli*, ein tönernes Täßchen, von der hellbraunen, heißen Brühe. Trotzdem hätte es beinahe eine Schlägerei gegeben, da einer ein scheinbar herrenloses Sackmesser zum Scherz vergantete und der neue Besitzer es dem Eigentümer bis zum nächsten Morgen nicht mehr zurückgab. Seither ließ man Krambambuli «Rampampeli» sein.

Überblickt man diesen Speisezettel des früheren Waldarbeiters, so stößt man zuunterst auf zwei Bemerkungen, die seine Kargheit etwas

78 Der Mais wird am Abend mit siedendem Wasser und Salz angebrüht, geht über Nacht auf und wird am Morgen in Fett gebacken. Damit er schön «auseinandergehe», wird ihm gern noch etwas Mehl beigegeben; wesentlich ist aber beim *riblä*, daß man ständig rührt: *mä muäs duschur* (frz. toujours) *stöörä*. Im Prätigau zog und zieht man den *Polenta-ribel* dem *Türggä-ribel* vor. *Polenta* ist der gelbe (italienische) Mais, *Türgg* der weiße (inländische). Selbst die Rationierung während des Krieges vermochte an dieser Geschmacksrichtung nichts zu ändern.

mildern: 1. Bei jeder Mahlzeit ist Käse und Brot nach Gutedünken inbegriffen (auf besonderen Wunsch vielleicht sogar auch einmal ein Stück Speck), und 2. Hier wird nur mit Süßbutter gekocht! ⁷⁹ Auf Grund dieser zwei Vorzüge konnte man ohne Gesundheitsschädigung auf jedes Gemüse verzichten. Ein Koch, den ich während der Rationierungszeit mit Gemüse herumhantieren sah, meinte: *Usaglachtet het-tensch äis ja, we mü Chabis in ü Waald y hetti!* Kommt hinzu, daß die gesunde Luft, der lange Schlaf und die körperliche Anstrengung dem Holzermagen bekömmlicher sind als dem nervösen Städtermagen das pikanteste Plättli. Ich machte die Erfahrung selbst: Wenn mir am ersten Morgen in der Schröterhütte die schwere, fette Kost noch regelrecht widerstand, fand ich sie doch schon am dritten Tag durchaus willkommen und am Platz.

Der Küchenzettel der Kompanieküche umfaßt auch heute noch *Tatsch, Mageroonä, Ribel, Polenta* und *Chäus-getschüder* u. ä., aber er wechselt häufiger ab und bringt Zutaten. Man mischt z. B. Fleisch unter die Teigwaren, man gießt eine Zwiebelschwige darüber usw. Die Kartoffel verschwindet zwar heute nach der Rationierung wieder möglichst aus dem Walde, aber bei einer Gulasch läßt man sie doch hin und wieder noch mitsprechen. Am einförmigsten ist heute das Abendessen, es besteht durchwegs aus einer kräftigen Suppe, einer in der Suppe gekochten *Gliberi* (Glieberwurst: geräucherte Wurst von grob gehacktem Restfleisch, in der Größe einer Cervelat), aus Brot und Kaffee. — Am besten läßt sich die Erweiterung des Speisezettels bei Betrachtung des Getränks festhalten. Ältere Arbeiter besinnen sich noch gut, wie man zu ihrer Zeit zum Essen einfach Wasser trank, — höchstens daß man zu guter Letzt noch einen Schluck Schnaps nachsandte, zur besseren Verteilung.⁸⁰ Später kam dann allmählich der Kaffee auf, den man, wenn man nicht gerade in der Nähe einer Alp logierte und sich von dort in feierabendlichem Marsch die Milch holte,

79 An besonders fette Kost scheinen die Tiroler Holzknechte gewöhnt gewesen zu sein. Vgl. LUDW. v. HÖRMANN, *Tiroler Volkstypen*, Wien 1877, Kap. Holzleute, Trifter und Flößer: «Ein echter Holzknecht muß täglich sieben Pfund Schmalz „derpacken“, sonst „derpackt“ er's Holz nicht».

80 Früher wurde im Walde überhaupt ganz anders geschnapst als heute. Ein Fuhrmann erzählte: *Früer hetü äinä fascht nid y törfä ooni Schnaps*. Jeder Fuhrmann nahm ein *Schnapshödli* (flachbauchige kleine Flasche) mit sich, trank unterwegs und gab auf dem Ladplatz auch dem Lader zu trinken. Ein Arbeiter wußte aus jener Zeit: *äs Halbs* war das Quantum, das jeder Arbeiter pro Woche mit sich nahm; ein halbes Maß (das Maß = 1½ l) betrug 7 dl. Einer soff einmal diese Ration schon auf dem Hinwege völlig — *bi Tropf und bi Treenä* — aus. Heute sieht man die Schnapsflasche nur noch selten, am ehesten beim Flößen (vgl. S. 150), oder dann in der bereits fast würdigen Form: ein älterer Akkordant nimmt regelmäßig, wenn er von der Arbeit in die Hütte tritt, einen Schluck Schnaps, bevor er sich wärmer anzieht und oben an den Tisch setzt.

einfach schwarz trank. Da man den Kaffee im Walde nie besonders stark braut, mochte man ihn, auch tassenweise getrunken, neben der schweren Kost ohne weiteres ertragen. Heute trinkt man ihn meistens mit etwas Milch, indem man sich die Erfindung der Kondens- und Pulvermilch zunutze macht. Während des Krieges aber, da nützte aller heimliche Groll nichts, mußte man oft mit Tee vorliebnehmen. Daß man aber auch während der Kriegsjahre Glück haben und gelegentlich einmal einen Zustupf zur eintönig-mageren Kost erhalten konnte, erfuhr ich, als ich einst zu einer Hütte kam und da unter großen, aufgehängten Fleischstücken ein Feuer von Wacholderstauden munter brennen und rauchen sah. Die Erklärung war die: Auf einer nahen Alp war ein Rind verunglückt und mußte notgeschlachtet werden; da hatten die Waldarbeiter sich die Hälfte davon ergattert. Bis zum Rationierungsbüro nach Bern wurde das natürlich nicht austrompetet. In früherer Zeit mag auch hin und wieder der Stuger geknallt haben. Mindestens erzählte mir einer, dem ich's zutrauen würde, eine betreffende Episode. Dieses Fleisch wurde dann aber nicht öffentlich in der Hütte ausgestellt, sondern in einem nahen Lawinenzug verlocht und vergraben und bildete während des ganzen Winters eine feine Kostgabe.⁸¹

Wie geschieht, wenn die Hütte einmal bezogen und eingerichtet ist (vgl. S. 25), die weitere Versorgung mit Lebensmitteln, der Nachschub? Am Samstag, jeweils um 16 Uhr, wird die Arbeit niedergelegt. Bereits in der Mittagspause zieht man sich besser an, nimmt den Rucksack und was man mitnehmen will zum Arbeitsplatz mit und bricht dann von dort direkt ins Tal auf. Noch am Samstag werden — eventuell sogar telephonisch oder durch einen Vorausläufer — die Waren, die man braucht, in einem Laden bestellt. Am Montag früh trifft man sich je nach Verabredung — Leute, die am Berg wohnen, warten z. B. an einem bestimmten Punkt weiter oben — vor dem Laden, verteilt die Lasten auf den einzelnen und geht dann wieder für eine Woche zu Wald. Dabei gilt die Regel, daß man zeitlich so aufbricht, daß um 9 Uhr die Arbeit im Walde wieder aufgenommen werden kann. Wer später anrückt, erhält den betreffenden Lohnabzug. Heute geschieht dieser Auszug in den Wald bereits oft motorisiert: man fährt per Jeep so weit hinauf und in den Wald hinein, als man kann, bleibt einem doch gewöhnlich noch genug zu schleppen und zu schuhen. Handelt es sich um einen Winter-Rüstakkord oder um die Arbeit einer Ladergruppe, welche täglich die Fuhren für den nächsten Schlittentransport bereitstellt, so überbindet man gegen eine kleine Pauschalsumme mei-

81 L. v. HÖRMANN, *Tiroler Volkstypen*, Wien 1877, S. 68, nennt das Wildern geradezu eine Nebenbeschäftigung der Holzhauer: «Keiner geht in den Holzschlag, ohne die Büchse mitzunehmen, die er unter dem Moos versteckt hält».

stens gerade dem Fuhrakkordanten den Nachschub. Sonst aber gilt und — vor allem — galt es, die Ware Montag für Montag selbst in den Wald hineinzubuckeln. Dabei verwendet man heute mehr und mehr irgendeinen gestellosen Rucksack. Früher war *ds Räff*, das Reff, das hölzerne Traggestell, am gebräuchlichsten. Oder man machte sich einen *Zwürsack* oder *Chatzähodü*, indem man einen gewöhnlichen Sack nach Einfüllung der Waren oben zusammenband, in der Mitte zweibis dreimal drehte und sich dann die Last — den einen Teil vorn, den andern hinten — über die Schulter oder quer über den Tornister warf. Diese alten, schwarzen, quadratischen Tornister, im Militär- und Arbeiterjargon etwa *Habersäck* genannt, sieht man auch heute noch oft bei den Arbeitern im Walde oder auf dem Bauplatz; sie waren, als die Armee die neuen, rechteckigen Tornister einführte, für billiges Geld käuflich. Die Bauern unter den Arbeitern trugen und trugen statt dessen mit Vorliebe einen *Ranzü*, einen einfachen Rucksack aus einem Stück Kalbsleder; zur eigentlichen «Fassung», zum Mitnehmen der Wochennahrung waren sie aber zu klein und konnten das Reff nicht ersetzen. Ganz arme Arbeiter kamen nur mit einem Sack angerückt, den sie, indem sie die Öffnung oben gut zuschnürten und mit den beiden Ecken unten durch einen Strick verbanden, wie einen Rucksack trugen. Bis zur Waldhütte sahen solche Lasten gelegentlich recht zerhudelt aus und lockten gern den Spott der andern hervor: *Hesch! du ä läidi Fert! Wem ischt äs was blibä?*» (Wo mußtest du, als Schinder und Abdecker, etwas «Verbliebenes» abholen?) In der Hütte selbst verstaute jeder seine privaten Sachen, zumal die Kleider, in einer leer gewordenen Schachtel, Kiste oder eben in solch einem Sack. Diese Privatbündel nennt man *än Püntel* oder *ä Zuffä* (eigentlich: quadratisches, starkes Tuch, dessen vier Enden man, wie bei der Heublahe, über der eingeschlagenen Ware in der Mitte zusammenknüpft. In solchen Zuffen, die sie an den Schultern anhängen, tragen die Frauen ihre Einkäufe vom Dorf an den Berg hinauf); ein Holzer aus Fideris wußte, bei ihnen sage man diesen Waldarbeiterbündeln auch *ä Rupfersack*.

Bleiben wir nun einmal einen Tag in der Hütte und sehen und hören wir zu, wie das Leben sich hier etwa abspielt! Als Beispiel diene vor allem wieder der Schlag von 1943/44 in Fadur (vgl. S. 25). Abends ca. um 6 Uhr kehren die Arbeiter zurück, müde, zufrieden, daß das schwere Tagwerk vollbracht ist. Zwei schleppen an einem Guntel und Seil ein Block von einer «selbstdürren», d. h. auf dem Stock abgestorbenen und dürr gewordenen Tanne, herein und werfen es zum schmal gewordenen Holzvorrat: *Soo, jetz hemer widerm Breni!* (Brennholz). was vom Koch mit einem *So is's rächt!* quittiert wird.

Einer sucht im Hosensack sein Taschentuch: *Jetzt han i noch d Schnuuderplachü verloorä!* Gleich wird ihm die Antwort: *Ja, säb mached weniger; das chascht au mid de Fingerä . . .* Etwas später sezt der Verlierer des Taschentuches nochmals an: *Wäis der Täufel, wo i das Schnuuzneedli verloorä han . . .*, und wieder echot es: *Äch, das schadt au nüüd, derägi chascht ä ganzä Huufä chaufä in äim Tag!* — Ein anderesmal hänseln die Heimkehrenden den am Nachmittag nicht ausgerückten Koch: *Hinicht hed Anderschi* (Kose- und Verkleinerungsform von Andreas) *nid di Guäd; äs was muäs nä fürguäd gergeret haa . . . Ää-bää, är chund jetz nuu in d Wächseljaar, äs mag nä nuu, das är vergaaltet* (. . keine Milch mehr gibt. Der Koch ist ein alter Lediger). — Meistens wird aber, wenn das Essen bereit ist, nicht mehr lange geredet. Die Arbeiter sind müde und hungrig. Hinsitzen und Schmatzen! Der Koch verteilt das Essen in die Schüssel jedes einzelnen, in seinen *Goppel* oder — «gebildeter» — seine «Portionschüssel». Das sind kleinere Emaille- oder Zinnschüssein. Oft essen auch vier und vier gemeinsam aus gleichen, aber größeren Schüsseln, die dem Akkordanten gehören und etwa von der Größe gewöhnlicher Handwaschbecken sind. Das Trinkgeschirr — wenn's ein Schüsselchen ist, auch *Goppel* oder *Göppeli*, wenn's irden ist, *Chacheli* genannt — gehört jedem privat; ebenso der Löffel und das (Sack)Messer; Gabel braucht man keine. — Nachdem die ärgste Eblust gedämpft ist, beginnt das Gespräch brockenweise in stereotypisch anmutenden Wendungen, z. B.: *Sy, han i schoo gmäint äs zersprenggä mi vor Hunger . . . Und ii han ä söttigä narä Durscht gha, wägä der Struuchü gwässer* (wegen meines Katarrhs wahrscheinlich). Er ist fertig geworden und schlägt sein Messer in die nächstbeste Wand. Da hat man es gleich wieder zur Hand und — so meinte einst einer, der vor dem Schlafengehen ein liegengebliebenes Messer auf diese Weise versorgte —: «Messer (offene) soll man nicht auf dem Tisch liegen lassen, sonst schläft man nicht ruhig».⁸² Unterdessen räumt der Koch ab; die Pfeifen brennen an; die langen, über die Knie hinaufreichenden Tuchstiefel werden zum Teil erst jetzt, oft unter gegenseitiger Hilfe, abgezogen; und jetzt erst kommen die Gespräche recht in Gang. The-

82 Entsprechend soll man auch kein Tischmesser mit der Schneide nach oben oder einen Laib Brot mit dem Buckel nach unten (so hielt es der Bäcker bei den Henkersbroten) hinlegen. Beides ist widernatürlich und schadet dem Täter. Ein 34-jähriger Mann erzählte mir, daß seine Mutter das Brot, wenn er es gelegentlich einmal aus Unachtsamkeit verkehrt hinlege, sofort und stillschweigend ergreife und umwende. — Desgleichen soll man bei Arbeitsschluß die Axt weder in die gefällte Tanne noch in den Wurzelstock noch sonstwo einschlagen oder nach beendigtem Scheiten einfach im Scheitstock stecken lassen, sondern sie irgendwo ordentlich beiseite stellen, sonst kann man nicht gut schlafen oder zieht sich gar ein Unglück zu.

ma: der vergangene Tag und sein Wetter, Alpenleben, Militär, Arbeitsverhältnisse, Dorfhechelei. Einer aus der Akkordgruppe in der Hütte nebenan ist aus dem Tal zurückgekehrt. Was tat er im Tal? Was für ein Kerl ist er? Ist er gut marschiert?, etc. — Einer erhebt sich: *Jetzt muäs i gwüß no ga dä Füchs aarichtä . . .!* und verschwindet um die Ecke der Alphütte.⁸³ Ein Flurname, *d Bäräfalä*, wird erwähnt. Das gibt den Anlaß zu einem Gespräch über die Jagd von ehemals und jetzt. Einer: *Bärä söttis hald no haa: de güängend ämaal gwüß nümä sövel uf d Jagd; jaa, und äso ä Bär gultä was ä rächtä Hürni!* Gewisser Stolz auf sein urwüchsiges (?) Jägertum; zugleich Seufzer, daß diese stolze alte Jagd nicht mehr für ihn da ist. Er steht auf, leicht maniert in diesem doppelten Bewußtsein, und spinnt seine Gedanken weiter auf seiner Handorgel. Die übrigen träumen desgleichen ihren Traum: Tal, Schatz, Kühe, Pläne für den Sommer und später. Wenn der Spieler aufhört für ein Weilchen, reißt man sich los von seinem Geheimsten durch irgendeinen gleichgültigen Spruch, etwa der Spieler selbst: *Her Jes, bin i täiggä* (müde); *jetz muäs i den ga liggä!* Ein anderer nimmt willig das Wort auf: *Jaa, i bin hinicht au zuächi . . ., wiä gschittä!* Andre male überwindet man die drohende persönliche Grübelelei durch einen erlösenden Sprung in die Lustigkeit und den Humor: *Äbä-n-äsoo! Noch einen söttigen!* Die bedrohten Individuen schließen sich wieder zusammen zur bergenden und tragenden Gemeinschaft. Die löst sich dann auf natürliche Weise auf, indem der eine wirklich *ga liggä gäid*, der Akkordant vielleicht noch etwas bucht, ein anderer sich den *Tabakseckel naafüllt für dün morndig Taag*, ein weiterer nochmals Holz nachlegt, während einer noch seine Schaufel *härzt*⁸⁴, — bis schließlich alle ihre Schuhe und Stiefel näher zum Ofen gestellt und sich selbst aufs Ried niedergelegt haben. Unterdessen ist der Koch seinen Pflichten nachgekommen: er hat Wasser geholt, das Geschirr abgewaschen, er hat Kartoffeln gerüstet, den Kaffee gemahlen; die Käserinden und Speisenreste hat er den Mäusen unter den Barmen gestreut, dafür lassen sie ihm seine Vorräte in Ruhe; die übrigen Abfälle versteht er in einem Sack, den ein Fuhrmann für seine Schweine (Futterknappheit während des Krieges!) ins Tal hinaus mitnehmen wird. Schließlich, um 1/29—9 Uhr, liegen alle auf dem Ried:

83 Einen noch bezeichnenderen Ausdruck für die gleiche Tätigkeit hörte ich einst, als ein Arbeiter von der Arbeit weg sich in die Büsche schlug. *Büro-aarbet!* sagte er, und ging.

84 Das *Schuuflä härzä* geht genau gleich vor sich wie das Teeren der Schaufeln. Man erhitzt die Schaufel im Feuer, streicht mit einem Knollen frischen Tannharzes darüberhin und stellt sie vor die Hütte in den Schnee. Teer würde länger halten. Die Wirkung aber bleibt sich gleich. Schnee und Erde kleben weniger an der Schaufel.

einzelne sprechen noch über allerlei . . . , . . . grußloses Umkehren und Schlafen! Einer, ein Junger, aber findet den Schlaf noch nicht; er hat einfach zu warm. Er zündet nochmals eine Pfeife an, und als auch dies nichts nützt, erhebt er sich gar, setzt sich wieder an den Tisch und beginnt in einem der alten Familien- und Unterhaltungsblättchen zu lesen. Und was das opiumhafte Rauchen nicht zuwege brachte, erreicht das Lesen sofort: schlaftrunken schwankt er ins Ried, schnarcht herzlich auf, und schläft. Diese jugendliche Ungeduld gegenüber dem Nichteinschlafenkönnen war wenigstens appetitlicher als die zähe Geduld eines Alten, der sich — fast wie eine wiederkauende Kuh — allmählich in den Schlaf einkaute. Ein leichtes Rascheln im Stroh, ein gemächlich-gedehntes Ppb . . . s!, das aufklatschende Zerspielen einer kleinen Flüssigkeit, das gleiche Rascheln und wieder Ruhe, abgesehen von da und dort aufflackernden Schnarchlauten, — so hörte ich es, als ich selber noch wachlag, in einer andern Hütte. Ich suchte dieses sonderbare, in gewissen Zeitabständen sich wiederholende Geschehen in meinen Erfahrungskreis einzuordnen und fand am Morgen, daß ich auf der richtigen Spur gewesen war: Dort drüben an der Wand schlief ein eingefleischter *Schigger*, der sich auch des Nachts nicht von seinem *Schigg* (Kautabak) trennen wollte; wenn ihm nun des Safts zu viel wurde, drehte er nur den Kopf und sprigte den Ruhestörer gegen die Wand hinauf. Zum Glück drehte er den Kopf nie auf die falsche Seite und hatte die Wand keine Tapeten. — Um 5 Uhr morgens, wenn das Karbidlicht, dieser Wegweiser zu nächtlichen Patrouillen- und Erlösungsgängen, noch gar nicht lange erloschen ist, regt sich schon wieder das erste, ordentliche Leben in der Hütte. Um 5 Uhr morgens, bei großer Belegschaft noch früher, steht der Koch auf *ga der Ggaffi übertuä und ga riblä und gan aafüürä*. Er weckt die übrigen so, daß sie vor dem Essen noch ihre Schuhe und Stiefel und Wadenbinden anziehen können. Lachend werden, um sich munter zu bringen, Schnarchen und Schlaf besprochen. *Äs paar hend widerm fescht gsottä!* konstatiert einer. *Jaa, welä hed au nächti uf der endärä Sytä söli gnaräti Schnäärch taa?*, möchte ein anderer gerne wissen. Beim Essen wird das Wetter des heutigen Tages verhandelt. Der Hauptakkordant streckt den Kopf zur Türe herein: *Hend är guät gschlaafü?* *I schickä-n-i wider Roß uuf*. So und so viele. Oder wieviele? — Soviele als möglich! Sobald die Fuhrleute anrücken (Geröll und Glocken!), nimmt der Akkordant wortlos seine Jacke, die andern folgen ebenso wortlos und gehen an die verschiedenen Rüstplätze, wie z. T. unterwegs noch genauer bestimmt wird. Es ist ungefähr 7 Uhr. Die Schlitten werden gemeinsam mit den Fuhrleuten beladen. Bis diese ca. um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr vom «Sagboden», von ihrer ersten halben Tagestour, zurückkehren, werden die nächsten Fuh-

ren zusammengestellt und vorbereitet, neue Lager vom Schnee befreit. Nach dem zweiten Laden werden noch die ersten Fuhren für den kommenden Tag bereitgestellt, dann erst beginnt wieder die eigentliche Arbeit im Schlag, das Fällen und Rüsten der Bäume, — oder, da es sich um den schneereichen Februar 1944 handelt, nochmals das Schneewegschaufeln von Waldwegen und aufgerolltem Holz. Um 12 Uhr ist Mittagsverpflegung, um 1 Uhr Wiederbeginn der Arbeit, womöglich schon am Arbeitsplatz.

Einer ist am Morgen nicht ausgerückt. Er serbelt den ganzen Vormittag in der Hütte herum, mit Kopfweh, Atemenge. Er hat sich stark erkältet, er ist *in ä Wind cho*. Nachmittags will er wieder an die Arbeit. Nun raucht er Pfeife und schnitz sich etwas *Aastrenzä* (Meisterwurz . . ., *Peucedanum Ostruthium* Koch, vgl. H. FLÜCK, Unsere Heilpflanzen, Ott-Verlag Thun 1941) in den Tabak. Das sei gut, wenn man in einen Wind gekommen sei. Tatsächlich ging er am Nachmittag wieder mit den übrigen zur Arbeit. Ein 70jähriger Waldmann erzählte mir, er habe früher immer ein Stücklein *Aastrenzä* in der Westentasche getragen, im Glauben, es verhüte sogar bereits den Anfall eines Katarhs. Als er mir dies erzählte, hatte er gerade eine Grippe hinter sich; die ganze Stube und Küche roch nach Lavendel und Meisterwurz.

Meisterwurz ist eines der Hausmittelchen des Waldarbeiters, die unbekümmert um die Notfall-Apotheke, welche von der Gemeinde, resp. Versicherung, aus in jedem Gemeindeakkord vorhanden sein muß, weiterleben. Diese kleine Apotheke besteht doch gewöhnlich nur aus etwas Watte, Verbandstoff und Heftpflaster. Was soll der Arbeiter damit anfangen, wenn er sich eine starke Erkältung zugezogen hat? Ja, was soll er selbst bei einer äußeren Verwundung damit beginnen, wenn er eine halbe Stunde weit von der Hütte entfernt arbeitet? Wohl gehört das Verbandzeug theoretisch auf den Arbeitsplatz; aber die Arbeitsplätze liegen oft weit voneinander entfernt, da läßt man es lieber in der Hütte. Einer schindet sich z. B. an der Hand, daß das Blut herauschäumt. Ein Stück Haut steht hervor. Er nimmt seinen Hegel (grobes Taschenmesser) und schneidet es ab. Um das Blut zu stillen, legt er einen Streifen Bast (Rindenfasern) über die Wunde. Noch besser zum *ds Bluäd stelä* wären Spinnwaben; nur hat man sie selten gleich in solcher Dichte zur Hand.⁸⁵ Dem Nasenbluten aber half man früher ab, indem man einfach ein Zunderzäpfchen in das Nasloch steckte. Von einem weiteren Blutstillmittel erzählte mir der bereits genannte Meisterwurz-Spezialist. Er habe einst einen *Wallstai* besessen. Dieser lockere, tufsteinartige Stein sei im Prätigau nur an einer einzigen Stelle an der Casanna (Berg westlich Klosters) zu finden. Mit

85 Vgl. C. F. RAMUZ, *Le règne de l'esprit malin* (4me éd. p. 33).

dem Messer habe er davon jeweils einige Teilchen auf die Wunde geschabt und so das Blut sofort gestillt. Auch hätten sich auf diese Weise die Wunden sehr rasch geschlossen; einst sei eine so schnell zusammengewachsen, «gewallt», daß sich erst unter der neuen Decke Eiter gebildet habe und nachträglich noch lästig geworden sei. — Es sind ja überhaupt nicht die blutenden Wunden, die dem Waldmann in erster Linie zu schaffen machen, sondern die eiternden, die meist von irgendeiner unbedeutenden Verletzung, oft nur von einem Insektenstich, herrühren. *D Mateeri*, der Eiter, ist ein böser Feind des Waldarbeiters. Ihm rückt man mit gekauften oder selbstbereiteten Zugsalben, vor allem mit Harz, zu Leibe. Ein anderes Mittel ist dies: *Chäüs und Broot chüüü und de druuf tuä, ischt guät zum Mateeri züüchä*. Eigentlich ist ja nicht der Eiter das Gefährliche, er ist nur Folge; der böse Urheber ist der Schmutz, die Unachtsamkeit kleinen Wunden gegenüber. Dies wird deutlich bei der Behandlung der *Chlück*, der hart gewordenen offenen Blasen an den Händen (vgl. S. 72). Ein alter Walder erzählte mir, sie hätten, wenn einer Kläcke bekommen habe, am Abend in der Hütte heißes Harz oder Unschlitt (Fett zum Kochen, besonders gut sei Kuttelnfett) in die Wunden gegossen und irgend einen leiden Huder darumgeschlagen. Manchmal hätten sie sogar Pfeifensaft hineingeleert, um die Schmerzen etwas zu betäuben. Nicht wesentlich anders macht man es heute. Als ich die Kläcke aus eigener Erfahrung kennen lernte, strich ich sie zunächst mit feuchter Seife aus. Als dies nichts nützte, folgte ich dem Rat der Arbeiter und badete am nächsten Abend, wenn auch mit Stirnrunzeln und schlechtem Gewissen, meine Hände solange im dreckigen, fettigen Abwaschwasser des Koches, bis die harten Ränder der Risse weich wurden, — am nächsten Tage quälten mich die Kläcke nicht mehr. Sonderbarerweise hat mir dies Bad an keiner einzigen offenen Stelle eine Infektion zugezogen. Dafür trage ich heute noch eine Infektionsnarbe am oberen Glied des Zeigefingers der linken und eine am oberen Glied des Kleinfingers der rechten Hand, an zwei Stellen, die damals geschlossen waren, sich aber ungefähr gleichzeitig und sehr rasch aus kleinen, insektenbißähnlichen Punkten zu ordentlichen Eiterungen auswuchsen. Ob diese eigenartigen Vergiftungen irgendwie mit dem Bad zusammenhingen, weiß ich nicht. Zuerst dachte ich auf alle Fälle, es handle sich dabei um ein *Ärbälä* (Knochenhautentzündung und Geschwulst) der beiden exponierten Punkte: gerade Zeigefinger der einen und Kleinfinger der andern Hand bekommen ja gar manchen Schlag, wenn das Beil beim Entrinden vom Stamm abprellt. Aber es war keine Geschwulst, es war Eiter, was sich da sammelte. Also ein Zugmittel her! Ein Arbeiter reichete mir einen Brocken Harz, der Koch ein Stückchen Butter: Zusammenkneten und über die Buckel binden! Eine Stunde später fragte mich

der Arbeiter: *Sockets?* (marschiert es? eilt es vorwärts?). *Jaa, äs sokket!* Aber nicht der Eiter «socket», der sich an die Oberfläche arbeitete, sondern die Entzündung, die nach innen drang, und ich war froh, als wir nach zwei Tagen wegen eines Schlechtwettereinbruches ohnehin ins Tal aufbrechen mußten und ich meine Hände dem Arzt hinstrecken konnte. Er fand, es war Zeit, brummte etwas von Harz und Laiendoktorei und kommandierte mich aufs Kanapee. Nun, da hatte ich Zeit über das Harz, über sein Vorkommen, seine Gewinnung und Verwendung nachzudenken. —

Im allgemeinen spricht der Waldarbeiter einfach von *Haarz*. Will er es genauer kennzeichnen, benennt er es nach der auffälligsten Art seines Vorkommens. Bei der Weißtanne tritt das Harz weder außen noch innen am Stamm in größerer Ansammlung auf. Es steckt und auch dies nur bei der glattrindigen Tanne — in fingerbeerengroßen Blasen und Bläschen in der Rinde. Er nennt das Weißtannenharz deshalb *Bleeterlihaarz*. Bei der Rottanne hingegen findet man sowohl im Holz drin, in kleinen Kanälen und Seelein, als auch, bei Verwundungen, außen am Stamm Harz. Dieses äußere, hart gewordene Harz nennt man *Stockhaarz*; es ist charakteristisch für die Rottanne. Als weitere Harzbezeichnung hörte ich nur noch den Ausdruck: *di Gloriä*; er wird gebraucht speziell für das Harz des Kirschbaums und der Lärche, manchmal aber auch einfach für flüssiges Harz überhaupt. — — Alle drei Harze werden vom Waldarbeiter gelegentlich gesammelt. Bei der Weißtanne sticht man die einzelnen Blasen auf, hält ein Fläschlein darunter und gewinnt — wie bei Kirschbaum und Lärche — das Harz in geduldiger Jagd. Bei der Rottanne kostet die Sache weniger Zeit und Aufwand; man trägt das Fläschlein im Hosensack und wartet einfach, bis man beim Entrinden oder Zersägen der Stämme auf einige Harzgallen (zu ihrer Benennung vgl. Anm. 125) stößt, da hat man das Fläschlein bald voll; oder man schlägt sich, wo man es besonders gut vertreten findet, einen Klumpen Stockharz los und nimmt ihn mit nach Hause. Ein Gewährsmann zeigte mir in seiner Gerümpelkammer einen großen Papiersack voll solcher Stockharzbrocken. — Einen Teil davon wird er brauchen bei der nächsten Hausschlachtung zum Sieden und Schaben des Schweines im Troge. Im übrigen weiß man nie, wenn man Harz nötig hat. Einst, als Senne auf der Alp, machte er selber eine Salbe für gesprungene Striche der Kühe: er brachte Fichtenharz und Schweineschmalz in einer alten Bratpfanne zum Vergehen, leerte Wacholderschnaps dazu und hatte guten Erfolg mit dieser Salbe. Auch bei der Schuhpflege, zur Abdichtung der Schuhe gegen Nässe, wird gelegentlich Harz verwendet. Dabei soll sich das Lärchenharz besonders bewähren. Man löst es in Schuhfett auf, *zergenggt* es, und reibt es zusammen ins Leder ein. Bei der Wundbehandlung schwören

die einen mehr auf das wasserhelle, *rinige*, stark nach Terpentin riechende Blätterleinharz, die andern mehr auf das braunrote, zähflüssige, würzig duftende Fichtenharz. Die Frage ist unwichtig. Beiden gemeinsam ist die Zugwirkung, und auf die kommt es an. Um sie zu mildern, mengt man beiden Harzen Fett bei. Als «Kaugummi» hingegen kommt einzig wieder das Harz der Fichte in Betracht. Zwar ist das *Päch*, der kaubare, rosarot-violette Teil, nicht genau dasselbe wie das *Stockhaarz*; doch treten die beiden immer neben- und untereinander auf und werden deshalb meist synonym gebraucht. Lange bevor die amerikanischen G. I. mit ihren Kaugummis durch das Tal nach Davos und St. Moritz reisten, kannten unsere Hüter- und Waldarbeiterbuben das Pech als Kaugummi. Ob dieses Pechkauen besonders gesund ist, ist eine andere Frage. Auf alle Fälle erzeugt es Hunger. *Äs chund nä de schwach, dasch fascht in d Hosä schyßend*, erzählte ein älterer Waldmann. Aber was macht das? Wenn der Magen knurrt, wenn der Hunger einen bedrängt, so weiß man: *D Würm wärfend afa ds Gstüäl umer*, wir werden uns bald zu Tische setzen!⁸⁶

So weit gedieh ich in meinen Gedanken auf dem Kanapee und begann beinahe etwas wie Heimweh zu empfinden nach dem Ort und der Atmosphäre, in der ich diese Dinge gehört hatte. Ja, es war etwas Herrliches das *Lugenüfüür!* Als am späten Nachmittag Wind und bald darauf Regen so stark eingesetzt hatten, daß einer der Arbeiter von seinem alten, zerfransten Kittel feststellte: *Myn Tschoopä fäktet afä* (flattert schon), *är flüügt baald fort*, und schließlich auch der Akkordant in Bezug auf seinen Hut konstatierte: *Där Huäd laad düürä wiün-ä Ryterä* (Sieb), da hatten wir die Arbeit niedergelegt und waren zur Hütte zurückgekehrt. Beim Aufbrechen meinte der Akkordant: *Mär müässend de mid aabgaa noch ä bitz Lugenähholz midnee!* Was es mit diesem Ausdruck auf sich hat, erfuhr ich nach dem Nachtessen, als es in der unabgedichteten, einräumigen, leicht gebauten Sommerhütte ungemütlich werden wollte. Da ergriff der Akordant ein paar trockene Äste und Scheiten, entfachte zwischen Tisch und Tür ein großes Feuer, und bald hockten alle darum herum, an den Pfeifen saugend, ins Feuer spuckend und dieses und jenes verhandelnd. Daß an diesem Feuer auch etwa lateinisch gesprochen wird, Jäger- und Waldarbeiterlatein, zeigt der Name des Feuers und die Bemerkung des Akkordanten, eines älteren pfliffigen Männleins, beim Auftauchen meines Notizheftchens: *Protokoliärtä Lugner weti käinä sy, — äs lüügt äsoo gäär käinä!* Nun, an diesem Abend, bei allmählich trocknenden Kleidern

86 Etwas netter kauen die Tiroler Pech. Dort streckt der Bub dem Mädchen mit seinen Zähnen einen Pechkaugummi entgegen. *Baiß mär amaal aaha vo main Kuia!* Beißt sie ab, so heißt das soviel wie ein «Bußer!» («Müdschi»), sonst eine Abweisung.

und beim Tosen des Wildbaches unten an der Rufe, auf deren oberem Rand die Hütte steht, kam man von selbst darauf zu reden, wie viel bequemer es wäre, wenn man nach der Arbeit zu Hause übernachten könnte statt in solch einer Hütte. Aber sofort erhoben sich Gegenstände gegen die abendliche Rückkehr nach Hause, selbst bei einigermaßen nahem Schlagort. *Tagü machä tuäschtl vyl mee, wen-t-im Waald blybscht, as wen-t vo dühäimet in dü Waald gäischtl.* Von zu Hause aus geht man nicht mehr in den Wald, wenn es regnet und dann z. B. um 9 Uhr aufhellt; wenn man aber schon im Walde ist, fängt man zu arbeiten an, sobald der Regen aufhört. Man hat dann auch nie einen weiten, beschwerlichen Weg hinter sich, das kommt der Arbeit zugute. Zehn Stunden Waldarbeit genügen, auch wenn man nicht vorher und nachher je ein bis zwei Stunden marschiert.

Von hier führte das Gespräch bald auf die Arbeitsverhältnisse von früher und damit besonders auf die fremden Waldarbeiter. Bis zum ersten Weltkrieg kamen immer wieder Italiener aus dem Veltlin als Waldarbeiter in die Gegend, manchmal bis 30 und 40 Mann. Es war nicht gerade eine feine Gesellschaft. Zwar beherrschten sie das Putzen der Bäume noch besser als die Einheimischen, aber beim Riesen lachte man über ihr sonderbares «Hojen» (Rufen), ihr übertriebenes Geschreie und Getue (vgl. Anm. 72); sie machten den Unsrigen überhaupt zu viel Spektakel. Im übrigen wird das Urteil wohl auf Gegenseitigkeit beruhen, man verstand sich einfach zu wenig. Im Frühling zogen die meisten von ihnen wieder heim oder doch an einen andern Ort; nur vereinzelte blieben zurück als billige Knechtlein, als Maurer oder auch nur als hier und dort zu Hilfe gerufene Gelegenheitsarbeiter. Bevor sie gingen, kaufte man ihnen gerne ihre guten Beile ab (vgl. S. 76). Auch ihre Veltliner Stiefel aus nicht besonders dickem und doch besonders starkem grauem Tuch waren sehr begehrt. Man ließ später, sogar nach dem ersten Weltkrieg noch, oft selber solche Stiefel aus dem Veltlin kommen. Diese Italiener kochten — im Unterschied zu den Unsrigen — bereits damals in Kompanieküche, und zwar immer dasselbe: Polenta, schwarzen Kaffee, Brot, Käse — und viele Zwiebeln. Womöglich lebten die Unsrigen nicht mit ihnen unter einem Dach. So erinnerte sich einer der Waldleute an ein Intermezzo im Jahre 1896 im Suniwald, in der Sunischwendi. Etwa 8—12 italienische Arbeiter waren in einer notdürftigen Sommerhütte, die ursprünglich nur als Unterkunft beim Wegbau gedient hatte, einquartiert. Als einst eine große Kälte einsetzte, kamen sie mitten in der Nacht zur soliden Winterhütte der Schierser, klopfen und lamentierten: «Sacramento, vil ggal und slechti baracca!».

Zur gleichen Zeit waren auch etwa Tiroler im Land. Sie waren die ersten und damals einzigen, die Holzakkorde übernahmen, d. h.:

Gemeindeholz für die Gemeinde im Akkord aufarbeiteten. Unsere Leute hingegen — alle noch irgendwie Bauern — schafften entweder nur privat im Wald oder dann für einen Holzherrn, der das Holz auf dem Stock gekauft hatte und es in Regie rüsten ließ, oder sie kauften auch selbst Holz auf dem Stock und verkauften es gerüstet dem Holzherrn weiter, — oft dem gleichen, für den sie sonst in Regie arbeiteten. Wir stehen hier an einem ökonomisch-soziologischen Wendepunkt der Holzgewinnung und damit weitgehend der Wirtschaft unseres Tales überhaupt. Es gibt praktisch noch keine Arbeiter, die als Kapital einzig die Arbeit ihrer Fäuste besäßen. Es gibt erst magere Bäuerlein, die froh sind, wenn sie etwas Geld verdienen können, die aber so bald als möglich irgendwie — z. B. als Knechte, als Sennen — wieder ins Bauerngewerbe zurückkehren. Der Gedanke, einen Akkord zu übernehmen, d. h. sich einer nicht-bäuerlichen Arbeit auf längere Zeit zu verschreiben, ja zu verkaufen, liegt ihnen noch fern. Was sie diese neue Verdienstmöglichkeit nicht sehen und ergreifen läßt, ist nicht nur das Ungewohnte daran, das rechnerische Problem oder der Mangel an anfänglichem Betriebskapital, sondern ebenso sehr der bäuerliche Stolz, der lieber auf dem eigenen Hof etwas darbt, als sich vor einen fremden Wagen spannt, der bäuerliche Wille zur persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit. Wenn man auch weniger verdient dabei, man zieht es vor, selber kleinere und kleinste Partien Holz auf dem Stock zu kaufen und gerüstet weiterzuverkaufen: man ist dann doch Herr und Meister. Und selbst wenn man als Holzknecht dienen muß, arbeitet man lieber im Taglohn für einen Holzherrn oder gar für einen hergelaufenen Akkordanten, als daß man sich durch Übernahme eines Akkordes vertraglich bände. Denn — so spürte der Bauer instinktiv — die Akkordarbeit verriegelte irgendwie den Weg zurück ins Bauerntum, sie erfaßte einen stärker, sie machte einen entschiedener und endgültiger zum Arbeiter. Aber dieser Weg zurück ins Vollbauerntum wurde mit der Zeit ohnehin immer schmalere und steinigere, die auf sonstigen Erwerb Angewiesenen immer zahlreicher, und so gewöhnte man sich zwangsweise und allmählich an das Akkordsystem. Wenn man schon nicht mehr selbst Holz auf dem Stock kaufen und es gerüstet weiterverkaufen konnte — nur wenige größere Holzherren zeigten sich dem steigenden wirtschaftlichen Konkurrenzkampf gewachsen —, so war es doch noch verlockender, Akkordant als einfach gewöhnlicher Arbeiter zu sein. Die früheren kleinen, aber selbständigen Holzherren wurden somit Werkmeister eines größeren Holzherrn, vor allem der Gemeinde. Früher waren sie Besizer, nun bessere Arbeiter. Was in den Städten schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts immer dringlicher wurde, das Problem des Arbeiters, taucht in unserer bäuerlichen Talschaft erst seit dem ersten Weltkrieg auf. Zur Zeit, da in den Großstädten der

Arbeiter bereits eine Macht geworden ist, setzt bei uns das Bauernsterben, die Entstehung des Arbeiters, erst ein. So weit ist es von der Großstadt bis ins Gebirgstal. Als Maßstab des Dorfes gilt auch heute noch, wenn auch nicht mehr so unbestritten, der freie Bauer mit eigenem Haus und Hof.

Man kann diese ganze Entwicklung auch von der Gemeinde aus betrachten. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts hatte die bäuerliche Gemeinde recht kleine öffentliche Ausgaben. Jeder half sich selbst. So brauchte sie auch kein Kapital zu schlagen aus dem Wald und konnte die Holzgewinnung und den Gewinn daran ruhig privater Initiative überlassen. Als aber ihre Aufgaben, entsprechend der allgemeinen (staatlichen) Durchdringung und Organisation des Lebens, zunahmen, als Straßen gebaut wurden, als viele Bauern verarmten und zu Arbeitern wurden, als die Armenlast stieg und man für Arbeit sorgen mußte, da besaun sich die Gemeinde auf ihren einzigen Reichtum, den Wald, und nahm seine Erschließung allmählich selbst in die Hand. Statt das Holz gegen ein billiges Entgelt auf dem Stock zu verkaufen — was heute praktisch nur noch beim Losholz geschieht —, läßt die Gemeinde es durch Akkordanten rüsten und transportieren und behält es so bis zum endgültigen Verkauf in der Hand; statt den Wald mit einer Menge kleiner und kleinster Schläge zu belästigen, konzentriert sie sich auf ein paar größere Schläge. Die Gemeinde hat also den kleinen Zwischenhandel ausgeschaltet, ist selbst zum um- und zusammenfassenden Holzherren geworden; und sie hat die Bewirtschaftung intensiviert. Das zeigt sich so: Neben der Gemeinde können sich nur noch ganz wenige Holzherren halten, sie kaufen das Holz gerüstet von der Gemeinde oder von Privateigentümern; und: jede Gemeinde hat heute mindestens einen Revierförster, manche sogar einen studierten Oberförster, und vereinzelte beides zusammen, d. h. der Wald bleibt nicht einfach sich selbst oder menschlicher Willkür überlassen, sondern wird ausgebeutet und gepflegt, kurz: bewirtschaftet. Von welcher Seite wir diese Entwicklung auch verfolgen, immer erkennen wir in ihr den späten, aber unaufhaltsamen Vorstoß des modernen Rationalismus in ein Gebirgstal.

So abstrakt allerdings erlebten unsere Bauern und Arbeiter den ersten Ausdruck dieser Entwicklung, die österreichischen Akkordgruppen, nicht. Vielmehr blieben sie in der Erinnerung haften als gemütliche, verträgliche Kumpane, die, wenn der Akkord gut verlaufen war, auch gern wieder etwas springen ließen. Besonders auffallend waren natürlich ihre Lederhosen; *Schwylüsch* (Deckel des Schweinetroges) nannten die Unsrigen gelegentlich ihren großen, aufknüpfbaren Vorderlatz. Das fröhliche, gute Verhältnis zwischen den österreichischen und einheimischen Waldarbeitern hält folgende Anekdote fest. Ein

Bündner hatte sein Schmalz zum Erkühlen vor die Hütte hinausgestellt. Als der Tiroler Nußli zur Türe hinausging, rief er ihm deshalb nach: *Spring mer nid in ds Muüs, Nußli!*; da erschallte von draußen kläglich-tröstlich auch schon die Antwort: *Nei deecht, i kom grad raus!* — Während man den italienischen Fremdarbeitern und ihrem Temperament skeptisch gegenüberstand, begrüßte man die leichtere Art der Österreicher und freute sich daran. Heute noch trägt sich mancher Prätigauer gern etwas tirolerisch (Auerhahnfeder oder Gembart auf dem Hut, grünbeschlagener Leinenkittel mit Hirschgeweißknöpfen etc.), heute noch singt man in Prätigauer Einheiten und bei geselligen Anlässen am liebsten Tiroler Schmalz,⁸⁷ und heute noch steigt der Prätigauer an Sonntagen mit Vorliebe ins Vorarlbergische hinüber und sonnt sich an der österreichischen Grazie und Beweglichkeit. Steckt hinter dieser ungleichen Haltung zwei leichteren Volkstypen gegenüber nur der verschieden starke Sprachgegensatz und die verschieden große räumliche Trennung, oder verbirgt sich dahinter vielleicht auch die historische Tatsache, daß die Österreicher einst die Herren, die Veltliner aber die Knechte der Prätigauer (Bündner) waren?

Darüber fand ich am *Lugenüfüür* keine Auskunft. Allmählich war es trotz des Feuers kalt geworden, und einer nach dem andern kroch ins Ried und unter die Decken. Der letzte stellte das Karbidlicht auf den Boden, dann fing das Rauschen des Baches und der Nacht alle übrigen Geräusche ein. Am Morgen regnete es immer noch, und nun schlug man sich in der Hütte herum, bis es — am nächsten Tag — wieder schön war. Arbeiter ohne Arbeit sind arme Teufel, die leere Zeit ist ihnen ein schlimmer Feind. So suchen sie sich Arbeit. Zwei sägen und spalten Küchenholz, bis selbst der Koch findet, es sei genug. Einer schnitzt an einem neuen Stiel zu seiner Axt herum. Ein anderer versucht dem Knarren der Türe beizukommen. Einer legt sich greinend auf seine Decke nieder, auf seine «Flohure», wie er sie grimmig nennt. Man fährt sich durchs Haar, man jaßt, man schwätzt. Ich frage nach Hüttenprüchen. Einer erzählt, er habe einst als Koch mit einem Bleistift an einen Balken der Futterplathütte geschrieben:

87 Eine Auswahl der gängigsten Lieder mag genügen:

Das Edelweiß (Gar einsam und verlassen . . .)

Der Holzhacker (Mer san halt di luschtigen Holzhackerbuabn . . .)

Die Zitteralm (Wohl auf der Zitteralm, da hab i auffi geschossn . . .)

Die Älplerin (Mai Liab ischt aine Älplerin, gebürtig aus Tirol . . .)

Der Wilddieb: (An einem Sonntagsmorgen, gar zeitig in der Fruah . . .)

O wenn i Gald gnua hett . . .

Schau außi, wia's regna tuat . . .

Komm i s her über d Alm, komm i s her über d Schnaid . . .

Maderl, komm her zum Zaun, laß der in d Äuglein schaun . . .

«Fueterplatz, du bist ein stiller Ort,
 Von dir spricht man gar überall,
 Von dir spricht auch ein jeder Christ,
 Daß du ein dunkler Teufel bist».

Mehrere andere kennen den Spruch aus der Wassersteinhütte:

«Im Maien balzt der Auerhahn,
 Er hat dann seine Zeit;
 Da sind wir Leute besser dran,
 Wir balzen, wenn's uns freut».

Im übrigen scheint man nicht sehr für solch brotlose Poesie eingenommen zu sein. Ich habe — abgesehen von den beiden (S. 22) mitgeteilten Ergüssen — keine Waldhüttensprüche in Erfahrung gebracht. Anders steht es bei den Wetterregeln. Sie sind nicht mehr reine Kunst, sondern haben auch Sinn und Nutzen. Sie bewegen sich meist auf dem realeren Boden der Prosa und sind deshalb weit besser vertreten. Ein paar Beispiele, wie sie mir bereitwillig zuflossen, mögen genügen. Zunächst zwei, bei denen die eigentliche, knappe Regel noch nicht gezogen ist, die aber zeigen, wie aus der Beobachtung der äußeren Umstände, z. B. der Tiere, diese Regeln sich bilden. Ein alter, an die Stube gefesselter Arbeiter erzählte mir voll Freude vom Walddrosselschrei, wie er ertönte, wenn der Schatten bereits an die Stämme griff, während die Wipfel noch in der Sonne sprühten: «Verzeih mir, verzeih mir . . . vergib, vergib! — Wiä du wit, wiä du wit! — Nid z früä, nid z früä . . . ha, ha, ha! — Ds Mytschi (Maria hieß der Schatz eines Arbeiters), ds Mytschi . . . wits, wits?», und er schloß: *Herr Jös, hemer de glachet und sche uusganteret* (die Vögel nachahmend geöff't und angestachelt); *äs ischt vermaledyt hübsch gsi den*.⁸⁸

88 Von solcher Beobachtung ist's fast gleich weit zur Wetterregel wie zur Poesie. Man vgl. etwa J. J. v. SCHEFFELS Gedicht «Morgengesang»:

. . . Dreisilbig im Wort, ein kurzer Akkord,
 Schallt ihr Frühlingskonzert das Dickicht entlang.
 Und das Männchen singt hin:
 «Eins allein . . . Not und Pein!»
 Und das Weibchen singt her:
 «Ich und du . . . Glück und Ruh!»
 Und das Männchen singt hin:
 «Eigen Nest . . . stets das best'!»
 Und das Weibchen singt her:
 «Eins und zwei . . . bald auch drei!»
 Und beide stimmen nun höher den Laut
 Und zwitschern helljubilnd wie Bräut'gam und Braut:
 «Hab nur Mut, alles gut!
 Eiaho! Popeiaho!» . . .

— Bereits näher der Wetterregel steht die Beobachtung der Rinder und Kühe an einem schwülen Sommertag, wenn sie anfangen zu *bysä*: *Schi luügend äsoo über ds vorder Bâi aab, tüänd ä Läck in ä Sytä, dernaa spanendsch der Sunäschirm* (Schwanz und Quaste) *auf und göönd zwääg*. Dieses *bysä* des Hornviehs, diese Panik, die böswillige Buben auch etwa auszulösen versuchen, indem sie in der Nähe der Tiere summen wie Bremsen, bedeutet: das schwüle Wetter wird sich gleich in ein Gewitter oder in Regen kehren. — Damit sind wir bei den eigentlichen Wetterregeln angelangt. *We-mä der wild Gäibler* (Waldkauz) *ghöört, ischt der Winter prochü*. — Bei starkem Föhn: *Der Pföön hed d Wassergeltä am Füdli*, es wird bald regnen. — *Wens nid voorwinteret, tuäds naawinterä*: es schneit im März und April noch. Dann sagt man auch: *Äs schnyt äsoo, wil der Winter mid dem Füdli fүүr choo ischt* (ganz verkehrt begonnen hat), oder man erfährt es einmal mehr: *Wens im Winter nid uf d Heustöck weet, so weets im Früälüg uf di Palanggä* (auf die leere Heubühne). — Als zeitliche Bestimmung des Flößens gilt (vgl. dort): *Ischt der Schnee zwüschet Waald und Drooß* (Region der Alpenerle und Alpenrose), *chomend d Wasser grooß*. — Im Oktober schneidet man ein grünes Ästlein einer Buche oder Erle ab: ist es naß, gibt es einen Schneewinter; ist es trocken, gibt es einen schneearmen Winter. — Solange die Lärchen grün sind im Herbst, schneit es nicht ein. — Wenn das jetzt schon, Ende September, einigemale so schneit, *so hed der Winter de verchalberet*. — *Schnyts vor Martini* (20. November) *über de Rhy, ischt der halb Winter verby*. — Neben diesen Wetterregeln der Jahreszeiten hat man aber auch solche für Woche und Monat. *Wens am erschtä Zyschtig läid ischt, is' der ganz Manet läid*. — *D Mittwuchä-hübschi wääri* (währe, so sagt man) *bis am Donschtig oder de sus ganz lang*. — *Wiäs der Suntig wil haa, faats am Frytigaabed scho aa*. Oder kürzer: *Wiä der Frytig, soo der Suntig*. Da tönt von der andern Ecke des Tisches wehmütig-getrost die Stimme eines bekannten Tunichtgut und Wochenendsäufers: *Jaa, und für my: wiä am Samstig, soo der Zyschtig*. — *Di Aaltä hend de gsüid: äs gäbi dry Samstig im Jaar, wa d Sunä nid schyni*. — *Am Samstig tuäds albig offä, daß der Bättler ds Hemd tröchnä chan*. — Am Schluß der Regeln steht füglich die lächelnde Weisheit eines alten Sennen und Waldmanns: *Wen d Schwy an der Sunä liggend, is hübsch Wätter*. Man schätzt die Wetterregel als zusammenfassende Formel, aber man glaubt ihr nicht blindlings und kann sie deshalb ironisieren.

Ja, was nützt die Wetterregel? Draußen regnet es doch. Man fährt sich durchs Haar, man sigt, man schwätzt, man wartet. Und ist froh, wenn man wieder arbeiten kann.

Das ist die Waldhütte und das Leben in ihr.

II. TEIL

Transport des Holzes

Wir haben die Zurüstung des Holzes verfolgt bis zum Moment, da es im Walde bereitliegt zum Abtransport: das Blockholz zu kleineren und größeren Lagern zusammengezogen und provisorisch «gerollt», das Kleinholz zu Beigen aufgeschichtet und geklaftert. Der Transport ins Tal hinunter ist prinzipiell auf dreifache Art möglich: zu Luft, zu Wasser und zu Land, d. h. mittelst Seilbahn, Fluß und Schlitten (Wagen). Praktisch beschränkt er sich im Prätigau auf die beiden alten Methoden: Flößen des Kladterholzes im Frühling, Schlittenfuhr des Blockholzes im Winter. Allerdings, so müssen wir gleich beifügen: heute noch: bis heute. Denn die Seilbahnen sind nicht nur beim Ski- und Bergsport oder beim Festungsbau während des Krieges mächtig aufgekommen; sie zeigen auch beim Holztransport kräftige Ansätze und neue Möglichkeiten. Ein Beispiel. Im Jahre 1948/49 wurde in einem wilden, fast senkrecht abfallenden Seitentobel des Furrer Haupttobels eine Partie Holz geschlagen, die gar nicht geschlagen hätte werden können, wenn der Akkordant, ein Mann mit siebenfach gebrochenen Knochen und Lust zu jedem Parforcestück, nicht gewußt hätte, daß ihm ein junger, tüchtiger Seilakkordant zur Seite stehen würde. Der Hauptakkordant und seine verwegenen Gesellen fällten die exponiertesten Bäume, indem sie sich am Seil zu ihnen hinabließen, ihnen schließlich in den engen Tobelgrund nachkletterten und sie dort zersägen und asteten. Zwischenhinein errichteten sie in gemeinsamer Arbeit mit dem Seilakkordanten und seinem Gehilfen den nach dem Erfinder so benannten Wyßen-Kran: ein Trage^aseil von der einen Tobelseite zur andern — welche Arbeit, bis es auf Pferdeschlitten nur zur Stelle, und welche, bis es gespannt war! — und ein Zugseil, das die Blöcker von irgendeinem Punkt her senkrecht unter das Seil zerrt, sie emporhebt und dem Trage^aseil nach zur Station zieht. Ein wunderbarer Anblick, wie die Stämme aus dem dunklen Schacht des Tobels empor-

stiegen in zagem Gleichgewicht, im Lichte der Sonne und der freien Wipfelhöhe zu glänzen begannen, sich dann aber doch ganz gerne an Land ziehen ließen! Von dort, von der Endstation, wurden sie auf Pferdeschlitten über das «Kletteregg» hinunter und durch das Haupttobel hinaus zu Tal gebracht. — Ein anderes Beispiel. Im Schierser Tobel werden seit 1946 große, gestufte Geschiebesperren gebaut. Sie sollen, zusammen mit Entwässerungen, das Rutschgebiet von Schuders konsolidieren und den Rhein vom Geschiebe des Schraubachs entlasten. Wie ihr Erfolg auch sei, auf alle Fälle unterbanden diese Sperren und die Schuderser Rutschhänge die Tobelholzfuhr; es lohnte sich nicht, sie der kleinen Nachkriegsschläge wegen jedes Jahr mit viel Arbeit und Aufwand und Holz zu überbrücken. Da half nur eine Seilbahn. Man zog die Stämme vom Lizzi-Wald, von der Gegenseite des Tobels, nach Schuders hinüber und führte sie von da auf Schlitten oder auf Wagen nach Schiers hinunter.

Diese beiden Beispiele mögen genügen, um das Auftauchen und Eindringen dieser neuen Transportmöglichkeit im Prätigau zu veranschaulichen. Länger möchte ich dabei nicht verweilen. Sprachlich-volkskundlich bietet sich hier im einzelnen nichts; bemerkenswert ist allein die Tatsache als Ganzes, als Ausdruck der technisch rationelleren Einstellung, die sich das Tal erobert. Gerade vor wenigen Wochen wurde in Fanas eine Seilbahn vom Dorf zu den Maiensässen auf den Huoben in Betrieb genommen; sie befördert Bauern, Touristen und Alpprodukte, den 2¹/₂stündigen Hinaufweg auf ca. 25 Minuten reduzierend. — Länger sollen uns die beiden anderen Holztransportarten beschäftigen, das Flößen und die Schlittfuhr. Sie sind alt und doch in voller Kraft und erfassen deshalb breitere und tiefere Schichten des Dorfes, das vor allem von seinem Bauerntum und Walde lebt.

A. Wassertransport (Flößen)

a) Allgemeines

Der Schraabach ischt ä guäti Meni, aber än uuzuäverlessigi. So lautete das Endurteil eines alten Waldmannes über die Flößerei. Ich könnte meine eigenen Eindrücke nicht besser summieren. Ja, wirklich, der Schraubach — und das gilt, soweit in ihnen geflößt wird, auch für die übrigen Seitenbäche der Landquart — ist ein gutes, d. h. billiges Zugvieh: man braucht ihm das Holz nur hinten im Tobel aufzu-

laden, es auf dem Wege hin und wieder etwas zurechtzurücken und im Flößkanal vorn wieder abzunehmen, und schon eilt das Zugtier, ohne besonderen Dank zu verlangen, weiter! So wird denn auch das Brenn- und Papierholz möglichst geflößt und nicht geführt. Wenn trotzdem weit mehr Brenn- und Papierholz geführt als geflößt wird, so liegt das vor allem daran, daß es — abgesehen von vereinzelt Windwurf- oder Abholzungsschlägen — meist im Verein mit Bauholz geschlagen wird, daß dann die teuren Winterwege ohnehin erstellt werden müssen und man somit das Riesen der Stämme zum Bach (Beschädigung des stehenden Holzes!) gerne vermeidet. Zudem gilt das geflößte Papierholz weniger: wenn die Flößerei nicht rasch und gut vonstatten geht, sinkt es in der Regel in die zweite Klasse zurück. Hinzukommt, was unser Dialektsatz an zweiter Stelle nennt: . . ., *aber än uuzuäverleessigi*. Ja, auch das fällt ins Gewicht. Der Schraubach ist ein billiges Zugvieh, sofern er willig ist. Aber er kann auch hocken, die Last abwerfen oder gar mit ihr durchbrennen. Man muß ihm dann schon am Anfang mit dem Flößhaken zu Leib rücken, die Holzstücke von Stein zu Stein, von Ecke zu Ecke schieben und zerren; doch vielleicht wird er darob nur noch störrischer, wälzt sich am Boden, d. h. gräbt sich ein und übersandet das Holz, oder streift weiter draußen, wo er mehr Platz hat, die Last am bisherigen Ufer ab und wählt einen neuen Weg; und hat man ihn wieder eingefangen und eingespannt oder ihm die Last mit Mühe Stück für Stück nachgetragen und wieder aufgebunden, tut er gar das Schlimmste: seine Adern schwellen in plötzlicher Wut, und in wildem Zorn tobt er durchs breite Tobel hinaus der Landquart zu und in sie hinein, alles niedertretend und mit sich reißend, was ihn hemmen und seiner Beute berauben möchte. Da ist dann guter Schnaps teuer. Der Verdienst mehrerer Wochen und das Holz der Gemeinde ist hin. Einen Esel könnte man totprügeln; dem Schraubach, dieser schicksalhaften Natur gegenüber kann man nicht einmal recht fluchen, nur in sich gehen und zahlen, und das ist schwer.

Das Flößen ist etwas wie ein Glücksspiel innerhalb der Holzerei. Dieses Spiel erfaßt weite Kreise. Der gemeinsame Feind, dem man etwas abzwacken will, die Bank, an der gespielt wird, heißt: ungezähmte Natur. Kassaführerin ist die Gemeinde. Sie besorgt und verwaltet auch den Rechen, den Holzrechen. Spieler von großem und kleinstem Einsatz sind die Akkordanten und Arbeiter. Die Arbeiter legen Gesundheit und Kraft, die Akkordanten zudem ihren Geldbeutel auf den Tisch. Für den Arbeiter steht finanziell direkt nichts auf dem Spiel als die kürzere oder längere Dauer der Arbeit; die Gemeinde erleidet nur einen groben Verlust, wenn ein Unwetter Holz entführt oder überdeckt; der Akordant aber kann jederzeit gewinnen oder ver-

lieren, er ist der eigentliche Spieler. Ein älterer Akkordant, der früher viel flößte und bekannt war für sein wechselndes Glück, erzählte mir diesbezüglich zwei Beispiele. Er kaufte im Frühling 1918 von der Gemeinde Luzein 40 Klafter Holz in der Fajungga (weit im Tobel hinten) à Fr. 9.—, rüstete und flößte es zu viert in höchstens 14 Tagen und verkaufte es in Schiers an einen Holzhändler zu Fr. 72. pro Klafter. Er bezahlte einen Taglohn von Fr. 8.— für die Arbeit auf dem Trockenen und von Fr. 13.— für die Flößarbeit; die beiden Arbeiten nahmen ungefähr gleich viel Zeit in Anspruch. Das ergibt folgende Rechnung: Verkauf: $40 \times 72 = 2880$. Ankauf: $40 \times 9 = 360$. Löhne: $7 \times 32 + 7 \times 52 = 588$. Gewinn: $2880 - (360 + 588) = 1932$.— Fr. Und das Gegenbeispiel: Der gleiche Akkordant hatte 240 Klafter zu flößen. Nach vielen Arbeitstagen ländete er schließlich 118 Klafter; die andern 122 Klafter gingen bachab. — — Das sind drastische Beispiele, gewiß. Solche Gewinne und solche Verluste kamen, seit ich die Sache verfolge, nicht mehr vor, denn seit dem zweiten Weltkrieg hat die Gemeinde die Holzerei selbst immer straffer in die Hand genommen und unterbieten sich die Akkordanten in gegenseitigem Wettbewerb. Und doch bleibt es jederzeit möglich, daß ein Unwetter das Tobel heimsucht und Holz und Rechen und Steine in die Landquart hinunterfegt — oder umgekehrt, daß die Witterung einmal so günstig ist, daß ein Akkordant nur eine statt zwei und mehr Wochen braucht, bis er sein Holz an Land getrieben hat. Als Beispiel aus neuerer Zeit möchte ich die Flößerei von 1949, deren Beginn ich persönlich miterlebte, anführen. 109 Klafter Gemeindeholz lagen am Rande einer großen Rufe unterhalb der Alp Drusen zum Verfrachten bereit. Zum gleichen Akkord gehörte ein ungefähr gleiches Quantum Holz weiter draußen im Tobel. Vier jüngere Leute, drei Akkordanten und eine Hilfskraft, mühten sich ab, mittelst eines langen *Schutz*es das Holz zum Bach hinunterzubringen. Sie hatten, so sagten ältere Flößer schon damals, den Akkord von Anfang an zu niedrig angesetzt. Nun machten sie einen weiteren Fehler. Da die Arbeitsmöglichkeiten, wie immer im Frühling, etwas rar waren im Lande, wollten sie die Arbeit tunlichst für sich selbst sparen und stellten keine weiteren Arbeiter an. Aber der *Schutz* auf dem lockeren Erdreich riß immer wieder, mußte geflickt werden, es begann zu schneien, zu regnen, und plötzlich stand man knietief im Dreck der Rufe. Bis das Holz endlich im Bache war, war der Bach zu schwach geworden, um es zu tragen und zu treiben. Nun lag das Holz den ganzen Sommer über im Bach. Einigemale, als das Wetter kehrte und man sich eine flößtaugliche Schwellung des Baches versprechen durfte, eilten die Verantwortlichen zwar zum Holz und zerrten es ein Stück weiter, aber es wurde doch Spätherbst, bis sie es zum Tobel herausgeschunden hatten. Ein unerfreulicher Floß

für Gemeinde und Akkordanten.⁸⁹ – Etwas später, in einem andern Arm, aber zur Hauptsache weiter draußen und deshalb bei stärkerem Bach, warf ein Akkordant verschiedene kleinere Partien Privatholz ein und brachte sie auch glücklich und in guter Zeit an Land.

Das Flößen sei eine Art Glücksspiel innerhalb der Holzerei, sagten wir. Und wie ein Spieltisch nicht nur die eigentlichen Spieler an sich zieht, so scharen sich auch um die offizielle Flößerei Zuschauer, künftige Spieler und Leute, die auf irgendeinen Abfall lauern.

Zu letzteren gehören vor allem die Geizigen und die Armen, die *Sandholzer*. *Sandholz* ist Abfallholz, nicht aufgearbeitetes, im Tobel herumliegendes Holz, ob groß oder klein. Diese Leute wenden sich gelegentlich direkt an die ländenden Flößer und fragen sie, ob viel Sandholz angeschwemmt sei, wie der Bach liege, etc.; oder sie suchen zu erkunden, ob auch sauber geflößt worden sei, ob vielleicht irgendwo noch ein paar Burren an momentan schwierigen Stellen stecken geblieben seien. Denn, wenn die Forstverwaltung es nicht ausdrücklich anders bestimmt, hat nach ungeschriebenem Brauch und Gesetz der Akkordant vom Moment, da er die letzten Burren in den Ländekanal eingetrieben hat, noch 6 Tage Zeit nachzuflößen, *nachi z flöötzä*: nachher gehört, wenn nicht eine weitere, angemeldete Partie unterwegs ist, das Tobel wieder den Sandholzern samt dem allfällig zurückgebliebenen Akkordholz. — Noch häufiger picken sie direkt nach den Brosamen des Glücks. Sie stehen unten am Abzugskanal, wo der Schraubach in die Landquart einmündet, oder, auf einer Sandbank, oben im Schraubach bei den Abzugsfallen und -rechen des Flößkanals. Diese Fallen und Rechen müssen nämlich während den 1—2 Tagen, da das Holz in den Flößkanal eingetrieben wird, von Zeit zu Zeit etwas gelüftet werden, damit das eingedrungene Geschiebe weggespült wird; da mag mit den Steinen hin und wieder auch eine Burre oder Spalte entwischen, und das sind dann die Happen, nach denen diese Krähen der Flößerei haschen. Die Gemeinde drückt ein Auge und gönnt sie ihnen. Und das ist gut so. Denn die Sandholzerei, wie das Dürrolzen, ist ein Ventil der privaten Holzgelüste und -bedürfnisse. Wenn sich die Forst- und Gemeindeorgane hier zu ängstlich zeigen, bekommen sie umso mehr zu tun als Polizisten. Die Vorstellung: der

89 Die Gemeinde erlitt zwar keinen direkten Holzverlust, aber sie kam doch zu

Schaden: 1. Sie hatte den Rüstakkordanten, nach Abschluß seiner Arbeit, bereits im Herbst 1948 voll entlohnt und mußte nun ihrerseits auf den Gegenwert, die Verkaufssumme, bis zum Herbst 1949 warten. 2. Das Papierholz mußte samt und sonders zur zweiten Klasse geschlagen, manche Stücke sogar zu Brennholz aufgespalten werden. 3. Die Förster hatten manche Reibereien. Sie lebten zudem ständig unter dem Druck, daß ein großes sömmerliches Gewitter Rechen und Holz doch noch fortschwemmen könnte.

Wald ist Freiwild, spukt noch in manchen Köpfen; es ist besser, man läßt ihr einen minimalen Spielraum. — Eigentliche Festtage für die Sandholzer aber sind die Gewitternächte und sömmerlichen Unwetter, die über den Alpen niedergehen. Da räumt das Tobel aus, was es bis jetzt zurückbehalten und was sich in seinen oberen Teilen frisch angesammelt hat: übersandete Burren und Spalten, festgeklebte Wurzelstöcke, halbverfaulte alte Stammstücke und vielleicht sogar Teile von Verbauungskästen und Brücklein, und von der wilden Jagd angezogen stürzt sich auch manche Tanne von der Rüfe, wo sie sich doch nur kümmerlich hielt, hinunter ins Jauchzen und Toben, und dies alles: Bäume und Bach und Steine und Holz wälzt sich schwarz und polternd der Landquart zu (Abb. 11/12). Wenn da der Leitrechen standhält, reibt sich der Förster die Hände. Nach einer solchen Nacht brechen die Sandholzer schon früh am Morgen, die geizigsten und kräftigsten sogar noch in der Nacht, ins Tobel hinein auf. Ein besonders habgieriger junger Bauer lief — nicht ging — einst wie ein Irrlicht mit seiner Laterne von Holz zu Holz, und als die übrigen Sandholzer bei Tagesgrauen im Tobel eintrafen, fanden sie bereits auf allen Stücken seine Initialen eingehämmert. Solchem Geiz muß man die Finger kürzen. Heute gilt die Regel: Man darf kein Holz für sich beanspruchen, an dem man keine Arbeit hatte. Man darf ein Stück Holz erst sein eigen nennen, wenn man es zu einem Haufen zusammengetragen hat. Dann erst darf man es auch kennzeichnen, sei es, indem man — wie das früher durchaus genügte — einfach einen Stein auf den ganzen Haufen legt, sei es durch das mehr Sicherheit versprechende Anschreiben oder Einhämmern der Initialen an mehreren oder gar allen Stücken. So wird Haufe um Haufe zusammengetragen, gelegentlich bis zur Schere, 4,5 km ins Tobel hinein. Im Jahr — etwa unter zwei, drei Malen — ergattert sich ein tüchtiger Sandholzer drei, vier Klafter Holz. Als ein Hagelwetter beim Gyrenspitz niederging und vor allem das Salginer Tobel herausputzte — *ahergfüget hed* —, erliefen vier Mann, die sich zusammenschlossen, miteinander etwa 12 Klafter Sandholz. Nachher erst, wenn die Epidemie des Sammelns und Eiferns vorüber ist, wird das Holz aufgesägt und zurechtgestugt zu womöglich meterlangen Stücken und werden die einzelnen Haufen und Häufchen am Rande des Tobels in Sicherheit gebracht. Unterdessen sind auch die älteren Leutchen, Männer und Frauen, erschienen und haben, was an kleinerer Ware noch herumlag: Äste und Prügel, zusammengelesen. Sobald man dann Zeit und die Flößbewilligung hat, flößt man das Holz hinaus. Draußen muß man es auf dem Lagerplatz sauber aufschichten. Der Förster nimmt 1. das Maß ab und kontrolliert 2., ob sich kein unrechtes Gut darunter befindet. Zu 1: Die Gemeinde erhält die Flößbewilligung vom Kanton; sie muß ihm für die

Wasserbenützung pro Klafter geflößten Holzes Fr. 1.50 bezahlen. Sie ihrerseits verlangt von den Privaten — handle es sich um einen eigentlichen Schlag oder bloß um Sandholz — pro Klafter geflößten Holzes Fr. 4. — für die Benützung der Flößanlage. Zu 2: Wenn ein solches Unwetter ergeht, während noch Holz eines laufenden Flößakkordes im Bache liegt, so darf dieses Holz nicht als Sandholz angesprochen werden. Die Versuchung dazu ist natürlich groß. Wie bald hätte man doch an irgend einer günstigen Stelle ein paar einträgliche Burren ins Gebüsch geworfen und könnte sie dann nachher, wenn der Akkord vorbei wäre, gemächlich mit dem Sandholz nach vorn flößen! Tatsächlich fand der Förster schon Spalten, die den Gemeindehammer und darüber die Initialen eines Geizkragens trugen; er hinterlegte sie im Gemeindeschuppen und konnte mittelst ihrer den Frechdachs bei einer andern Gelegenheit zählen. Ja, die Kontrolle der Sandholzer ist eine heikle Aufgabe für den Förster. Er muß beide Augen offen halten, damit das Böse nicht einreißt, und muß es doch auch wieder verstehen, ein Auge zuzudrücken, wenn z. B. ein armer Teufel unten vor der Einmündung des Schraubachs in die Landquart eine Burre herausfischt, die sonst doch nur den Rheintalern in die Hände fiel (Lueg, Krischtli, s. *khund Holz de Rhy aahi!*).⁹⁰ Zwar hätte die Gemeinde das Recht, ihr Holz zu verfolgen bis zum Bodensee hinunter, aber praktisch läßt sich, selbst wenn hundert Klafter bachab gehen, doch nichts mehr davon einbringen. Welcher Rheintaler würde der Gemeinde Schiers das Holz, das er mit Mühe herausgezogen, gegen eine Entschädigung wieder zur Verfügung stellen? Beweisen doch die Schierser Sandholzer selbst in dieser Beziehung wenig Verständnis. Sie wollen nicht begreifen, daß der Gemeinde und ihnen selbst am besten geholfen ist, wenn sie z. B. einen Klaffenbaum des Leitrechens (vgl. S. 156) zwar retten, aber, gegen eine Entlohnung, dem Förster überlassen. Lieber stoßen sie, was auch schon vorgekommen ist, den Baum wieder in die Flut oder rühren von vornherein keine Hand für solche «Gemeindestücke». Das ist keine Regel, aber eine Tendenz. Sie gibt einem zu denken in einer Gemeinde, die das Zusammenstehen

90 Der Ausdruck *de Rhy aahi* wird von unsern Flößern etwa scherzhaft gebraucht, wenn einer vom Bach ein Stück weit mitgerissen worden ist und wieder an Land klettert oder wenn er seinen Stand zu verlieren droht. Dann ruft ein anderer ihm, ihn beim Namen nennend, etwa lachend zu *Der . . . ischt de Rhy aahi!* Zurückgeführt wird das Wort — das seinen Ursprung sicher in einer Verspottung des fremden, «vürschlössischen» (vor der Klus gesprochenen) Idioms hat — auf ein Geschehnis in Untervaz. Ein halbschlauer Knabe soll seinen Vater zum Flößen begleitet haben. Der Vater sticht ein daherschwimmendes Stück Holz an, wird mitgerissen und fortgespült. Der Knabe geht nach Hause und berichtet der Mutter: *Der Vatter khund de nid ge z Mittag essä, er isch de Rhy aahi.*

aller so nötig hätte. Wissen wir noch, daß Gemeinde Gemeinschaft, gemeinsames Werk bedeutet? —

Eine zweite Gruppe der Leute, die von der Flößerei angezogen werden, sind die Zuschauer. Sie spielen zwar selber in keinerlei Weise mit, aber sie spüren doch etwas vom Reiz der Gefahr und des Spiels in dieser Arbeit und folgen ihr deshalb gerne, — bis zum Punkt, wo sie selber nasse Schuhe bekämen. Daß der Unwetterbach, wie jedes «große» Naturgeschehen, viele Neugierige aus den Häusern lockt, ist klar. Aber auch das gewöhnliche Flößen, das letzte Eintreiben und Länden des Holzes, bietet schon manches packende Bild, vom imposanten Durch-die-Fallen-Donnern des Baches bis zum Übermut des gegliückten Akkordes. Das ist wieder einmal eine Abwechslung für spazierende Leute und Pensionierte! Aber auch Holzhandwerker sind nicht unfroh, wenn sie sich gerade zu dieser Zeit etwas auf dem Lagerplatz zu schaffen machen können, und mancher Waldarbeiter oder Flößer, der in der Nähe vorbeigeht, nimmt noch den Bogen hinauf zu den Fallen und wirft einen prüfenden Blick ins Tobel hinein oder schaut kritisch den Ländungsarbeiten einen Moment zu. Manchmal mögen wohl auch einige Schüler oder etwa ein Lehrer der Evangelischen Lehranstalt den Rank finden zu dieser ihnen eher fremden Welt. Die innigsten Zuschauer aber traf ich einst, spät am Sonntagmorgen, auf einem der beiden Hochplateaus an, die den Tobelausgang flankieren: da spielten, ruhten, plauderten drei Generationen, alles Angehörige der Flößer, die an diesem Tage noch ihr Holz einbringen wollten. Weit hinten im Tobel waren sie bereits sichtbar. Hin und wieder nahm eine der Frauen den Feldstecher, den sie bei sich hatten, und versuchte, ob sie ihren Barthly, ihren Jöry, ihren Hap (Bartholomäus, Georg, Kaspar) bereits erkenne, oder der Eeni (Großvater) wies mit der Hand ins Tobel und sprach seine Mutmaßungen aus. Dazwischen aber freute man sich der Kinder und des Sonntags. Fürwahr, diese schlichte Innigkeit gefiel mir besser als die «Heimkehr des Wehrmannes» in mancher unserer Kasernen. — Den regelmäßigesten Zuschauer habe ich noch nicht genannt. Das ist der direkte Anwohner der Flößanlage. Jeden Abend, zumal, wenn der Bach etwas grob einherpoltert, macht er seinen Kontrollgang zum Einfangkanal und zu den Fallen hinauf. Seit ihm das Wasser einmal in den Keller eingedrungen ist, möchte er jeweils wissen, wessen er sich des Nachts zu versehen hat. Das ist mehr eine Gewohnheit als eine Notwendigkeit, denn längst hat er sein Grundstück mit einem Mäuerchen umgeben. Immerhin besteht, wenn der Kanal mit Holz und Steinen bereits ziemlich angefüllt ist, jederzeit die Möglichkeit, daß das Wasser nicht mehr seitlich und vorn abfließt, sondern auf den Kohlplatz heraustritt und sich von da einen Weg hinunter auf das geteerte Zufahrtssträßchen und diesem entlang bis mit-

ten ins Dorf hinaus sucht. Erstes Haus am Sträßchen und Eckpunkt dieser wenn nicht gefährlichen, so doch schmutzigen Entwicklung ist eben Haus und Werkstatt des betreffenden Zimmermeisters. Darum seine abendliche Besichtigung der Flößanlage.

Nutzen heißt die Sandholzer auf die Flößerei achten; Schaulust, Langeweile, Kritik, persönliche Anteilnahme, Sorge bewegt die Zuschauer zu ihr; Spieltrieb aber treibt die dritte Gruppe, die künftigen Spieler, das sind die Buben und Kinder. Sie wollen nichts ergattern, auch nicht einfach zuschauen; sie wollen spielen und spielend sich üben. Schon neunjährige Knirpse klettern über den Leitrechen, dessen vorderster Teil unten vom Wasser überspült wird, hinweg und folgen dem Bach ein Stück weit ins breite Tobel. Hier liegt, wenn die Flößer nicht mehr allzu ferne sind, bereits etliches Holz angeschwemmt. Daran stochern sie mit kurzen und überlangen Flößhaken, mit Ästen und mit Prügeln herum, und welcher stille oder laute Triumph, wenn wieder eine gewichtige Burre davonschwimmt! Und welche Angst, wenn man zum erstenmal bis zu den Waden in den Bach geht, den Zug und die Kälte spürt; und welcher Stolz, wenn man darauf, mit aufgekremelter Hose, bis über die Kniescheibe darin steht, merkt, wie die Steine sich unter einem bewegen, und sich doch sicher fühlt! Und welcher Spaß, auf den angesammelten Burren im Flößkanal herumzuspringen! Der Förster hat oft seine liebe Not mit den Lausern, an denen er sich freut, und für die er doch bangt. Aber diese Kerle spüren, wohl noch viel unmittelbarer, genau das, was auch den erwachsenen Flößer — abgesehen vom Lohn — immer wieder zum Bache zieht, bis Verwandte und Bekannte oder die steiferen Glieder ihn davon abhalten: der Bach ist etwas Lebendiges, da geschieht immer etwas, man jagt und wird gejagt, man ist oft ausgeliefert und bekommt plötzlich einmal Angst, aber man fängt sich wieder und lacht. Das Flößen ist nicht nur ernste, schwere Arbeit, sondern auch Kampf und Spiel, und für den Akkordanten erst noch Glücksspiel. *Flöötzü ischt gspilt*. So nannte es auch ein 78jähriger Greis, dessen Vater noch in der Landquart Blockholz geflößt hatte.

b) Der Arbeitsvorgang in seinen einzelnen Teilen

Wann beginnt die Flößerei? Eine alte Regel gibt^a Auskunft. *Lyd der Schnee zwüsched Waald und Drooß, chomend d Wasser groß*. Wenn die Schneeschmelze vorgedrungen ist bis in die Region des obersten Waldes und der Alpenerle, führen die Seitenbäche am meisten Wasser. Dann soll man flößen; nicht früher und nicht später. Später besigt der Bach, abgesehen von Unwettern, nicht mehr genügend Kraft.

um das Holz zu transportieren: man bekommt eine arme Schinderei und Plackerei damit. Früher darf man das Holz dem Bach nicht übergeben, weil es sich sonst vollsäuft und erst recht nicht mehr von der Stelle zu bewegen ist. (Das ist auch der Hauptgrund, weswegen man das Holz nicht gleich im Herbst schon vom Rüstakkordanten in den Bach werfen läßt, obwohl er es manchmal ja direkt schon bis zum Bach bringt. Das zeit- und kostspielige Aufschichten dort ließe sich dann ersparen, wenn der Rüst- zugleich Flößakkordant wäre und man das genaue Maß erst im Frühling in Schiers abnähme.)

Der Erfolg einer Flößerei ist also wesentlich davon abhängig, daß man den richtigen Zeitpunkt erwischt. Die allgemeine Flößregel allein genügt nicht; man muß Lage und Quantum des Holzes in sie einkalkulieren. Wenn z. B. ein großer Floß — 150 Klafter und mehr; der größtenteils in den Kriegsjahren betrug 711 Klafter! — zu betätigen ist, muß man natürlich möglichst früh beginnen und das Holz auf alle Fälle schon so bereitlegen, daß das Hineinwerfen dann sehr rasch geht, wenn das nötige Wasser da ist. Ein Akkordant, der weiter draußen, nach Zusammenfluß der beiden Hauptbäche, zu flößen hat, wird — wenn sie zur rechten Zeit anfangen und vorwärtskommen — zuerst die Flößer der Seitenarme vorbeiziehen lassen; denn wenn für sie hinten die Bäche gerade recht sind, ist für ihn vorn der Bach noch zu mächtig. Und so weiter. Liegen die Verhältnisse besonders verzwickelt, spielt der Förster den Verkehrspolizisten. Sonst gelten die Regeln der allgemeinen Überlegung und des gesunden Menschenverstandes. Ein praktisches Beispiel mag zeigen, wie man sich etwa behilft. Im Jahre 1944 wurden im Großbach (Alp Drusen) 160 Klafter und im Weißbach (Wasserscheide nach St. Antönien) 220 Klafter Holz geflößt. Der Weißbach, der schneller nicht mehr genügend Wasser führt, hatte, wie immer, das Vortrittsrecht. Nun ging aber die Flößerei nicht recht vorwärts. Der Akkordant der Drusener Partie saß wie auf Nadeln. Es war schon zweite Hälfte Mai. Würde er sein Holz noch hinausbringen? Er überlegte sich, ob er nicht hinter der Schere unterhalb Schuders, vor dem Zusammenfluß des Groß- und des Weißbaches, eine Sperre errichten und sein Holz bereits bis dahin flößen wolle. Von dort an mußte ihm weniger mehr Angst sein. Aber eine Sperre zu bauen und wiederum zu lösen, braucht Zeit. Und wenn sie nicht hielte? Das gäbe ein schönes Durcheinander! Einige Burren würden ja ohnehin entschlüpfen und sich unter das Holz vom Weißbach mischen. Und die übrigen würden unterdessen schwer wie Buchenholz. Item: man fand eine andere Lösung. Etwa zwei, drei Mann vom Drusener Akkord halfen den Weißbächlern, bis das Holz in den Flößkanal eingetrieben war; entsprechend lang mußten diese dann wieder ihnen helfen. Die Weißbächler durften nur einen Tag lang nachflößen, das hieß prak-

tisch und für den Moment: nur die Strecke Große Schere—Schiers. Damit war beiden Parteien geholfen. Bis die ersten Drusener Burren daherschwammen, hatten die Leute vom Weißbach ihr Holz ans Trockene gezogen.

So dauert die normale, offizielle Flößzeit etwa von Mitte April bis Anfang Juni. Damit aber innerhalb dieser Spanne das eigentliche Flößen im entscheidenden Augenblick einsetzen kann, ist meistens eine Vorarbeit nötig: das Bereitstellen des Holzes direkt am Bach.

1. Einwerfen

Hat der Rüstakkordant das Holz bereits im Herbst ganz dicht am Bach in sturm-, wasser-, rüfesicherer Lage aufschichten können, so ist das *Ywärfä*, das Hineinwerfen des Holzes in den Bach, auch gleich der Anfang des eigentlichen Flößens, denn dann wird man es dem Bach erst übergeben, wenn er es auch gleich mitfortzutragen vermag. Das ist natürlich der bequemste Beginn. Da kann man in aller Ruhe den günstigsten Wasserstand abwarten. Meistens sieht die Sache anders aus.

Irgendwo, in weniger steilem Gelände vielleicht auf einer kleinen Terrasse, die der Bach selber gebildet hat, noch häufiger einfach über dem letzten Abbruch zum Bach hinunter, und am häufigsten — leider Gottes! — auf dem oberen Rand einer großen Rüfe, hockt das Holz, sauber geschichtet zu 1.80 m hohen Klaftern.

Im ersten Fall bietet das Einwerfen keine Schwierigkeit. Vielleicht kann man die Burren auf unterlegten Stämmchen über die kleine Terrasse nach vorn rollen, oder — wenn es Spalten sind — über eine kurze Gleitbahn nach vorn schubsen und ziehen und direkt ins Wasser plumpsen lassen; oder sonst trägt man halt das Holz Stück für Stück die 10, 20, 30 m zum Bach, — wesentlich ist: die Arbeit läßt sich überblicken und zum voraus ziemlich genau berechnen, sie ist fast ganz eine Sache des Fleißes. — Entsprechend im Fall zwei. Wenn der letzte Hang direkt ins Wasser abfällt, geht das Einwerfen sogar noch leichter. Dann kann man die Burren und Spalten *tschurlä*: man wälzt und wirft sie kopfüber über den steinig-felsigen Steilabbruch zum Bach hinunter. Das ist am Anfang lustig und unterhaltsam, aber nach einem Tag spürt man Hände, Arme, Rücken, Beine — muß man doch jedes einzelne Stück vom Klatfer abheben, lüpfen, tragen, werfen oder doch zerren, schieben, stoßen —: das Vergnügen wird bald zur harten Arbeit.

Schwer aber und zugleich problematisch wird das Einwerfen im dritten Fall: wenn das Holz über einer großen Rüfe liegt. Denn hier beginnt eine unberechenbare Macht, das Wetter, entscheidend mitzusprechen. Im ersten und zweiten Fall kann schlechtes Wetter die Arbeit wohl erschweren; hier aber aufhalten und verunmöglichen. Der

Wald ist beständig: geduldig erträgt er Hitze und Dürre, Kälte und Nässe gleichermaßen; die Rüfe ist ohne Treu und Glauben, auf sie ist kein Verlaß: in der Hitze bröckelt und rollt sie, in der Kälte gefriert sie zu knochenabschlagender Härte, und in der Nässe wird sie zum breiigen Strom und fließenden Rutsch. Bei trockener, «ruhiger» Rüfe bereitet das Einwerfen keine übermäßigen Schwierigkeiten. Man baut von oben bis unten einen Schutz (vgl. S. 84) und läßt das Holz in den Bach hinunterschlitteln. Zeit- und kraftraubender wird die Sache bereits, wenn das Gelände einen zu verschiedenen Teilstücken zwingt. Dann muß man das bunt durcheinander gewirbelte Holz, Burre um Burre und Spälte um Spälte, wieder einzeln aufnehmen und auf das neue Teilstück setzen. Aber zu einem Fluch und zu einer Qual wird das Einwerfen, wenn das Wetter umschlägt, wenn die Rüfe zu arbeiten beginnt. Dann hält der beste Schutz nicht mehr. Bald reißt er hier auseinander, bald sackt er dort ein; bald springen die Burren seitlich ab, bald stocken sie; man steißt hinauf, um Holz einzuwerfen, und muß gleich wieder unten flicken mit Zapfen, Beil und Nägeln und versinkt allmählich im Dreck. Es bleibt schließlich nichts übrig, als das Holz bis zum Bach hinunter Stück für Stück und Meter um Meter vor sich her zu werfen und zu stoßen in verbissenem Grimm, oder aber aufzuhören für einige Zeit und sich ins Tal zurückzuziehen; jenachdem, wie weit die Arbeit bereits gediehen ist. Letzteres geschah beim Akkord, den ich (S. 128) schon erwähnt habe. Die Rüfe dort, selbst nur Teil eines ganzen Rüfegebietes, war etwa 200 m lang, oben breit, gegen unten immer mehr zusammengedrängt durch die senkrechten Geröllwände und -türme auf beiden Seiten und schließlich zusammenlaufend in einen engen Mündungsschlauch zwischen der senkrechten Wand rechts und dem Geröllhang einer zusammengestürzten Wand links (vgl. Abb. 13). Dieses Geröll bildete einen kleinen Riegel und Graben von links nach rechts hinüber. Ihn zu überbrücken, wäre unmöglich gewesen. So baute man einen oberen Schutz, der das Holz nach steiler, ca 70 m langer Fahrt auf dem oberen Rand dieses Grabens absetzte, und einen unteren, der es vom Graben an ca. 60 m weit ziemlich flach dem Geröllhang entlang hinausführte und über einen 4 bis 5 m hohen Felsen ins Wasser platschen ließ. Den unteren Schutz hätte man etwas steiler anlegen und damit etliche Stockungen vermeiden können; im übrigen tat er seinen Dienst auch bei schlechtem Wetter. Aber der obere Schutz, der selbst bei einigermaßen trockener Unterlage nie ruhig blieb und immer wieder zu flicken gab, mußte versagen, sobald die Rüfe ernaßte und sich zu bewegen begann. Den Anfang dieses Umschwungs erlebte ich mit. Über Nacht war etwas Schnee gefallen, am Morgen regnete es zeitweilig aus dem Nebel. Der Graben wurde zum Rinnsal, zum Bächlein, zum Bach. An diesem Tag hätte der obere

Schutz noch gut funktioniert, aber man mußte zuerst das Holz des Vortages wegräumen, das mit seinen Vorposten bereits im Graben lag. Schon waren etliche Burren vom Wasser und Geschiebe mitgewälzt worden, am katapultartigen Anfang des unteren Schutzes vorbei und in die Runse hinein, die — ungefähr parallel zum Schutz — der rechten, senkrechten Geröllwand entlang zum Bach hinunterführte. Man hätte die Runse ja oben irgendwie absperren können, aber dann hätte das Wasser und, schlimmer, das Geschiebe den Weg über den Schutz genommen. So warf, kollerte, stieß man nun alles Holz auf breiter Front in den Graben hinunter, schleppte und rollte es mit Zapinen gleich zur Gleitbahn und schützte es zum Bach hinunter. Als alles Holz verfrachtet war, machte man sich an die Räumung der Runse. Und siehe da: von oben bis zur Einmündung ins Tobel lagen bereits etwa 2—3 Klafter Holz darin, z. T. schon versandet und halb überdeckt von Geröll. Das ist das Unheimliche an der Arbeit in der Rüfe; man kann nicht systematisch von oben nach unten schaffen und das Holz irgendwo in der Mitte sich anhäufen lassen; ein einziger zusammenstürzender Geröllturm könnte viele Klafter unter sich begraben, eine einzige Gewitternacht alles übereinanderwerfen bis zur Unkenntlichkeit. Unterdessen war es fast 2 Uhr geworden. Die Flößer stiegen wieder hinauf zu den Klafterbeigen auf dem Bödeli beim großen Stein, zu Imbiß und neuem Einsatz, und ich suchte mir einen Weg durchs Tobel hinaus und nach Schuders hinauf. Kaum war ich ein paar hundert Schritte gegangen, kesselte und rauschte es rechts über mir, und aus einer Schrunde hervor wälzte sich, schwarz, langsam, unaufhaltsam, die Lava unseres Gebirges: Lehm, Steine, Sand, Wasser, Steine . . . wie eine Urweltschlange daher. Da wußte ich: wenn das schlechte Wetter andauert, wird die Rüfe den oberen Schutz zerreißen und der Quergraben die Arbeit mitten durchschneiden. Das Einwerfen auf einer Rüfe im Frühling braucht gutes Wetter.

Um dieser Ungewißheit auszuweichen, wirft man das Holz gelegentlich bereits ein, wenn noch Schnee die Rüfe bedeckt. Über Nacht gefriert der Schnee zu einer harten, tragenden Fläche: darauf schlittert und rollt das Holz, zumal die Burren, ganz gut bergab. Der Nachteil dieses frühen Einwerfens besteht darin: Man kann nur vom Tagesgrauen bis zum täglichen Weichwerden des Schnees arbeiten (Einsinken, Lawinen!), das ergibt an einem Sonnenhang unter Umständen eine ungewohnt kurze Arbeitszeit; und: man muß^a die Möglichkeit haben, das Holz irgendwo zu belassen, wo es vom Bach noch nicht durchnäßt und von der Rüfe nicht mehr überschüttet werden kann. Diese Möglichkeit bietet sich selten; so bleibt das Schützen, bei dem man zudem nachher gleich vorwärtsflößen kann, die übliche Einwerfmethode im Rüfegebiet.

Wie und wo und wann auch immer Holz eingeworfen wird — es ist eine strenge, harte Arbeit. Aber sie wird, wenn sie nur einigermaßen rückt, gewaltig erleichtert durch den Spieltrieb im Menschen, durch das Vergnügen an den sausenden, hüpfenden, rollenden, platschenden Dingen, die man selber in Bewegung setzt, und — heiße! wir sind am Bach! — durch das Erwachen des Jägerinstinktes.

2. Treiben

Das Holz liegt kreuz und quer im und am Bach. Viele Stücke sind bereits davongeschwommen, manche sogar schon sehr weit. Aber das meiste hat sich gestaut: vielleicht 200 m vorn ein Haufe, hier ein Knäuel, dort wieder ein Bündel und die Hauptmasse wirr und wild um den Einwurfort herum. Es ist wie bei einer Herde Schafe: eines sieht ein kleines Hindernis vor sich, stutzt einen Moment, die nächsten bremsen, stocken auch, eins drängt das andere an den Rand hinaus, und schließlich steht und staut sich die ganze Herde; aber schon jagen die Treibhunde eifrig heran, packen die Widerspenstigen an der Flanke und lösen den Klumpen auf in Bewegung und Fortgang. Treiben, *trybä*, nennt man deshalb diesen Teil des Flößens, das Flößen im engeren Sinn.

Ein guter Treibhund ist bald vorn, bald hinten. Entsprechend die Treiber. Zwei Mann gehen voraus und lösen die Haufen, so weit sie sie antreffen. Bald bilden sich neue Ansammlungen. Zwei weitere Mann rücken ihnen zu Leibe. Hinten aber wird immer getrieben und neues Holz eingeworfen, bis schließlich das ganze Holz im Fluß, die ganze Herde und ihre Hüter auf dem Marsche sind.

Nicht immer geht der Anfang des Flößens so leicht und flüssig vor sich. Jetzt hatte sich das Holz ganz natürlich, aus eigenem Antrieb angesammelt, angeschwemmt zu einem Klumpen. Die Flößer heißen das: es hat sich geheftet, *äs hed schi ghöfft*, *äs hed ä Haft gmachet*. Manchmal bewirkt man einen solchen Haft aber auch künstlich, mit Absicht. Nur nennt man ihn dann nicht mehr Haft, sondern *Verschlaag*. Man verschlägt, *mä tuäd verschlaa*, wenn man das Holz bereits im Bach hat oder doch einwerfen will, es aber aus irgendeinem Grund noch zurückhalten muß. Das ist der Fall, wenn z. B. ein anderes Seitentobel das Vortrittsrecht hat (vgl. S. 134), oder wenn man an einer bestimmten Stelle, z. B. beim Zusammenfluß zweier größerer Bäche, abwarten will, bis der Wasserstand des Gesamtbaches etwas abnimmt. Man fällt dann irgendeine Tanne, womöglich nicht gerade die schönste, quer in den Bach hinein und versperrt und umgibt sie mit Steinen und Abfallholz. Natürlich läßt sich nicht beliebig wo verschlagen. Man wählt einen Ort, wo der Bach breit ist, wenig Zug

hat, und man das Hindernis noch einigermaßen verankern kann. An einer engen Stelle würde der Bach die Sperre entweder glatt durchbrechen oder aber überspülen mit Sand und Steinen, so daß man sich innert nützlicher Frist überhaupt nicht mehr lösen könnte. Schon bei einem gut angelegten Verschlag ist es oft heikel genug, sich vorne heranzumachen und durch Wegreißen von Steinen, Ästen, Stauden, festgeklemmten Burren dem ungeheuren Druck ein Ventil zu öffnen. Krachend und berstend donnert die Masse in taumelndem Ungestüm durchs Tobel hinaus und richtet Unordnung und Verheerung an. Es ist ja klar: der Bach, so lange zurückgehalten und von Rachedgedanken geschwollen, wirft nun die lästige Last weit über das Ufer hin, zieht sich in sein normales Bette zurück, macht sich schmal und eilt leer davon. Der Flößer hat das Nachsehen. Man überlegt es sich dreimal, bevor — und — wo man einen Verschlag macht.

Weit oben in einem Seitentobel kann es vorkommen, daß man, wenn man zum Flößen bereit wäre, einfach noch zu wenig Wasser hat, um über das erste schwierige Stück hinunterzugelangen. In solchem Fall baute man früher gelegentlich eine Sperre nicht für das Holz, sondern für das Wasser: man hat «geschlossen», *mä hed gchlausnet*. Man errichtete an enger Stelle eine möglichst dichte, durch Moos verstopfte Wand mit einem Türlein in der Mitte. Hatte sich genügend Wasser gestaut, schlug man das Türlein weg und bekam so für einige Zeit einen ganz ordentlichen Schwall. Je nachdem wiederholte man das Manöver zwei-, dreimal. Diese Taktik war nur früher möglich, bei kleinen Schlägen, und als man sich noch Zeit, Freude und Holz nahm für solche Kleinschlachten. Der Alte, der mir davon erzählte, meinte selbst: *By sölig grooß Flötz güangi das nümä!*⁹¹

Sehen wir uns das Treiben nun von etwas näher an! Wir begleiten die zwei Männer vom Drusener Akord, die den Weißbacher Akkord beschleunigen helfen sollen (vgl. S. 134), zum Weißbach hinein. — Am Pfingstmontag um 7 Uhr marschierten wir, die langen Flößstangen auf den Schultern, von Schiers ab und über Fajauna und die Maiensässe im *Wäschchruut* hinein zu den hinteren Partien des Weißbaches. Drunten in Schiers beim Schützenstand wurde das Pfingstfest der Musikgesellschaft abgehalten. *Daa bruuchämer ämaal weniger Gäald as dunä!*, meinte einer der beiden, der offenbar nicht ungern

91 An größeren Flüssen, auf denen das Holz Graubündens^a ins Ausland verfrachtet wurde, hatte man früher allerdings sogar dauernde Klausen errichtet. Aber da lohnte es sich auch. Vgl. J. A. v. SPRECHER, Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert, Chur 1951, Anm. S. 104 und Anhang S. 570. Vgl. auch L. v. HÖRMANN, Tiroler Volkstypen, Wien 1877, S. 64 f. — Das Wort «Klausen», im Gegensatz zu unserm «Klus» (vgl. Haus: Huus), beweist mit seinem Diphthong übrigens deutlich genug die österreichische Herkunft des Begriffs.

drunten mitgetan hätte. Damit fand er sich zurecht oder — genauer gesagt — ins Tobel hinein. Auf dem Rand einer Rufe schnappten wir noch etwas aus unseren Rucksäcken, dann stiegen wir hinab. Ca. um 11 Uhr begannen wir die Arbeit. Wir befanden uns — so war es verabredet — ein Stück hinter den andern und nahmen nun zunächst das Holz, das vom Vortag liegengeblieben war, nach. Das war ganz gut so, so konnten wir uns allmählich ans Wasser gewöhnen. Als wir die andern bald einholten und, bis zum Gürtel im Wasser, richtig am Werk sahen, hatten auch wir keine Scheu mehr. Es waren im ganzen sechs Schuderser. Drei trafen wir an; die andern drei waren vorausgegangen. Vorn irgendwo müsse es einen größeren Haft gemacht haben, man bringe das Holz gar nicht recht vorwärts. Tatsächlich! Kaum hatten wir eine kleine Krümmung des Tobels erreicht, sahen wir ziemlich weit vorn etwas im Bache liegen und, damit beschäftigt, die drei andern. Als sie uns erblickten, winkten sie mit Armen und Händen, einer setzte seinen Hut auf die Flößstange und schwenkte ihn hin und her. Das war nicht das Fähnlein, sondern die Nullerkelle, und meinte: Hört auf mit Treiben; wir stehen bei einem großen Haft! Wir gingen seitlich nach vorn, und da erkannte ich erst die Bescherung. Was ich von hinten zur Hauptsache für eine Sandbank mit einzelnen angeschwemmten Burren gehalten hatte, war alles Holz, gestautes, übersandetes Holz. und vorn, an einer engen, kurvigen Stelle, lag das Hindernis: eine starke Tanne, gebrochene Spitze im linken Steilufer, Wurzelstock schräg gegen den Bach. Der Bach war auf den Wurzelstock gestoßen, hatte Holz und Steine links und rechts und nach hinten abgeladen und floß nun, so gut es ging, über und durch die Anstauung hinweg. Was tun? Nach kurzem Rat wurde man schlüssig, zuerst die Seite rechts vom Wurzelstock anzupacken, sie war schmaler und ohne direktes Hindernis. Um mit ganzer Kraft dahin wirken zu können, leitete man hinten den Bach um. Man muß immer mit dem Wasser schaffen, die Hauptarbeit muß immer der Bach selber leisten, und er leistet sie, wenn man ihn richtig einspannt. Also zogen wir hinten, wo das Gefüge noch locker war, die Burren so weg, daß der Bach immer mehr nach rechts drängte und an Druck und Wucht gewann. Zwei Mann pirschten sich dem Ufer entlang ganz nach vorn und stocherten dort im Holz herum. Mit viel Mühe gelang es ihnen schließlich, hier eine Burre hervorzuzerren, nach vorn zu schieben, dort eine Spalte anzubewegen und über den *Gurgel* (kleine, strudelnde Stromschnelle) hinunterzurichten. Allmählich bekam das Wasser Zug. Eine einzige hervorgerissene Spalte zog gleich drei, vier, fünf andere nach sich, und ein neues Rudel duckte sich nieder, bereit, jeden Augenblick loszubrechen. Der eine Mann verzog sich nach hinten; der andere klebte sich ein Stücklein ans Ufer empor und gab von dort den einzelnen Leithammeln das

Zeichen zum Aufbruch, ein leichtes Ziehen, einen vorsichtigen Stoß, und stolpernd und fallend in blinder Hast stürzten sie sich ins Loch hinunter, jedesmal begleitet und verfolgt von einem immer triumphierenden Wasser- und Steineschwall. So bekam der Bach Luft. Allmählich fraß er sich nun, ständig unterstützt durch die zerrenden, schiebenden Flößer, auch in die linke Seite ein. Ein Mann kletterte an der weichen Schieferwand empor, hielt sich dort auf fußbreiten Stapfen, die er sich selber schlug, und schubste, als das Wasser nun auch hier zu drücken begann, die Burren und Spalten gegen die Tanne. Dort, auf diesem zitternden Steg, hatte sich unterdessen ein anderer postiert. Immer wieder stieß er in den Wirrwarr unter ihm, lüpfte einzelne besonders querköpfige Stücke, half anderen auf die Bahn, lockerte und riß, bis, plötzlich, die ganze Masse in Bewegung kam und — Sand, Holz, Wasser, Steine — unter ihm hinwegdonnerte. Der Flößer rückte zum Wurzelstock hinüber, immer noch nachhelfend und den allgemeinen Tumult verbreitend. In wenigen Sekunden hatte sich der Bach, der vorhin nur etwa einen Meter unter der Tanne durchgeschlüpft war, durch das Holz und das Geschiebe durchgefressen und schoß und rumpelte nun, wenigstens zwischen Mitte und Felsen, zwei bis drei Meter tief unter ihr weg. Allmählich erst wurde der Bach wieder gebärdiger und beschied sich, wenn auch immer noch grollend, auf sein normales Maß und Bett. Die beiden Flößer sprangen vom Ufer und von der Tanne herab. Man musterte die ganze Strecke, zumal verdächtige Sandhügel, nochmals genau, schickte die Stücke, die noch herumlagen, dem Hauptharst nach, nahm einen Schluck aus der Flasche und zog weiter. *Hoffentli heds äs nid usgworfä!* Nein, das hatte es nicht, aber, wie man am nächsten Tag erfuhr, ein gutes Stück weiter draußen dafür nochmals *ghöff*t.

Die Lösung dieses Hafts, der etwa 40—60 Klafter umfaßte, gehört zu meinen stärksten Eindrücken vom Wald und seinen Arbeitern. Mir war ganz vaterländisch zumute. Diese Kerle — es war Kriegszeit —, die beim Frühturnen kaum die Arme rund um den Leib brachten, kaum sich bücken konnten, kletterten und sprangen hier mit einer Gelenkigkeit und Sicherheit umher, daß ich staunen mußte. Keiner von ihnen konnte schwimmen, aber sie hingen mit ruhiger Selbstverständlichkeit, auf kleinstem Ort, zwei Meter über dem tosenden Bach oder traten bis zum Gürtel in ihn hinein. Keiner von ihnen hatte je einen Kletterberg bezwungen; aber auf der Jagd und hier leisteten sie Entsprechendes. Mir dämmerte: Jeder Mensch hat seine eigene Welt. In dieser Welt ist er zuhause. Darin bewegt er sich sicher und richtig. Und je lokal gebundener, je bodenverwachsener diese Welt ist, umso näher kommt sie dem Begriff Heimat. Die gleichen Männer hatten am Morgarten, bei Sempach . . . gefochten. Sie brauch-

ten nur den Flößhaken mit der Hellebarde zu vertauschen, vielleicht nicht einmal das. Sie würden auch im Grenzschutz wieder da stehen.

An diesem Tag wurde weitergeschafft bis um 1/29 Uhr, bis zum Einbruch der Nacht. Am Abend war der Bach am größten und nahm das Holz am leichtesten mit, das wollte man ausnützen. Dafür fing man am nächsten Morgen erst um 8 Uhr wieder an: man ließ seinen Knochen — und vor allem dem Bach — Zeit, sich wieder etwas zu erholen. Gerade umgekehrt hielt man es am Mittwoch, als man in der Gegend außerhalb der *Rüüchi* angelangt war: da hörte man abends schon um 5 Uhr auf, weil man den Bach an dieser engen, raschen Strecke bereits um diese Zeit nicht mehr durchqueren konnte, und setzte dafür am Morgen bei Tagesgrauen wieder ein. So paßt man die Tageseinteilung möglichst dem Wasserstand und der Gestalt der Gegend an. — Auch in Bezug auf den Ort hat die Flößerei etwas Zigeunerhaftes. Man schlüpft am Abend jeweils in der nächstbesten Hütte unter und erwacht so am einen Morgen hier, am andern dort. Im Spätfrühling nächtigt man zuweilen sogar im Freien, an irgendeinem wind- und feuchtegeschützten Plätzchen unter einer Tanne oder einem überhängenden Stein. Darum heißt der große Stein beim alten Salfscher Brücklein außerhalb der Futterplaghütte *der Schlafstei*. Wem's zu kalt wird, der zündet ein Feuer und die Pfeife an und schlägt sich so die kurze restliche Nacht durch.

Wir am Pfingstmontag stiegen schräg über eine große Rufe zur Riedbodenhütte hinauf. Einer war vorausgegangen und hatte bereits einen *Ribel* (vgl. S. 103) und schwarzen Kaffee veranstaltet. Mindestens einmal pro Tag sollte man beim Flößen schon warm essen; zudem ist die gekochte Nahrung weit billiger als die Trockenware, als das ewige *spyslä* aus dem Rucksack. Wir zogen die Schuhe aus, ließen das schwarze Wasserlein abrinnen und füllten sie mit Riedgras. Keiner hatte ein zweites Paar Schuhe. Der Koch nicht einmal ein zweites Paar Hosen. Er hatte sonst schon genug *Robi* mit dem Eßtopf und der allgemeinen Nahrung. Wenn man alles selber mittragen muß: Decke, Kleider, Proviant und Schnapsflasche, kreuz und quer durchs Tobel. beschränkt man sich gern aufs Notwendigste. Abgesehen von Bett und Familie ist das der Hauptgrund, weswegen man so bald als möglich, auch wenn man zwei, drei Stunden dazu braucht, abends nach Hause oder doch ins Dorf hinaus zieht: man kann dann allen unnötigen Plunder abladen, sich neu mit Proviant eindecken und sieht erst noch, wie das Holz und der Bach weiter draußen liegen und wessen man sich zu versehen hat. Nun, unser Koch wußte sich zu helfen: er stopfte seine Hosen von unten und von oben bis zum Gesäß mit Riedgras voll und schlief in diesem Trockenpanzer nicht schlechter als wir andern. Vielleicht wird er in zwanzig, dreißig Jahren, über

den Stock gebeugt, wieder an diese Experimente denken. Doch das ist nicht einmal gesagt: Es gibt Flößer, die im höchsten Alter nichts wissen vom *Römischen Mathys* (Rheuma). Die andern natürlich führen ihn zur Hauptsache darauf zurück. Aber ohne deswegen zu murren. Denn: Gehabtes Flößen . . .; es war doch schön! Im übrigen gilt das Wasser des Schraubachs als gesund, es soll eisenhaltig sein. In Bezug auf die Flößerei hörte ich oft: «Was man mitbringt an Wunden, heilt der Bach», und umgekehrt: *Was mü im Bach machet* (sich zuzieht), *hebd de lang, ischt uugnerig* (schlecht genesend). Das ist begreiflich. Ältere, verharstete Wunden werden im Wasser weich und schließen sich darauf umso leichter; frische Wunden, selbst wenn sie sich nicht verunreinigen, werden nachher an der Luft hart und wachsen nur langsam zu. Es sagt dies noch nichts aus über die Gesundheit des Wassers. Aber der Glaube daran kann nur helfen, man erträgt dann seine Unbilden umso besser. Über eines klagen aber alle Flößer am Schluß: über ihre weichen, wehleidigen Hände: sie hätten Hände wie Schulmädchen und könnten nichts recht anpacken, ohne sich gleich die Finger aufzureißen. Nun, es geht nicht lange, so sind diese Hände wieder lederig-zäh oder doch krustig und hart.

Am Morgen um 7 Uhr war Tagwache. Man streckte sich, fühlte die Stöße der aufgehängten Hosen an, schüttelte sich und schlüpfte hinein. Kaffee und Ribel waren bald unter Dach gebracht, die Lumpen und Kleider zusammengepackt. Wir zogen die Wadenbinden an. Der Koch — ein Unikum, dem wir nochmals begegnen werden —, bildete wieder die Ausnahme. Wadenbinden nützten ihn nichts, ihm komme der Sand ja doch vorne zu den Schuhen herein; aber das mache auch nichts, er gehe ja auch wieder hinaus. Jeder Flößer trägt ältere Schuhe — es sei denn einmal für einen Tag völlig neue, um sie weich und geschmeidig und fettgierig zu machen —, aber was der Koch an den Füßen trug, waren keine Schuhe mehr, sondern gramzerfressene, durchlöchernte, ausgebuchtete Boote. Um in ihnen noch sicheren Stand zu haben, brauchte es starke Knöchel. Als ich nach der Flößerei meine eigenen ausrangierten Militärschuhe betrachtete, waren ihre Sohlen um etwa 3 mm dünner geworden, mindestens die Hälfte der Nägel fehlte, und die anderen saßen nicht mehr fest. Da begriff ich, daß die Arbeiter beim Flößen durchschnittlich Fr. 5.— bis 7.— mehr Taglohn erhalten als bei der gewöhnlichen Waldarbeit. In unserm Akkord, also zur besten Zeit während des Krieges, bekam z. B. ein bestimmter Mann Fr. 26.— pro Tag, während sein Taglohn als Waldarbeiter Fr. 19.— betrug. Das zeigt nur das Verhältnis; gestuft wird der Lohn je nach Arbeitsmarkt und individueller Tüchtigkeit. Wenn einer einen großen Floß vom Anfang bis zum Schluß mitmacht, bringt er ein älteres Paar Schuhe zu Ende und ein Paar Hosen durch, zu-

dem braucht er verhältnismäßig viel Geld für den teuren Rucksackproviand, und schließlich ist das Flößen der strengste und zehrendste Teil der Waldarbeit. Der Flößer verdient diesen höheren Lohn.

Ca um 8 Uhr erreichten wir die Stelle, wo wir gestern aufgehört, wo wir, an sicherem Ort, das Werkzeug niedergelegt hatten. Das Werkzeug des Flöbers ist denkbar bescheiden: pro Mann ein Flößhaken, für die ganze Gruppe ein Zapin, eine Axt, ein Seil und etwa noch eine Ersatzstange, ein Ersatzhaken. Und doch ist bereits diese Ware, zusammen mit den Rucksäcken, oft recht lästig. Sobald einer sich an eine bestimmte Aufgabe heranmacht, stellt er alles Überflüssige ab oder übergibt es einem andern, der nimmt es auf leichterem Weg ein Stück nach vorn, legt es seinerseits nieder, wo er zu arbeiten beginnt, usw.: die *Robi* wechselt von Hand zu Hand, immer möglichst dem Trockenen nach. Wenn man z. B. den Bach an einer tieferen Stelle überqueren muß, bringt man die Ware auf dem Luftweg hinüber: den Zapin und die Ersatzstange wirft man; die Axt hängt man an einer Halfter oder Seilschlinge vorn an den Flößhaken und hält sie über den Bach, bis sie von der Gegenseite entsprechend abgenommen wird; und die Rucksäcke bietet man, sofern man eine zerbrechliche Schnapsflasche drin hat, ebenfalls an den Tragriemen hinüber. Meistens aber macht man kürzeren Prozeß mit ihnen: man schwingt sie wie einen Schleuderball ans andere Ufer, einem Kameraden in die Arme oder — wenn's schief geht — immerhin in den Bereich seines Flößhakens. Einen besonderen Zwischenfall dieser Art sah ich bei einer andern Flößerei. Der Akkordant holte aus, schwang, schwang, und — platsch! — fiel es ins Wasser. Der Mann schaute verdutzt nieder. In seinen Händen hielt er noch die Tragriemen und das Rückenteil seines Rucksackes; der Rest, ein Hemd, Socken, Unterwäsche schwammen lustig bachab. Die Flößer lachten, daß sie sich bücken mußten. Zum Glück fand sich in den Feten des Rucksackes noch das Lohnbuch des Akkordanten, und zum Glück hatte er seine Pfeife noch zwischen den Zähnen. Als ich am Abend hinausging, brachte ich Lohnbuch und Tragriemen seiner Mutter.

Der Flößer braucht den Zapin vor allem beim Einwerfen, z. B. zum Bau eines Schutzes, und in den hinteren Partien des Tobels, wo sich das Holz besonders gern und dann gleich tüchtig staut, zum Lösen eines Verschlags oder eines Haftes. Weiter vorn, im breiteren Haupttobel, benötigt er ihn kaum mehr und nimmt ihn deshalb möglichst bald einmal mit hinaus ins Dorf. — Entsprechend die Axt. Nur daß man die Axt eher bis zuletzt bei sich behält: Man weiß nie, ob man nicht eine Flößplatte hauen muß, ob sie sich nicht ganz gut gäbe bei der Zubereitung von etwas Kaffeeholz, bei irgendeiner Reparatur, und schließlich: weiter draußen, wo der Bach leichter zu

durchschreiten ist und mehr Ausweichmöglichkeiten bietet, braucht man auch den Rucksack nicht mehr zu werfen und kann sie ja darin verstauen. — Der unentbehrlichste Helfer des Flößers aber ist der Flößhaken (vgl. Fig. 10). Er ist Bergstock beim Klettern, Stab beim Springen, Stütze beim Waten, und vor allem. Werkzeug zum Ziehen und Stoßen des Holzes. *Flöötzhaaggä* nennt ihn der Prätigauer offiziell, oder, bei der Arbeit hin und wieder den Teil fürs Ganze nehmend, kürzer: *der Haaggä, d Stangä, d Lattä*. Der eiserne Teil gielert sich in *Huus, Haaggä* und *Stöößer*. Das Haus wird der Flößstange vorne aufgestülpt, *verbißnet* (verkeilt) und durch einen quer hineingeschlagenen *Roßnagel* (wie sie der Schmied zum Beschlagen der Pferde braucht) befestigt. Der Haken, durchschnittlich etwa 16 cm lang, steht in einem nicht ganz Rechten Winkel davon ab und biegt sich leicht gegen die Stange zurück. Der Stößer, ungefähr nur halb so lang, stößt fast gerade nach vorn, sich auf die Gegenseite krümmend. Der Haken dient zum Heranziehen des Holzes gegen sich; bevor man aber ziehen kann, muß man ihn auch einschlagen, einstecken im Holz; man nennt ihn deshalb auch oft *der Stecker*, seltener *der Spitz*. (Vgl. dieselbe Anwendung des Wortes *steckü* beim Zapfen, S. 95). Mit dem Stößer schiebt und schupft man die Burren von sich weg; *Stöpsel* sagt man ihm gelegentlich auch, und in Jenaz hörte ich dafür den Ausdruck *der Stücher*. Die Handhabe des Flößhakens, *d Stangä, d Lattä*, besteht aus einem dürren, 3, 4 oder gar 5 m langen geraden *Tannzwy*, Tannenstab. Eine gute Stange ist leicht und bis zu einem gewissen Grad schmiegsam und federnd. Beim Ausholen zum Stecken biegt sie sich etwas durch und fährt dann umso schwungvoller auf die Burre nieder.

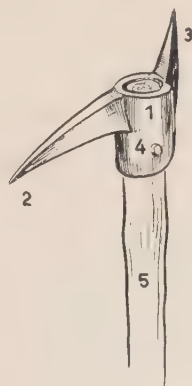


Fig. 10: Flößhaken

- 1 Huus
- 2 Haaggä, Stecker, Spitz
- 3 Stöößer, Stöpsel, Stücher
- 4 Roßnagel
- 5 Stangä, Lattä

Der Flößhaken ist in erster Linie Werkzeug. — Eine Anzahl Burren hat sich am Ufer angeschwemmt. Der Flößer tritt von hinten an sie heran. Er dreht den Haken nach oben und schiebt mit dem Stößer eine Burre nach der andern ins ziehende Wasser hinaus, zuerst die äußersten, dann immer mehr die inneren, bis der Bach wieder ganz ans Ufer heranspült und die Burren fort sind. Das geht leicht und gut, wenn der Bach schön gradaus fließt, die Ansammlung mehr

zufällig, z. B. durch einen im Wege liegenden Stein, verursacht ist. Die gleiche Handlung aber wird bedeutend mühsamer, wenn das Holz in einer Linkskurve am rechten Ufer festgenagelt ist und der ganze Bach draufdrückt. Eine Burre, die man mit viel Kraft gegen den Bach hinausstemmt, wird zwei Meter weiter unten sofort wieder gegen die Wand gepreßt. Allmählich nur kann man so, immer auf dem Holz herumturnend und gegen den Druck des Wassers, die Burren der Holzwand entlang nach vorn schinden, bis sie endlich vom Zug erfaßt werden. Das ist zu mühsam und verstößt gegen die Grundregel: Schaffe immer mit dem Bach, nie gegen ihn! In solchem Falle wird man das Holz womöglich von vorn anpacken. Da gilt es dann aber vorsichtig zu sein. Denn eine weitere wichtige Regel heißt: Wo man Holz wegzieht, folgt Wasser, Holz, Geschiebe nach. Man wird sich hier also nicht in den Bach hinauswagen und an den äußeren Burren herumzerren, denn sonst schießt plötzlich ein ganzes Rudel, auch von den inneren, auf einen los. Sondern man zieht hier die vordersten inneren weg. Die ersten vielleicht mit einiger Mühe. Nur Geduld! Der Bach hilft immer stärker und bringt die übrigen bald wie von selbst, einige der äußeren schwimmen bereits an einem vorüber, man muß ihnen nur noch einen Stupf geben, damit sie nicht gleich wieder an Land treiben. So frißt man sich von hinten und vorn ins Holz hinein, bis der Bach wieder frei ist und man 20, 50, 100, 200 m weiter zügeln kann zur nächsten Burre, Gruppe, Anschwemmung, Stauung.

Da vorn schmiegt sich der Bach ganz ans linke Ufer. Eine morsche, fast senkrechte Schieferwand. Unten, auf einer unsichtbaren Sandbank halten drei gewichtige Burren Rast. Der Bach ist hier zu reißend; man kann nicht direkt zu ihnen gelangen. Einen guten Steinwurf weiter hinten gelingt es einem Flößer, den Bach zu durchschreiten und auf dem andern Ufer näherzukommen. Nun klettert er im Töbelchen empor, um ein Egglein herum und nun die brüchige Steile herunter. Mit der Linken hält er sich an jedem kleinen Buckel, mit der Rechten stützt er sich auf den Flößhaken, stoziert und schlägt sich Tritte oder prüft ihre Festigkeit. Endlich ist er unten. Mit dem Flößhaken bringt er die Burren nicht los. Er muß ganz hinab. Er sondiert die Tiefe, dann läßt er sich hinab. Das Wasser strudelt ihm bis zu den Knien herauf. Er rammt die Stange ein, lehnt sie gegen die Wand. Ihre Länge ist ihm hier nur hinderlich. Mit beiden Armen faßt er die erste schwere Burre, lüpft und wälzt sie hinaus ins wilde Treiben. Sofort stürzen Bach und Geschiebe nach, das Wasser reicht ihm schon bis über die Kniee. Er will den beiden andern noch einen Schupf geben, doch da bewegen sie sich schon. Rasch ergreift er den Haken, und während er sich wieder in die Wand emporstemmt,

rollen und schwimmen die Burren ab. Ich habe mich oft gewundert, was für zeitraubende, gefährliche Manöver da gelegentlich angestellt werden einer einzigen verirrtten Burre zuliebe. Aber das Tobel ist lang. Etliche Klafter gingen verloren, ließe man alle diese Außen-seiter liegen. Hinzu kommt ein anderes: der sportliche Ehrgeiz. Man will es vor sich und den andern nicht wahrhaben, daß einem das Wasser einmal zu kalt, der Bach zu reißend, das Ufer zu steil sei, um einer einzelnen Burre nachzusteigen. Einst sah ich, wie der Bach an der gleichen Stelle drei Mann hintereinander wegspülte und wieder ans Ufer warf. Den vierten seilte man an; er erreichte die aufsässige Burre. Aus dem Wettkampf untereinander war ein erbitterter Kampf aller gegen die Burre geworden. — Wie es Ehrensache ist, jeder Burre auf den Leib zu rücken, so ist es auch eine Art moralische Pflicht, schwierigen Passagen nicht seitlich auszuweichen. Der Flößer hat sich dem Bach verschrieben; er hat auf dem Lande nichts zu suchen; der Bach ist sein Weg. Es gibt nur ganz wenige Stellen im Tobel, die seitlich umklettert werden. Aber da ist der Bach so reißend und so eingeklemmt zwischen die Felsen, daß da auch kein Holz stecken bleibt. Sich trotzdem hinein zu wagen in solchen Schlund, in solch eine *Chlupä* (Kluppe), wäre sündhaftes Spiel mit dem Leben. Das Klettern an solchen Orten ist meistens noch schwierig genug. Einst kletterte eine Partie an einer Schieferwand herum, bis einer meinte: *Erfalä und ersuufä tüä äär nid*, und wieder hinabstieg in den gefährlichen Bach. Das Klettern ist nur in Ausnahmefällen gestattet; sonst aber ist es eine Flucht und wird als solche empfunden. Ein Flößer, der zu schnell zum Klettern bereit ist, macht sich lächerlich. Der direkte Weg führt durch den Bach oder ihm unmittelbar entlang.

Wie bezwingt der Flößer den Bach? Zwei Methoden heben sich deutlich voneinander ab: das Springen und das Waten. Es gibt Leute, die den Bach wo immer möglich mit einem Sprung überqueren, andere, die prinzipiell nur waten. Die Springer rekrutieren sich aus den kleineren, gewandten, vor allem aber aus den jüngeren Leuten; die Bärennaturen, aber auch die meisten älteren Flößer, halten mehr auf dem Waten. Das Springen kommt nur in Betracht, wo sich ein erhöhter Ausgangspunkt bietet: etwa von einem Stein, einem kräftigen Uferbord oder gar von einem Steilhang herab. Da springt einer wohl seine 5. 6 m. Wenn er ganz oder annähernd hinübergelangen und sich beim harten Aufprall auf dem Geröll keinen Knöcheln verstaucht, ist die Sache in Ordnung. Sehr oft reicht der Sprung aber von Anfang an nur bis gut über die Mitte des Baches hinaus, und da wird das Landen bereits ungewisser. Denn die Tiefe des Wassers an der Aufsprungstelle ist selten genau einzuschätzen. Scheinbar seichte Stellen ohne Zug bergen oft gerade die tiefsten Löcher. *derä Gzumpä*, in die

der Springer hineinschlägt. Beim ersten Schrecken solchen Empfangs braucht es dann gar keine große Gewalt des Wassers mehr, um den Flößer noch ein Stücklein mitzuspülen. Torkelnd und prustend kriecht er ans Ufer, unter dem jauchzenden Gelächter der übrigen. Aber es hätte ihm noch schlimmer ergehen können. Sehr gerne geschieht es nämlich auch, und das ist das Heimtückischste beim Springen, daß der Flößhaken unten ausrutscht oder — noch böser — sich zwischen den Steinen festklemmt, und der Flößer vom höchsten Punkt seiner Bahn mitten in den Bach hinabfällt. *Daa bini ä guätä Stuck ussgläderet*, eine ordentliche Strecke mitgerissen worden, heißt es dann später in der Erzählung eines solchen Malheurs. Meistens verliert der Flößer dabei auch seine Stange. Um dieses *Ykchyä* (Hineinfallen) tunlichst zu vermeiden, prüft der Flößer vor jedem Sprung mehrmals, ob der Haken auf sicherem Grund ruhe und ob er, andererseits, sich doch frei in der Sprungrichtung bewegen lasse, *ob är Wöigg hui*. Weit lehnt er sich auf die Stange hinaus, holt sich zurück, stößt die Stange von neuem ein, beugt sich vor, zurück, und springt schließlich ab. Vielleicht kommt er gut hinüber, vielleicht aber bleibt er trotz dieses *Aawäiggä* im Bache stecken und fällt hinab. Denn das Geschiebe unter dem Wasser ist unberechenbar und stets in Bewegung. Man begreift, daß deshalb weitaus die Mehrzahl der Flößer lieber auf die eigene Kraft als auf solche Zufälligkeit bauen. — Beim Waten lassen sich wiederum, je nach Stärke und Temperament des einzelnen, zwei Arten des Vorgehens unterscheiden. Besonders starke Kerle, eigentliche Bullennaturen, schreiten — Flößhaken gegen den Bach — vorsichtig, sich entgegenstemmend, Schritt um Schritt ins Wasser; andere passieren die reißendste Stelle stampfend, gleichsam im Hundetapp. Erstere gleichen Eichen im Sturm, es geht auf Biegen und Brechen; letztere sehen aus, als ob sie Knieanreißen üben, aber nicht an Ort, sondern quer durch den Bach hindurch. Im übrigen besitzt jeder, gemäß seiner Erfahrung, noch seine eigenen kleinen Tricks, auf die er sich z. T. sogar etwas einbildet. So tat z. B. ein älterer, anerkannt guter Flößer, den ich fragte, auf welche Weise er durch den Bach wate, recht geheimnisvoll, als er mir erklärte, er «schwinge». Wenn ich ihm den Wurm recht aus der Nase gezogen habe, so ist darunter folgendes zu verstehen: er schreitet schräg in den Bach hinein, und im Moment, da er die reißendste, gefährlichste Stelle erreicht hat, macht er einen *Schwung*, eine energische Drehung gegen den Bach, diesem im entscheidenden Augenblick nur die Schmalseite bietend, um sich dann sofort wieder von ihm schieben und treiben zu lassen, schräg ans andere Ufer hinüber. Nun, ein Geheimnis ist damit nicht veraten. Kein Flößer versucht unmittelbar quer durch den Bach zu gelangen; jeder läßt sich von ihm stoßen, schafft mit dem Bach, nicht

gegen ihn. Wesentlich ist nur, daß er im entscheidenden Moment einen munteren, unerschrockenen Kopf bewahrt und den ärgsten Zug gerade dort passiert, wo er's sich vorgenommen hat, und daß er diesen Punkt richtig wählt. Wenn z. B. der Bach einen Strudel bildet, scheint das Wasser vor dem Strudel reißend und wild, nach dem Strudel zahmer und glatter. Trotzdem wird der Flößer den Bach gerade vor dem Strudel passieren: hier läßt sich die Tiefe des Wassers besser einschätzen als unterhalb, hier gibt es weniger Wirbel und verborgene Tücken. Nun ereignet es sich natürlich häufig, daß einer, während er auf diesen Zielpunkt zusteuert, merkt, daß er zu tief kommt oder daß er sich nicht halten können wird. Dann bleibt ihm nichts übrig, als im Bach vorwärtszuwaten und zu versuchen, den Übergang etwas weiter unten zu erzwingen. Ist es dort von vornherein aussichtslos, muß er ans Ufer zurückkehren und, diesmal weiter oben, nochmals ansetzen. Dies ist aber selten der Fall, denn das verstößt wieder irgendwie gegen den Ehrenkodex. Lieber riskiert man etwas mehr und läßt sich schlimmstenfalls — Kopf oben, Kopf unten — ein Stück weit mitschwimmen. Irgendwo kommt man ja wieder an Land, und dann wenigstens als ehrlich Unterlegener, nicht als Angsthase. Man sieht: es kommt weniger auf die Stärke oder Gewandtheit an als auf die Unerschrockenheit und gute Beobachtungsgabe. Deswegen auch ist jenes Männlein ein tüchtiger Flößer, und nicht wegen seines Tricks. Er weiß immer und sofort, wo der Bach am leichtesten zu passieren ist und wieviel weiter droben er *schiff* ins Wasser steigen muß. Und nun verliert er den Kopf nicht, wenn ihm das Wasser auch bis über die Hüften sprudelt und an ihm reißt und zerzt. Solange er noch Boden hat unter den Füßen und dem Strom mit raschen, stampfenden Schritten nachkommt, *noch z wächslä kchund*, ist er Herr der Situation und steuert, immer in Richtung des Baches und von ihm halb getragen, schließlich nach links oder nach rechts hinüber. Dieses Herrbleiben, diese freie Bewegungsmöglichkeit ist dem erfahrenen Flößer wichtig. Darum seilt er sich auch nur ungern und selten an. Das Seil bietet nur eine scheinbare Sicherheit. Man kann sich darin verwickeln, man bekommt unerwartete Rucke, und wenn einen der Bach nimmt, hält es einen — zumal wenn es sich um einen Stein verschlingt — nur noch mitten im Strudel fest, statt daß man der Bewegung des Baches frei folgen und sich bald wieder irgendwie auffangen könnte. Bestenfalls wird man unter Gelächter als halbersoffenes Kalb aus dem Bach gezogen. Da baut man gerade so gern auf die eigenen Knochen und im übrigen, wenigstens moralisch, auf die weiter unten postierten Kameraden. — Der gleiche Mann sagte mir, er gehe noch fast lieber durch den Bach, wenn er ihm bis unter die Achseln reiche, als nur bis zum Gesäß. Das scheint zunächst purer

Aufschnitt, hat aber seine Gründe. Man versuche einmal im Nichtschwimmerbad rasch vorwärtszuschreiten. Bei gesäßhohem Wasserstand kommt man etwas rascher vorwärts, überschlägt sich aber viel leichter als bei brusthohem Wasser. Entsprechend beim Flößen. Der gesäßtiefe Bach fällt einem mit ganzer Macht in die Beine, zieht die Beine unter einem weg, der Oberkörper kommt — gerade umgekehrt ist es in stehendem Wasser — den Beinen nicht mehr nach. Es gilt den strampelnden Wettlauf mit dem Bach. Steigt nun das Wasser über den Drehpunkt, das Gesäß, empor, werden die Beine entlastet und können ruhiger arbeiten. Dafür nimmt der Druck auf den Oberkörper und damit der Gesamtdruck zu, bis zur Gegengefahr: vornüberzukippen und, kopfvoran, einfach weggespült zu werden. Aber der erfahrene Flößer, der weiß, wie wichtig die Beinarbeit ist, nimmt lieber einen größeren Gesamtdruck auf sich, als daß er sich vom Bach die Beine runnen läßt. Denn das Grundgesetz beim Waten heißt: *Nid ab Bodä cho! Uf dä Bän blybä!*

Ungefähr um 8 Uhr also nahmen wir Werkzeug und Arbeit wieder auf im Weißbach. Der Bach war ziemlich abgeschwollen seit dem Vorabend. Trotzdem zeigte keiner besondere Lust, sich mit ihm einzulassen. Alle hielten sich möglichst am Ufer, stocherten am nächstliegenden Holz herum. Bis einer den Rucksack auftat, die Schnapsflasche hervorholte und sich *Ggurauschi* (Mut) ansoff. Die andern hielten mit, und, tatsächlich, der Bann war gebrochen, man schiffte sich ein. — Beim Walden wird heute sehr wenig geschnapst; auf der Holzfuhre etwas mehr; beim Flößen aber trägt selbst der solideste Bürger eine Schnapsflasche bei sich. Und mit Recht. Von morgens um 8 Uhr bis zum Einbruch der Dunkelheit mehr oder weniger im Schneewasser, im ziehenden, reißenden, rauschenden Wasser zu stehen, zehrt unheimlich an allen Lebensgeistern. Da muß man nicht nur alle 3—4 Stunden und öfter «speiseln», sondern noch fleißiger — nur rasch und zwischenhinein — saufen und rauchen. Mit der Zeit entsteht dann eine eigenartige Stimmung des Treibens und Dahintreibens, die Flößer gleichen fast den Nachzüglern eines plündernden Heereszuges. Oft wissen sie selbst kaum mehr, ob sie vor Müdigkeit und ziebendem Wasser und glitschigen Steinen oder wegen des Schnapses torkeln, herum-patschen und keuchen. Da mag dann einer nachher erzählen: *I han den äsiä afä nümä fescht gluäget, woo mi ygschiffet han.* Dieser Arbeitstaukel tritt aber vor allem erst im breiteren Haupttobel, wenn die ärgsten Hindernisse hinter einem liegen, in Erscheinung. Da darf man bereits hoffen, daß die Flößerei gut zu Ende gehen wird. Man braucht Schnaps und Kraft nicht mehr zu sparen. Am Abend wird man in einem Hause schlafen. Nun, bei unserer Flößerei im Weißbach war es nicht einmal besonders kalt. Richtig kalt und ungemütlich bis

auf die Knochen hinein wird es erst, wenn zur Nässe von unten noch die Nässe von oben hinzukommt, wenn es regnet oder gar *schneerütet* (regnet und schneit zugleich). Dann wird selbst der Faulste fleißig, und der Abstinenzler zum Schnapser. -- Da und dort hangen noch Lawinenzüge in den Bach herunter. Auch sie berühren den Flößer mit eigenartig kühler Hand, und er ist froh, wenn er sie bald passiert hat. Aber das geht nicht immer so schnell. Einst sperrte die *Saagaläui*, die Lawine hinter der Schuderser Säge, den Bach in einer Länge von 20 bis 30 m; nur eine niedere Höhlung blieb dem Waser als Durchgang. Man holte einen Baumeister von Schiers. Aber seine Sprengversuche verpufften ohne Wirkung. Es ging nicht anders: man flößte das Holz vorsichtig, fast Stück für Stück, unter der Lawine durch. Zum Glück war der Tunnel gerade. Trotzdem mußte hin und wieder einer auf den Knien zwei, drei Meter hineinrutschen, um eine Stauung zu verhindern. Von den Wänden tropfte es kalt. Der Akkordant schickte nach Schuders hinauf, und als die letzte Burre im Loch verschwunden war, belohnte und erwärmte er seine Leute wieder durch ein großes Weinsaufen.

Unsere Weißbächler wurden weder durch schlechtes Wetter noch durch solche Ausnahmefälle aufgehalten. Als ich nach zwei Tagen wieder zu ihnen stieß, waren sie bereits im breiten Haupttobel außerhalb des Salginabachs angelangt. Die Treiber hatten zuhause in Schiers, Schuders und Salfsch übernachtet und waren am Morgen um 1/27 Uhr wieder ins Tobel aufgebrochen. Hier im letzten Teil bot das Flößen, wenigstens in Bezug auf das Waten und Treiben, keine Schwierigkeiten mehr. Man konnte dem Bach meistens auf beiden Seiten folgen und brauchte nur noch selten hin und her zu wechseln. Hingegen tat sich eine neue Mühe auf: der Bach, der hier einen Spielraum von 100 und mehr Metern besitzt, hatte sich tüchtig herumgetollt und das Holz zum Teil gründlich *ausgeworfū*. An einer Stelle lag es 30—50 m weit entfernt vom neuen Bachbett. Obwohl es sich um etwa 15 Klafter handelte, lohnte es sich doch nicht, den Bach durch die dicke Geschiebemasse hindurch um- und daraufhin zu leiten. Man weiß ja nie, wie der künstlich umgelenkte Bach nachher weiterfließen wird; vielleicht nur noch ungünstiger. Also buckeln! O verfluchtes Geschäft! Nach dem rassigen Jagen und Treiben kommt einem dieses Heben und Schleppen wie Sklavenarbeit vor. Das Holz ist naß und schwer. Man läßt sich eine Burre auf die Schulter und klemmt sich eine Spalte unter den Arm, oder man steht da und wartet, bis ein Kamerad einem noch eine, zwei, drei auflädt; dann schwankt man auf zitterigen Knien geröllauf, geröllab zum Fluß hin und schmeißt die Last aufatmend ins Wasser. Was nützt es, daß es spritzt? Hinten liegen noch hunderte dieser klobigen Dinger, und die einzige Erholung ist der hol-

perige Weg zu ihnen. Schulter und Kreuz beginnen zu stöhnen. Man sucht es sich leichter zu machen. Zwei holen ihre Flößhaken und legen Burren und Spalten darauf. Aber sie rutschen und fallen herunter. Man zimmert eine Tragbahre, *ä Barälä*, aus zwei abgehauenen Stämmchen und zwei dünnen, quer daraufgenagelten Spalten. Aber sie bewährt sich schlecht, da der Hintermann nicht sieht, wo er hintritt. Aus einem ähnlichen Grund kann man auch die schwersten halbmeterdicken Burren nicht zu zweit auf die Achsel nehmen: man gerät sich ständig gegenseitig in die Füße. Da hilft — wenn keine Spaltaxt zur Hand ist und man die Burren nicht zu zweit rollen und wälzen will — nur eins: der Geist des Wettkampfs und des verbissenen Kräftermessens. Trotzdem bleibt das *Yträägä* die verpönte Arbeit beim Flößen, eine «nutzlose», ärgerliche Schinderei.⁹²

Ca. um 10 Uhr greift ein ungezwungenes *spyslä* um sich. Es ergibt sich von selbst, als es allen *gnüägelet* und blöde wird im Magen. Dann geht die Arbeit weiter bis zum Mittag. Ein Feuerlein wird angezündet und in einer alten Gamelle schwarzer Kaffee gesotten. Als der Akkordant Brennholz sucht, entdeckt er am Ufer eine Burre, wo sie der Fluß kaum hingespült hat. Er erzählt, wie er einst unter einem scheinbaren Sandholzhäuflein von Prügeln verschiedene Spalten Nutzholz hervorgeholt habe. Man wird also aufpassen müssen beim Nachflößen. — Einer benagt einen Knochen. Was ist das für Fleisch? Antwort eines andern: Wau, wau! (Hundefleisch!). Nach dem Essen wird «eine eingefüllt», herumgelegt und dieses und jenes erzählt: von Pferden, aus dem Dorf, aus der Alpwirtschaft und von eigenen Jugendstreichen gegen einen Zusenn: wie man ihm glühende Kohlen hinten in die Schuhe legte, wie man fragte, wer wohl den Kopf ins Butterfaß hineinbringe, und dann, als der überlange Mann seinen Kopf hineinsteckte, dasselbe zu drehen begann. Man ist guter Laune und läßt sich Zeit, denn der Tobelausgang ist nahe. Man braucht nicht mehr sonntags und werktags zu schaffen, sondern darf zurückkehren zu bürgerlicher Tageseinteilung und Ordnung. — — Man kommt u. a. endlich auch darauf zu sprechen, warum der Bach diesmal so viel «ausgeworfen» habe, warum er bald hier, bald dort fließe oder sich in verschiedene Arme zersplittere, *Strangä machi*. Jeder weiß den

92 Wie der Akkordant das *uuswärä* vor allem erlebt, mag folgende Episode andeuten. Ein bestimmter Akkordant hatte eines Frühlings eine größere Partie Holz im Bach, aber zu wenig Bach, um es von der Stelle zu bringen. Erst vor Alp — kurz, bevor die Alpen bestoßen wurden — kam der Bach endlich, durch ein Gewitter rasch gewachsen, groß und stark daher. Als das Holz nun donnernd durch die «Hell» hinauspolterte, zeigte der Akkordant mit schnalzen-den Fingern zu den übrigen: «Jetzt rentiert's!» Draußen nach dem Engpaß aber, als das Holz breit dalag, schnalzte ein Spaßvogel von Arbeiter auf gleiche Weise zu ihm zurück; da wurde sein Gesicht wieder lang.

Grund. Das Flößen ist diesmal in eine Zeit des aufgehenden, *obschigentä*, Mondes gefallen. Dabei sollte es gerade umgekehrt sein, denn eine alte Regel fordert: *Flöötzä sötä mü bim nidschigentä; bim obschigentä würfts der Bach vyl mee umer. Bim nidschigentä gits äifach weniger Strangü. Bim nidschigentä tuäd der Bach z Bodü frässä. Au ä Quel muäs mü bim obschigentä grabü, wilsch de sälber obschi wil, — und derzuä muäs mü schü im Wasserzäichü grabü.* Hier beginnt das zweifelhafte Reich des Tierkreises und der Zeichen.⁹³ Die alte Flößerregel aber hat sich bewährt selbst vor wissenschaftlich kühlen Augen. Ein Unterländer Förster, gescheit und nüchtern, lachte zuerst darüber, kam aber im Laufe der Jahre zu den genau gleichen Beobachtungen und Ergebnissen.

Das letzte Stück Tobel wird gemeinsam mit den *Lentern*, den Männern, die das Holz aus dem Flößkanal ziehen, bewältigt. Mit ihnen kommen auch ein paar Buben den Flößern entgegen. Mag's regnen oder bedeckt sein — alles strahit, man spürt die Erleichterung. Der Abschluß ist froh und rasch. In wachsendem Wirbel verschwindet Burre um Burre, Spälte um Spälte in der Schleuse. Einer klopft der letzten Burre freundlich auf den runden Rücken wie einer Sau, die sich folgsam in den Stall trollt. *Äs ischt glendt, sobaald ds letschtü Holz ytribän ischt.*

3. Fallen- und Rechenwartung

Wie sieht eine solche Holzlande aus? Im Prinzip sehr einfach: das Holz wird mittelst eines großen Rechens in eine Sackgasse, den Flößkanal, geleitet, aus dem wohl das mitgelaufene Geschiebe und Wasser, nicht aber das Holz abfließen kann. Gehen wir zurück so weit sich die ältesten Flößer erinnern, so war da aber ursprünglich weder Schwellwand, noch Mühlbachtunnel, noch Flößkanal. Zum Glück war das Tobel breit und machte zuvorderst ein ziemlich scharfes Knie: da warf der Bach das Holz gerne ab, zumal wenn man ihm noch irgendein Hindernis in den Weg legte. Zwei Namen weisen auf solch

93 Die Wirtin von Schuders, die einerseits gern liest und sogar kleinere Heimatstücke schrieb, andererseits genügend Welthunger besaß, um noch im hohen Alter Verwandte in Amerika zu besuchen, wußte hier gleich fortzufahren: Schmalz einsieden soll man im Steinbock, das ist ein festes Zeichen und gibt festes Schmalz; im Wassermann gibt es oben drauf ein Seelein. Im schwarzen Skorpion darf man nicht Bäume zweien, sonst gedeihen sie nicht; früher hat man unter diesem Zeichen im Gegenteil Stauden gerodet am Waldrand, um Wiese zu gewinnen. und tatsächlich kamen sie auch nicht mehr. Die Nägel darf man nicht schneiden im Skorpion, sonst wachsen sie ein. und nicht am Sonntag, sonst bekommt man Fleischdorne. etc. etc. Welche Mischung von magischen und christlichen Vorstellungen!

primitive Ländestellen zurück: die *Bürgerlenti* direkt hinter dem Knie und die *Pussäräinerlenti* weiter hinten bei der Einmündung des Salginabaches. Hier zogen, bevor die heutige Schuderser Straße gebaut wurde, die Leute vom «Berg», d. h. von Maria und Montagna, und die Pusserer ihr Schindelholz aus dem Bach und führten es auf steilen Wegen zu ihren Heimwesen empor. Die übrigen Spalten wurden, so gut es ging, in den Mühlbach gelotst und dort herausgefischt. Natürlich verlor man bei dieser Flößerei verhältnismäßig viel Holz, denn bei einem Unwetter blieb nichts anderes übrig, als den Mühlbach zu sperren und dafür den Leitrechen, sofern dieser überhaupt noch vorhanden war, umso weiter zu öffnen. Aber man hatte ja Wald die Hülle und Fülle und wußte noch nichts von Papierholz und künftigen Handelspreisen! —

Bis gegen Ende des letzten Jahrhunderts wurde im breiteren Schraubach und vor allem in der Landquart auch Blockholz geflößt. In Schiers lebt zwar heute kein Flößer mehr, der noch an einem eigentlichen Blöckerfloß durch die Landquart und zur Klus hinaus teilgenommen hat, aber einer der ältesten hat noch mitgeholfen, die Firsten eines bestimmten Hauses in Schiers von der Cresta unterhalb Schuders durch den Schraubach herauszuflößen, und ein anderer besitz von seinem Vater her noch einen Flößhaken, wie man sie zum Blöckerflößen brauchte. Dieser *Rampfion* (frz. rampillon?) ist natürlich bedeutend massiver als der gewöhnliche Flößhaken. Er wiegt etwa 2 kg und ist ca. 30 cm lang. Funktionell ist er eine Mischung von Flößhaken und Zapin: der eine Dorn dient zum *steckä und züühä* wie beim Flößhaken, der andere nun aber nicht zum Stoßen, sondern zum *unä-y-fassä und aawäiggä* wie der Zapin. Entsprechend wie beim Zapin ist auch die Latte gehalten: nur etwa 2,5 m lang, aber stark (vgl. Fig. 11). Das Flößen von Blockholz war besonders gefährlich, weil es nur bei einigermaßen hohem Bach geschehen konnte. Von verschiedenen

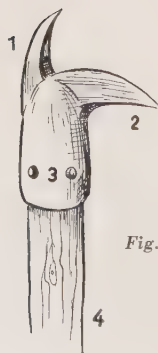
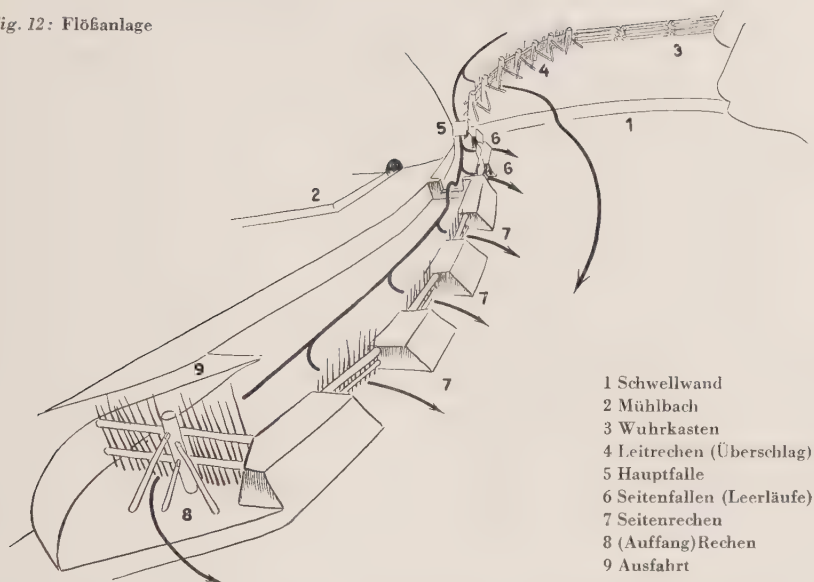


Fig. 11: Rampfion

- 1 zum «unä-y-fassä und aawäiggä»
- 2 zum «steckä und züühä»
- 3 Roßnagel
- 4 Lattä

alten Waldern wurde mir ein Unfall erzählt, der sich beim alten Sagensteg, in der Nähe der heutigen Brücke zum Schützenhaus hinüber abgespielt hat. Ein kleines Männlein von Schiers-Fajauna, das bekannt war als unerschrockener Water, wurde von einem starken Mann aus Fideris zu einer Art Wettkampf herausgefordert: Wenn du die Land-

Fig. 12: Flößenanlage



- 1 Schwellwand
- 2 Mühlbach
- 3 Wuhrkasten
- 4 Leitrechen (Überschlag)
- 5 Hauptfalle
- 6 Seitenfallen (Leerläufe)
- 7 Seitenrechen
- 8 (Auffang) Rechen
- 9 Ausfahrt

quart hier durchwatest, folge ich dir nach! Das Männlein nahm seinen Hut ins Maul und tappte und schwamm hinüber; der Fideriser ersoff. Und die Mutter eines meiner Erzähler hat diesem als Buben öfters gesagt: «Der Schraubach verlangt jedes Jahr sein Opfer». War dies nur eine mütterliche Warnung mit abergläubischem Hintergrund? Oder war das Blöckerflößen wirklich so gefährlich? Er selbst erinnert sich auf alle Fälle an keinen einzigen tödlichen Unfall beim Flößen. Aber das ist auch etwas wie ein Wunder. Denn jedem, der ein paarmal richtig mitgeflößt hat, hätte es schon anders gehen können. — Heute wird weder im Schraubach noch in der Landquart mehr Blockholz geflößt. Höchstens daß man gelegentlich einmal an der Landquart noch ein paar Leute *Holz schwenkü*, Holz am Seil durch den Bach ziehen, sieht, wenn sie gerade keine andere Arbeit haben und den teuren Transport über die weit entfernte Brücke scheuen. Das Blockholzflößen hörte endgültig auf mit dem Bau der Rhätischen Bahn: 1889 wurde die Strecke Landquart—Klosters, 1890 die Strecke Klosters—Davos in Betrieb genommen.⁹⁴

Um die gleiche Zeit, anfangs der Neunziger Jahre, bekam auch der Ausgang des Schraubachtobels ein neues Gesicht (vgl. Fig. 12).

⁹⁴ Vgl. dazu Flößen im Rhein, J. A. v. SPRECHER, Kulturgeschichte im 18. Jahrhundert, Chur 1951, S. 105, 113, und Flößen im Inn. L. v. HÖRMANN, Tiroler Volkstypen, Wien 1877, S. 72 f.

In der ganzen Breite wurde eine etwa 3 m hohe Geschiebemauer errichtet, die *Schwellwand*. Da sie das ganze Bachbett beträchtlich lüpfte, mußte man für den Mühlbach eine neue Lösung suchen. Man faßte ihn nun weiter hinten, hinter der Schwellwand, und leitete ihn durch einen Tunnel und ein gut ausgebautes Bett nach vorn. Damit gewann man gleichzeitig eine ordentliche Flößanlage. Man mußte nur den Schraubach daraufzulenken. Dies erreichte man, indem man ihm ein Stück weit hinten etliche Wuhrkasten und von diesen schräg nach vorn einen Leitrechen in den Weg legte. Diese Anlage genügte für kleinere Flöße durchaus. Das Herausziehen des Holzes aus dem Mühlbach, der etwas höher liegt als das übrige Terrain, ging sogar noch leichter als aus dem heutigen Flößkanal. Man legte jeweils einen V-förmigen Kännel aus zwei zusammenge nagelten Schwärtlingen (schlechten, äußeren Stamm Brettern) schräg in den Mühlbach und zog darauf die Spalten mit kurzen Flößhaken von Mann zu Mann leicht und so weit man wollte auf den Kohlplatz hinunter. Das war eine schöne Arbeit für ältere Männlein und halbwüchsige Burschen. Der Mühlbach als Flößanlage konnte aber nur Übergangslösung sein. Die Nachteile lagen auf der Hand: Der Mühlbach bot keine Aufstapelungsmöglichkeit; man mußte die Spalten fortlaufend herausziehen, wie sie gerade hereinschwammen. Mit dem Holz wälzten sich auch Steine herein. Der kleine Bach vermochte sie nicht wegzuschwemmen durch die seitlichen Abzugsluken; man mußte sie nachher größtenteils von Hand herauslüpfen. Und das Schlimmste: man durfte den Bach wegen des Geschiebes und der Überlaufgefahr nie groß werden lassen; so blieben gerade bei starkem Andrang, bei einem Unwetter, Holz und Geschiebe draußen vor dem Tunnel liegen und drückten auf den Rechen, drückten immer schwerer, bis . . . — Anfangs der Zwanziger Jahre baute man deshalb die heutige Flößanlage, den Flößkanal. Der Mühlbach ist zwar heute bloß noch eine unterirdische Röhre, aber ursprünglich bestand seine Hauptaufgabe darin, drei Mühlen, eine Schmiede, eine Säge mit Energie und Wasser zu versorgen; der neue Kanal hingegen diente von Anfang an und ausschließlich der Flößerei. Er ist breiter, er besitzt stärkere Fallen und vermehrte seitliche Abflüsse, er mißt von der unteren Seitenfalle bis zum Auffangrechen ca. 70 m und faßt je nach Geschiebe 100—130 Klafter Holz, man kann ihn nach der Ländung des Holzes einfach durchspülen. Die Gefahr des Holzverlustes ist bedeutend verringert (vgl. Abb. 15 u. 16).

Sehen wir uns die Anlage im einzelnen nun anhand der Arbeit an! Die gemauerte Schwellwand und die mit Steinen gefüllten Wuhrkasten sind stabil, sie bedürfen praktisch keiner Wartung. Anspruchsvoller ist der Leitrechen, der *Überschlag* (vgl. *Verschlag* = Sperre, frontal; *Überschlag* = Sperre schräg hinüber = Leitwerk). Er ist

dem Bach direkt ausgesetzt; ein Unwetter zerreißt ihn oder buchtet ihn aus; wenn im Winter Holz aus dem Tobel gefhrt wird, muß man den vordersten Teil abbrechen, damit die Schlitten passieren können: es gibt an ihm jedes Jahr mindestens eine Kleinigkeit zu flicken. Im Frühling vor der Flößerei sieht ihn der Förster jeweils nach und setzt ihn wieder in Stand. Stolz, mit gespreizten Beinen steht er dann da, gewärtig des Holzes, das kommen soll. Das Geschiebe läßt er vorläufig unten durchschlüpfen; er wird seine kräftigen Beine noch lange genug dieser Lumpenware entgegenstemmen müssen. Im Moment nämlich, da die erste Partie ihr Holz hinten im Tobel einwirft und zu treiben beginnt, werden seine Zähne gesenkt. Man weiß ja nie, wie bald die ersten Burren anlangen. Und nun tritt der Fallenwart allmählich in Funktion.

Der Fallenwart ist ein Gemeindearbeiter. Er wird von der Gemeinde gestellt und vom Akkordanten bezahlt. Er erhält für die normale Arbeitszeit einen gewöhnlichen Taglohn, heute (im Jahre 1951) Fr. 18.—, und für Arbeiten zwischen 18—20 Uhr 25 % und zwischen 20—06 Uhr 50 % Zulage. Bis das erste Holz ankommt, bessert er nach den Anweisungen des Försters noch den Überschlag aus, ersetzt schlechte Zähne durch neue, lpft da und dort eine Reihe Zähne eine Zeit lang, damit der Rechen entlastet wird, spült den Kanal noch einmal richtig durch, schmiert die Zahnräder der Fallen etc. Und wenn dann die ersten Burren heranschwimmen, beginnen für ihn die Tage und Nächte der eigentlichen Kontrolle und Überwachung. Solange Holz auf die Eintrittsfalle zuschiet, läßt er diese hoch offen, während er die beiden Seitenfallen, *d Leerluf*, so weit schließt, daß kein Holz entwischt. Zischend schnellt und sprudelt das Wasser unter ihnen hervor, und hin und wieder quetscht und zwngt sich ein Stein heraus. Gelegentlich hilft er einem solchen plagend-geplagten Teufel von außen mit der Flößstange nach oder lpft die Falle um ein geringes. Von Zeit zu Zeit, wenn der Holzzulauf gerade schwach ist — z. B. auch des Nachts —, muß er das ohnehin tun, um den Kanal möglichst vor Geschiebe zu bewahren. Damit das Wasser und was es mit sich führt nicht einfach an den Seitenfallen vorbei und in den Kanal hinunterschiet, muß es sich bei ihnen jedesmal eine Verzögerung gefallen lassen. Beim ersten Leerlauf stürzt der Bach direkt von der Eintrittsschleuse her über einen kleinen Fall hinunter, und die Burren schwimmen im Gegenstrudel oft zwei-, dreimal ¹hin und her, bevor es ihnen gelingt weiterzuhasen. Beim zweiten Leerlauf besteht das Hindernis in einem vorspringenden Mauersockel und einer Granitschwelle — in einer plglichen Verengerung des Kanals also —: der Bach soll sein Ungestüm ablegen, bevor er ins Reservat des Holzes eintritt.

Wenn der Fallenwart seine Fallen richtig gestellt hat, wenn er dafür gesorgt hat, daß das Wasser an den Seitenrechen gut abfließen kann, wenn wenig Holz dahergondelt, — kurz: wenn er Zeit hat —, zieht er bereits die ersten Burren und Spalten aus Land und trägt sie aufs Trockene. Später bewältigen besondere Arbeiter diese Aufgabe. Sonst aber sitzt er über der alten Tunnelfalle auf dem kleinen Felsvorsprung und schaut ins Tobel hinein. Zuvorderst flößen einige Knaben. *Das tüändsch gäärä!* Der Alte sinnt über die Anschwemmung des Holzes nach: *Am Morget ischt ordäli choo, aber jetz heds äs gwüsser widerm verschlagän äswoo.* Am späteren Nachmittag bemerkt er, daß ziemlich viel Holz hintereinander im Kanal daherschwimmt: *Jetz müändsch äsoo afa naachhaft sy, gwüsser scho hinderm Egg dinä.* Es sind aber nur die Knaben, die wieder am Holz herumstochern und offenbar einen Triumph feiern. Nach 6 Uhr kommen zwei Flößer aus dem Tobel heraus. Begierig nimmt man ihren Bericht entgegen. Es hat viel hinausgeworfen. Am Morgen werden sie wieder zu den übrigen stoßen. Vielleicht gelingt es morgen einzutreiben. So wird es Abend, und alle gehen heim. Auch der Fallenwart. Aber nach dem Nachtessen wird er wieder erscheinen und den Abend hier herumstreichen und zum Rechten sehen. Lange beobachtet er den Bach und das Wetter. Dann geht er heimzu. Der Bach hat abgenommen, der Himmel ist ruhig. Er wird schlafen dürfen, höchstens einmal die Fallen kontrollieren müssen. Wenn das Wetter aber unbeständig ist, steht er alle zwei Stunden auf und macht seinen Gang zu den Fallen, und wenn es zu regnen beginnt, bleibt er droben, dann kann er ohnehin nicht mehr schlafen. Im übrigen muß während der Flößzeit auch der Nachtwächter die Fallen begehen. Sobald ihm etwas nicht geheuer scheint, weckt er den Fallenwart. Und wenn der Bach gar mächtig schwillt, wecken sie den Förster oder zwei, drei Arbeiter des betreffenden Akkordes. So geht die Nacht herum, und der Fallenwart ist froh, wenn es wieder Tag wird.

4. Länden und Endarbeit

Gegen 4 Uhr erscheinen die Flößer vor der letzten Geländeecke. Auf breiter Front treiben sie das Holz vor sich her. Sie haben einen guten Endspurt geleistet. Immer dichter poltern und gleiten die Burren durch die Falle in den Kanal. Alles ist in freudiger, angeregter Stimmung: Die Flößer haben einen glücklichen Floß hinter sich, der Fallenwart atmet erleichtert auf, und die *Lenter*, die Arbeiter, die unter der Aufsicht des Unterakkordanten oder eines Verwandten bereits am Holzherausziehen sind, freuen sich auf die Mithilfe und die Erzählungen der Flößer und auf den rassigeren Betrieb. Der alte Fallen-

wart begrüßt mich: *Jetzt feelt-der zum ä rächtü Flöötzer nuu noch üis: äso ä wackerä, saftigü Schick!* Er fügt aber gleich bei, er selbst frage sich jetzt manchmal, ob das tagelange Kautabaken immer noch unschädlich sei bei der heutigen mageren Kriegskost. Ich beruhige ihn, und weiter geht's. Sobald das letzte Holz die Schleuse passiert hat, wird die erste Seitenfalle geöffnet. Zwei Flößer stehen unter der Wehrmauer bereit, um allfällige eingezwängte Stücke abzufangen. Die Beute ist diesmal mager: drei geringe Spälten werden hervorgewürgt bei langsam sich hebender Falle. Entsprechend wird darauf der zweite Leerlauf geöffnet, und schließlich verschafft man dem Wasser auch an den Seitenrechen möglichst freien Abzug. Dann lenkt man auch den Bach schon vor den Fallen etwas ab, indem man am Überschlag -- mit dem Zapin als Zugzange! — ein Stück weit die Zähne in die Höhe reißt, *d Zend züücht*. Nun ist der Kanal entlastet, das Holz nach menschlichem Ermessen in Sicherheit.

Diese Ankunft in der Sicherheit will gefeiert sein. Ein Akkordant stapft ins Dorf hinaus, um Wein zu besorgen. Unterdessen geht die Ländungsarbeit, *ds lentü*, mit frischem Einsatz weiter. Keiner arbeitet allein und trägt Stück um Stück das Bördchen hinauf ans Ufer, sondern ungezwungen und wie von selbst schließt man sich zu Grüppchen zusammen, bildet verschiedene Ketten und bietet sich die Spälten und Burren zu, wie die Maurer es mit ihren Ziegeln tun. *Mä tuäd ä Chöti machä und Späältü büütä*. So geht das Herausziehen weitaus am raschesten und zugleich am gemütlichsten vor sich. Mit der Zeit täuscht allerdings das Plaudern und Scherzen nicht mehr über die Strenge auch dieser Arbeit hinweg. Rücken und Arme melden sich, die Handgelenke werden rot, und nach etlichen Stunden mag sich einer wohl gar den *Schgritz* zuziehen. Seine Sehnen hinter dem Handgelenk beginnen zu knirschen, zu *gyrä*, zu *ritschgä*. Das *Ritschgi*, wie das Übel deswegen auch genannt wird, befällt sonst vor allem die Sennen während der strubsten Melkzeit. Zur Abwehr bindet man das *Schnuuzneedli* (Taschentuch), ein Lederband, auch bloß Schuhriemen oder Schnüre möglichst straff um das Gelenk. — Bei unserm Floß wird das Holz oben am Ufer direkt auf einen Wagen geladen und zum Bahnhof geführt. In diesem Jahr herrscht überall Platzmangel. Bis Pferd und Wagen wieder da sind, werden jeweils zwei Wagen von Hand in die Armenhausbündte hinabgefahren. Auch über die gepflasterte Ausfahrt wird Holz aus dem Kanal gezogen.^a Man hat dort ein Geleise gelegt und führt das Holz auf einem flachen Rollwagen ein Stück weit weg. Es gilt den Kanal möglichst rasch zu räumen, denn die Drusener Partie hat unterdessen ihr Holz bereits eingeworfen und wird bald da sein. Das herausgezogene Holz wird zunächst einmal einfach kunterbunt zu Rohbeigen (vgl. S. 246) aufgeschichtet. Erst wenn

alles draußen ist, wird es sortiert und das Brennholz sofort geklaftert. Das Papierholz muß man noch *braawä* oder *baartä*, d. h. man muß den Burren den Bart, den Schnauz, die *zermutschten*, zerschlagenen Stirnränder weghauen. Dies geschieht am vorteilhaftesten mit einer Axt, um die es nicht schade ist. Denn die Stirne der Burren ist oft von Steinen und Sand durchsetzt. Die Steine werden mit einem Zapin oder einem Bundhaken herausgepickt. Da das geflößte Papierholz auf 1,05 m (5 cm Zumaß) abgelängt ist, kommen die Papierfabriken nicht zu kurz. Schließlich wird auch das Papierholz zu sauberen Klatferreihen aufgesetzt, das Maß abgenommen und der Akkordant ausbezahlt.

Nun, bis dahin dauert es noch etliche Tage. Vorläufig sind wir erst am Holzbieten. Man steht in der Reihe, man dreht sich nach links, man dreht sich nach rechts, und Burre um Burre federt oder wuchtet einem durch die Hände. Mit der Zeit macht sich eine gewisse Hässigkeit bemerkbar, daß der Wein immer noch nicht da ist. Endlich, um 1/26 Uhr rückt er an. Es ist ungewiß, warum erst so spät. Wollte der Akkordant den Tag voll ausnützen? Item, nun kann das *Lentimaal*, dieses Dankopfer an die Flößer und Götter, beginnen! Man hockt, naß und dreckig, wie man ist, im Gemeindeschopf zusammen.⁹⁵ Man ist leer, ausgehöhlt, hat einen brandschwarzen Hunger. Der Wein läßt einen die Kälte erst recht spüren. Da gibt es nur eins: Fleißiger herum die Gläser! Der Wein haut auf. Ein älterer Mann beginnt seine Tänze und Faxen. Das Fremdländische, Wunderbare — Wien! Paris! — ist seine Spezialität. Schließlich stolpert oder marschiert man ins Dorf hinaus. Man geht nach Hause, zu Verwandten, zu Bekannten. Unser Koch besigt nichts zum Wechseln und will auch nichts; er wird im Heu auf dem Stall eines Gasthofes schlafen. Vorläufig aber schreitet er — barfuß, in hängender Hose — durchs Dorf hinaus zum Coiffeur, um sich das üppige Bart- und Kranzhaar in Ordnung bringen zu lassen.

B. Schlittentransport (Holzfuhr)

Flöötzä ischt gspilt, hörten wir vom Flößen. Auch die Holzfuhr hat etwas von einem Spiel, aber in ganz anderer Weise. Das Flößen ist ein Glücksspiel, regiert durch die Unberechenbarkeit des Baches.

95 Heute wird das Lentimahl mehr und mehr in einem Wirtshaus — wie eine gewöhnliche abendliche Sauferei — oder überhaupt nicht mehr abgehalten. Früher gehörten dazu: *zwäi Straugguterä Wy* — *äs hed de nid vom beschtä sy müäbä* — *Chääs und Brood* oder *ä Wurscht und Brood*. Früher: Zeit und richtiges Fest; heute: Tempo und rechnerische Nüchternheit. Unser Mahl zeigt ungefähr den Übergang.





Abb. 17: Laden



Abb. 18: Abfahrt

der Witterung, der Natur. Bei der Holzfuh^r spricht dieser äußere Zufall zwar auch mit — vgl. Wegunterhalt —, aber das Spielhafte liegt hier mehr in der Übung, in der Tätigkeit selbst. Der Akzent verschiebt sich vom Glücksspiel zum Kunstspiel. Wenn dem Begriff Jaß nicht so viel sitzlederne Gemütlichkeit anhaftete, könnte man präzisieren: vom Jaß zum Schach. In sozialer Hinsicht würde der Vergleich einigermaßen stimmen. Flößen kann jeder Habenichts; zur Holzfuh^r muß einer ein Gefährt mitbringen — der Flößer rekrutiert sich ursprünglich fast ausschließlich aus dem Arbeiterstand; der Fuhrmann aus dem Bauernstand. Heute allerdings, im wirtschaftlichen Schmelztiegel des Bürger- und Bauerntums unserer Zeit, verwischen sich diese Verhältnisse etwas: der junge Bauernsohn sucht Arbeit in Wald und Bach, damit «seine Eltern zuhause bauern können» (vgl. S. 264), der Arbeiter und Knecht mietet über Winter ein Zinsroß und fährt ins Holz. Immerhin ist die Scheidung noch deutlich. Große öffentliche Wald- und Flößakkorde werden zur Hauptsache von Leuten getragen, die mit dem Bauerntum nichts mehr zu tun haben oder höchstens noch in lockerer Verbindung zu ihm stehen, z. B. als Alpknechte, während die wesentlichen Fuhrakkorde immer von Bauern oder Fuhrhaltern mit eigenem Roß und Stall übernommen werden. Diese Bauern stellen dann Tagelöhner an. Dafür kommen in Betracht: 1. Andere Bauern mit eigenem Pferd, 2. «Gesunkene» oder Halbbauern mit einem Zinsroß und 3. Arbeiter oder Knechte mit einem Zinsroß. Zu 1: Diese Gruppe ist klein. Ein Bauer, der es vermag, sich ein Pferd zu halten, ohne selbst Akkordant zu sein oder es an Zins zu geben, läßt sich nur ungern zum Tagelöhnern herab. Er wird das Pferd. so gut es geht, in der eigenen Landwirtschaft brauchen und im übrigen kleinere, selbständige Privataufträge annehmen. Zu 2: Die «gesunkenen» Bauernsöhne und Halbbauern machen die Hauptzahl der Tagelöhner aus. Sie stellen sich relativ gut, da sie ja zuhause Stall und Futter billig haben. Sind sie tüchtig und erst noch verwandt mit den Hauptakkordanten, so läßt man sie sogar als Mitakkordanten geiten. Zu 3: Arbeiter und Knechte besitzen selbst weder Stall, noch Futter, noch Ausrüstung. Sie fahren deshalb meist einfach als Angestellte eines Akkordanten, der ein zweites oder drittes Pferd aus Futter genommen hat. Natürlich bekommen sie dann aber auch nur einen Taglohn für sich selbst, nicht aber für das Pferd. Die fremden Fuhrleute aus der Herrschaft und dem Innerprätigau, die während des ³Krieges gelegentlich in Schiers aushalfen, gehörten der ersten und vor allem der zweiten Gruppe an. Sie machten das Bild noch bunter. Als im Schierser Tobel bis gegen 70 Schlitten fuhren, konnte man recht verschiedene Pferde und Fuhrleute antreffen: vom mageren «Spenglerrößlein» bis zum schweren, starken *Fätzü-, Chnebel-, Chaschtäroß*, und vom etwas

unvertrauten *Vürschlösser* (Mann außerhalb der Klus) bis zum tobelgewohnten Prätigauer. Ton und Tempo aber gaben wie immer die Pferde und Akkordanten an, die Jahr für Jahr den Hauptanteil an der Schierser Holzfuhr haben. Das sind Pferde, die jeder kennt, und das sind Männer, die man zuerst grüßen muß, wenn sie einem auf ihrem Gefährt begegnen.

So, stolz und gebieterisch, leben sie auch in meiner Jugenderinnerung. Wie oft bin ich, wenn es dämmerte und die Glocken der Pferde daherpeitschten, ans Fenster gesprungen. Da preschten sie vorüber, vier, fünf, sieben hintereinander, in scharfem Trab, durchs Dorf hinaus mit Geschell und Kettengeklirr, hinten, auf den Kufen des kurzen Schlittens, frei stehend der Fuhrmann, die Zügel in den Händen, breit und sicher. Hei, ich wollte auch älter werden! Bis dahin mußte ich zurückkehren zu den Germanischen Heldensagen, zu Quo vadis und Ben Hur, zum Kampf um Rom u. ä. Aber waren diese Männer nicht selber ein Stück alten Roms? Sahen dessen Wagenlenker denn so ganz anders aus? Und: Kehrten diese Männer wirklich von mühseliger, schwerer Arbeit heim? Trabten sie nicht vielmehr einher wie Sieger nach einem ritterlichen Turnier? Was jugendliche Ahnung einst zusammenschaute, kann auch das ältere Auge nicht völlig voneinander trennen, nur erkennt es die einzelnen Bestandteile und ihr Größenverhältnis deutlicher. Die Holzfuhr ist vor allem Arbeit, Erwerb, Brot, und dies umso mehr, je akkordmäßiger sie betrieben wird, je häufiger man auch Arbeiter und Knechte für sie dingt; sie ist aber — und noch mehr: war — zugleich auch eine Bewährungsprobe für Mann und Tier, ein Kampfspiel der Pferde besitzenden Herrenkaste, eine Art bäuerliches Turnier. Man tritt sich um das größte Holz; man war stolz auf das schönste Geschell; wer einen Fehler beging, z. B. mit seiner Fuhre kippte, mußte Buße tun, indem er einen Liter Wein bezahlte, usw. Und von einem unserer tüchtigsten jüngeren Fuhrleute weiß ich, wie er als starker junger Bursche das erstmal fast zitternd und behend ins Tobel hineinfuhr und am Abend schweißgebadet und mit heißem Gesicht seine erste Fuhre ablud. Es war nicht allein die harte Arbeit, die Steilheit und Enge der Wege, die ihm so zugesetzt hatte, sondern weit mehr das Tempo, die Verbissenheit, die Kritik, das schnauzige, kurzangebundene Wesen der Alten, Erfahrenen. Er hatte sich an diesem Tag das erste Zäcklein seiner Sporen verdienen müssen. Heute ist er selbst einer der Richter und Kämpen, vor denen es zu bestehen gilt. — Ja, es ist so: beim Flößen kommt es mehr auf den Zufall, das *Gfell*, an; bei der Holzfuhr mehr auf das Können, die Meisterschaft — Flößen ist der Versuch des Arbeiters am Tische des Glückes; Holzführen die Bewährung des Bauern in der Turnierbahn.

a) Ausrüstung:

Mann, Pferd, Bockschlitten, Ketten, Werkzeug

Bevor wir dem Ablauf des Kampfes folgen, schauen wir uns zunächst die Streiter und ihre Ausrüstung an.

Der Fuhrmann unterscheidet sich äußerlich weder im Sommer noch im Winter wesentlich vom Waldarbeiter. — es sei denn durch allgemein etwas weniger zerschlissene Kleider. Beide tragen — gleichgültig, ob daheim am warmen Stubenofen, im Stall beim Füttern oder im Walde bei der Arbeit — ein Paar dicke lange Hosen, irgendeinen Pullover, darüber oder darunter eine Weste. *äs Bruschttnäch*, und schließlich einen gewöhnlichen alten Kittel oder eine blaue Futterbluse. Diese Futterblusen, welche die Mode als Skijäcklein für gepuderte Stadtfräulein und ihre Begleiter wieder aufgegriffen hat, findet man natürlich am häufigsten bei den bauerlichen Fuhrleuten. Wenn es richtig kalt ist, stülpt sich zudem jeder irgendeine Kopfbedeckung über. Da ist alles vertreten: von der bauerlichen schwarzen Zipfelkappe bis zum Stirnband und zum schwarz-weißen Norwegerkappchen, vom gewöhnlichen alten Hut bis zur hellfarbenen Skifahrer-Jockeymütze oder zum österreichischen grünen Hut mit der Spielhahnfeder. Man muß kein Uniformist sein, aber hin und wieder tun einem die kräftigen Gesichter unter solch fremdem Schmucke leid. Wenigstens haben die Glacéhandschuhe den Weg ins Tobel noch nicht gefunden; doch daran ist wohl vor allem nur der Umstand schuld, daß der Fuhrmann überhaupt keine Handschuhe trägt, auch bei grimmiger Kälte nicht. Nun, wenn man selber gottserbärmlich friert und vor Kälte nur noch Krähenfüße im Notizheftlein fertigbringt, während diese Kerle die knirrenden Ketten mit bloßer Hand packen, als ob man nicht daran kleben bleiben könnte, söhnt einen dies mit den Paradiesvogel-Kopfbedeckungen wieder etwas aus. Wesentlich ist, daß die Fuhrleute ihrer Aufgabe gewachsen sind und etwas leisten. — Beim Schuhzeug des Fuhrmanns machen die gewöhnlichen Bergnägel und die spitzen Griffnägel vorn und unten — *di Gguschpä* — immer mehr den profilierten Hartgummisohlen Platz. Sie geben wärmer, zudem verhakt man sich mit ihnen nirgends am Schlitten oder Holz, und auf der glatten Fahrbahn tun sie ihren Dienst ebenso gut, da sie mindestens keine Stollen dulden. Wunderselten einmal trifft^a man noch ein Paar alte *Pächschuü*. abgesehen von Jenaz, wo ein Schuster sie noch einigermaßen in Schwung hält. Das sind besonders dicksohlige, breite Schuhe aus gutem Kernleder, nur mit Holznägeln zusammengeheftet und mit Pech vermachet. Als Beschlag haben sie vorn ein *Griff*- und hinten ein *Gguschpä-ysä*, und quer über die Sohle läuft ein Lederstück. *d Rälö*.

das, sobald es abgelaufen ist, wieder ersetzt wird. So besitzen diese Schuhe, die nur äußerlich klobig-schwer aussehen, eine beträchtliche Lebensdauer. — Bei hohem Schnee tragen Waldarbeiter und Fuhrleute Holzerstiefel. Diese *Stiefel* sind aus Tuch: dick, pferdedeckeartig, imprägniert. Sie reichen ein Stück über die Knie empor, festgehalten oben durch einen seitlichen Knopf am Hosenbein, unten durch ein Lederband, das unter dem Schuh durchgeht. Diese Lasche hat keinen besonderen Namen; nur einmal hörte ich dafür *der Stägreif*. Früher gehörten die Stiefel zur täglichen Ausrüstung des Fuhrmanns; heute trägt er sie fast nur noch bei hohem Schnee. Sonst aber begnügen sich die Älteren mit Wadenbinden, und die Jüngeren kommen seit den Kriegsjahren bald durchwegs in Offiziersgamaschen daher. Die ungefügen, schwerfälligen Tuchstiefel werden verdrängt durch das Hasten und Springen der Akkordarbeit, und die Wadenbinden, welche die Alten noch kunstgerecht binden, durch die bequemen Ledergamaschen mit Reißverschluß. Den ästhetischen Reiz solcher Gamaschen entdeckten die Jungen im Militärdienst und ihren praktischen Wert bei Förstern, Ingenieuren und ähnlichen Leuten.

Auch die Winterausrüstung des Pferdes weicht wenig von der sommerlichen ab. Nur daß mancher Fuhrmann das gewöhnliche Hufeisen seines Pferdes, *ds Griffysä*, das vorn in der Mitte und hinten an den beiden Enden je einen geschmiedeten Zacken, einen Griff, aufweist, gegen ein Stolleneisen, *äs Stölänysä*, vertauscht. Das Stolleneisen besitzt statt der Griffe Löcher, in die hinein man je nach Bedarf stumpfere oder spitzere Stollen steckt. Manche Fuhrleute haben eine Abneigung gegen die Stolleneisen; sie sagen, die Pferde schlugen sich mit ihnen öfter und gefährlicher wund. Das ist aber, wie mir der bewährteste und hauslichste Fuhrmann erklärte, ein Vorurteil: Sie hätten es ja, wenn sie nicht zu faul wären, selbst in der Hand, die Steckstollen zu wechseln, bei hohem Schnee stumpfe und bei vereister Bahn spitze hineinzutun; er selbst werfe keine Stollen einfach fort, sondern brauche die abgenützten im Sommer noch völlig aus und fahre so weitaus am besten und billigsten. — Die Pferde selbst erfahren noch eine weitere kleine Vorbereitung auf die Holzfuh, wenigstens die dickhaarigen unter ihnen. Ihnen werden im Herbst wie Rennpferden Beine und Bauch geschoren, damit sie, wenn sie von Schnee oder Schweiß naß werden, rascher wieder trocknen und sich nicht erkälten. Denn für Pferd und Kuh gilt die Gesundheitsregel: *Äs troches Roß und ä nassi Chuü hend nü z chaalt*. — Das Geschirr des Pferdes ist sommers und winters gleich. Nur daß man für die Holzfuh womöglich ein besonders starkes Hintergeschirr wählt. Statt der zwar doppelten, aber schmalen, genähten Bauch- und Hinterriemen sieht man noch häu-

fig die einfachen, aber breiten Geschirre, die an das Lederzeug mittelalterlicher Streit- und Packrosse erinnern. Sie zerreißen nicht so leicht und schneiden weniger ein. Im Sommer hingegen sind sie zu heiß und schwer. So setzt sich allmählich das genähte, leichtere Doppelgeschirr, das, recht gepflegt, seinen Dienst auch tut, als Sommer- und Wintergeschirr durch. Das einfache, altertümliche *Holzfuürgschirr* — *Urner Gschirr* hörte ich dafür auch einmal — hält sich heute vor allem noch im Innerprätigau und am Berg.

Zur Winterausrüstung des Pferdes gehört auch das Geschell: *äs welter Aartsch* (irgendein) *Gschäll muäs äinä haa*. Auch im Sommer vernimmt man hin und wieder ein Geschell, aber viel seltener, und wenn schon, gewöhnlich ein feineres. Ein größeres Geschell im Sommer führen meist nur Leute, die von einem Außenorte am Berg kommen, oder Zusennen, die einen weiten, einsamen Weg haben und sich im Dorf und auf der Alp bemerkbar machen wollen, zumal auch bei der Alpfahrt und Alpentladung. Das Geschell vertreibt Dämonen; es ist Signal; und es ist Prachtentfaltung. Die erste Funktion ist heute verblichen, die dritte stark im Schwinden begriffen; es bleibt die zweite. Man unterscheidet: *Gloggä*, *Rolä*, *Chlepfä* (flach, Öffnung rechteckig) und *Chlopfer* (bauchig, Öffnung oval). Vgl. Fig. 13. Fünf Glocken bilden zusammen *äs Gschäll*, fünf und mehr *Roläni* (kleine Rollen) *äs Gröll*. Das fröhliche, leichte Geröll kommt vor allem bei den lustigen Sonntagsschlittenfahrten von Dorf zu Dorf zur Geltung und beim Postschlitten Schiers—Pany. Für die werktägliche Fuhr im Sommer genügt eine einzelne mittelgroße Rolle, und für die Holzfuhr im Winter eine einzelne faustgroße. Da der Fuhrmann sie oben am Kummetscheit befestigt, nennt man sie — neben *Fuärrolä* — meistens *d Chumetrolä*. Fast ebenso häufig wird sie mit *Bockrolä*⁹⁶ bezeichnet. Nur ein einzigesmal hörte ich für eine besonders große Rolle den Ausdruck *ä Ziäterrolä*⁹⁷. Die mißlichsten Sänger und Kunder auf der Holzfuhr aber sind die kleine *Chlepfä* und ihr Bruderlein, *ds Chlöpferli*. Das sind die klanglosen, stumpfen Schellen des Galt- und Kleinviehs. Sie tönen im Vergleich zur Glocke und Rolle so kurz und späß-

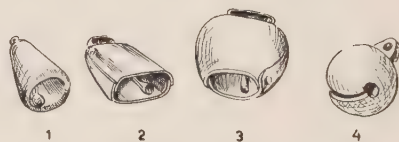
96 Woher sie diesen Namen erhalten hat, ist mir nicht klar. Wahrscheinlich entweder vom Bock-schlitten her oder aber von den kastrierten Tiroler Mastböcken, die solche Rollen trugen.

97 *Ziäter-lattä* heißt im Unterschied zur *Schlittä*- oder *Roßlattä* die am Wagen feste Doppeldeichsel des Einspanners. Offenbar hängte man früher die Rolle gelegentlich an diese Deichsel. Gehört oder gesehen habe ich das allerdings nie. — Im unveröffentlichten Material des Schweizerischen Idiotikons habe ich aber eine Notiz FRANZ JOSEF STALDEES, des Grundlegers dieses Werkes, für Luzern-Gäu gefunden: «Zieter = Joch zum Ziehen des Rindviehs». Das gibt eine einleuchtendere Erklärung des Zusammenhangs.

los wie der Schlag der Axt im Vergleich zum Singen und Klingen des Beils. — Ein älterer Bauer, Senn und Holzfuhmann erzählte mir: «Früher hatte jeder eine Rolle oder ein Geschell. Wenn einer nur eine Klepfe gehabt hätte, so hätte man sie ihm gewiß genommen und fortgeworfen. Während der Futterpause handelte und marktete man oft hin und her, z. B. wenn einem das neue Geröll eines andern besonders gut gefiel». Fast wie bei den Meistersingern hatte jeder Fuhrmann seinen Ton, den man genau kannte. Heute ziehen sich das richtige, tüchtige Geschell und die Rolle mehr und mehr in die Dörfer am Berg und ins Hinterprätigau zurück. Als ich einen Seewiser Gewährsmann fragte, wie sein Wintergeschell aussehe, antwortete er prompt: *Ja, nid so grooß wiü d Hindärprätigär!* Immerhin wies es fünf Glocken Marke «Paris, Stern» auf, und der Mann konnte mir angeben: Im Winter sei in Seewis nur das Geschell gebräuchlich, im Sommer auch die Kummertrolle; früher sei auch im Winter die Rolle gebräuchlich gewesen, heute nicht mehr, das Geschell werde eben besser gehört und gefriere nicht. In Schiers hingegen fahren heute bereits manche Leute und gerade die

Fig. 13: Pferdegeschell

1 Gloggä, 2 Chlepfä, 3 Chlopfer, 4 Rolä



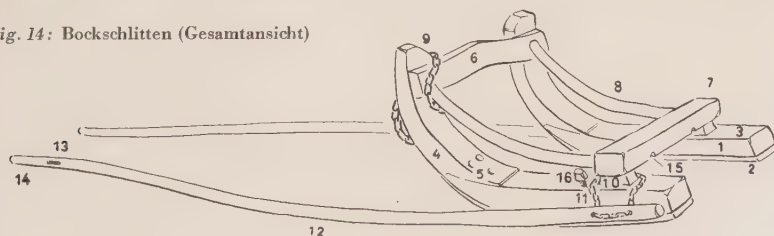
draufgängerischsten, tonangebenden Akkordanten nur noch mit einem *Chlöpferli* oder *Chlepfeli* oder sonst einem mageren Geschell ins Holz. Die Gründe sind klar: Die Halbbauern und Tagelöhner vermögen oft kein eigentliches Geschell mehr; die rational denkenden Akkordanten aber sagen sich: ein schweres Geschell ist unnötiger Ballast für ein Pferd, das Akkordarbeit leisten soll, das ewige Gedröhn und Summen um den Kopf macht es höchstens schwerhörig und dumm, eine *Chlepfä* genügt als Verkehrssignal (vgl. Posthorn — Autohupe), ich will Leistung, nicht stolzierenden Prunk. Kurz: die Holzfuhr verliert allmählich das Festliche des Turniers, sie wird mehr und mehr bloßer Erwerb, verbissene Arbeit, Akkord.

Der unentbehrlichste Teil der winterlichen Ausrüstung, der *Winter-ruschtig*, das Hauptstück im *Schiff und Gschirr* des Holzfuhmanns ist der Bockschlitten. Um die Jahrhundertwende verfertigte ihn der Bauer oft noch selbst, wie er auch selber zimmerte und schlachtete; heute kommt er nicht mehr aus ohne die Spezialisten, in unserm Fall: Wagner und Schmied. Der Schlitten ist im einzelnen allerdings auch kom-

plizierter geworden, dient er doch nicht mehr bloß dem Hausgebrauch, sondern einem eigentlichen Gewerbe. Im Prinzip freilich ist er immer noch der alte, einfache Bockschlitten: zwei Kufen und eine starke, erhöhte Querverbindung, auf welche die Stämme mit ihrem einen Ende aufgebockt werden, während das andere nachschleift. Ein anderer Schlitten, ein anderes System als das Schleifen läßt sich auf den improvisierten, schmalen, steilen Waldwegen gar nicht denken. So trägt und bremst sich die Last zu einem guten Teil selbst.

Früher machte man die Bockschlitten womöglich aus Ahorn. Ahornholz ist leicht und gleitet besonders gut. Heute zieht man das billigere und zähere Buchenholz vor, da die meisten Schlitten ja ohnehin mit Eisen beschlagen werden. Am Ahorn hält man fest einzig bei den Heuschlitten, die man den Berg hinauf tragen muß und deshalb nicht beschlägt. Früher heftete man den eigentlichen Kufen, den *Chuächü*, statt der eisernen *Pschlacht* eine hölzerne Unterkufe, *d Solä*, an. Bei schwierigen, mit aperaturen Stellen durchsetzten Wegen brauchte man die Sohlen alle paar Tage durch. Aber sie hatten auch Vorteile. Mein Gewährsmann in Jenaz, wo der Eisenbeschlag erst im Aufkommen ist, trat besonders für sie ein: «*Pschlachtü sind Roßschinder*: wenn's *geng* (guter Weg) ist, gehen sie zu schnell; wenn's *aper* ist und auf Steinen gehen sie sehr schwer; zudem haben sie ein großes Gewicht. Die *Pschlachten* sollten oval sein, sie suchten sich dann den Weg besser; scharfe Kanten dagegen *läisen uns*, d. h. bohren sich ein und leiten auf die Seite, erhöhen also die Gefahr des Umkippens. Trotzdem, die Verbreitung der Eisenbeschläge wird sich nicht aufhalten lassen. Denn sie lehnt sich an — ein Beispiel dafür ist *Conters* — an die Einführung des Vollranks (vgl. unten). Die Kufen sind 11 cm breit, 11 cm hoch, 1.20 m lang; sie haben eine Spurweite von ca. 75 cm; den Teil hinter der lasttragenden Querverbindung, auf dem der Fuhrmann bei leerem Schlitten etwa steht, nennt man die *Ferse*, *d Färschenü* (vgl. Fig. 14).

Fig. 14: Bockschlitten (Gesamtansicht)



1 Chuächü
2 Solä (heute eiserne Beschlacht)
3 Färschenü
4 Grans

5 (Holz)Negel
6 Bruäch
7 Tisch, Pfulf
8 Spangä

9 Bremschötti
10 Bäl
11 Lattächötteli
12 Lattä

13 Strupfäloch
14 Föürhopt
15 Yleei
16 Schließnagel

Vorn gehen die Kufen über in die *Greens*, die aufsteigenden Hörner des Schlittens. Der Grans, *d Grans, d Graans* (= urspr. der «Vogelschnabel», dann der «Schiffschnabel», vgl. Schillers Tell IV, 1) ist *ärsetzt*, d. h. eingefügt und zusammengeheftet. Die Verbindung wird garantiert durch Holznägel aus Birkenholz, die auf der Gegenseite mit kleinen Bissen verkeilt sind. *Ganz-granseti Chuächä*, Kufe und Grans aus einem Stück, weisen nur die niederen, kleinen *Meni-schlittli* (Viehschlitten) auf. Beim Bockschlitten müssen Kufe und Grans hochstreben, damit die Zuglatten des Pferdes, wenn der Schlitten in eine kleine, plötzliche Wegsenkung hinabsticht, nicht darüber hinweggehen und ihre Lenkkraft verlieren. Der Grans ist oben auf der inneren Seite meistens geschweift oder doch abgerundet: zur Verzierung einerseits, zum leichteren Anhängen und rascheren Auswerfen der Bremsketten anderseits.

Die Querverbindung der Gransen ist die *Bruäch*. Das Wort und seine Verwandten in andern Sprachen bedeuten (vgl. FR. KLUGE, Etymologisches Wörterbuch): «Hosen», «Oberschenkel», «Hinterbug der Tiere». Da können wir nun wählen, ob wir den Namen auf das Pferd, den Mann oder dessen Hosen beziehen wollen. Am liebsten auf alle drei. Denn tatsächlich kommt die Bruech dem Hinterbug des Pferdes in Form und Lage recht nahe; tatsächlich stellt sich der Fuhrmann, wenn er die Bremsketten unter den Kufen hervorziehen muß, zwischen Bruech und Pferd, lüpft den Schlitten an der Bruech mit Händen und Oberschenkeln, so gut es geht, und zerrt mit einem besonderen Seil- oder Lederstück oder mit dem Ende des Leitseils die Ketten hervor; und tatsächlich tritt er zwischen Fuhre und Bruech und hilft dem Pferd den festgesessenen Schlitten anbewegen, indem er wiederum mit Händen und Beinen an der Bruech rupft und sich dabei die Hosen abschafft. Vielleicht liegt auch die Vorstellung zu Grunde, daß man die Bruech als Gesäßpartie, als Hosenboden auffaßte und die Gransen als Beine oder Hosen des Schlittens. — Bei älteren Schlitten sieht man gelegentlich weit unterhalb der Bruech eine zweite Querverbindung. Das ist ein Zeichen, daß der Schlitten baufällig war: *D Schlittä tuänd gäärä voornä zemästächä, zemästotzä, d Chuächä gaand albig unä-n-y; äs güd de nümä lang, bisch ä Rüägg laand*. Abhilfe: Verbinden der Kufen (oder Gransen) durch einen Eisen- oder Holzstab. Der Nachteil dieser Abhilfe besteht darin, daß der Fuhrmann nun beim Herausnehmen der Ketten mit den Beinen nicht mehr unter die Bruech hineinkommt und sich jedesmal viel ärger abschinden muß.

Von der Stelle, wo Bruech und Grans zusammentreffen, läuft je ein kräftiger, gebogener Buchensparren zurück zur lasttragenden Querverbindung, zum *Pfulf* oder *Tisch*, und gibt dem Schlitten in der Richtung vorwärts-rückwärts Halt. Dieser Sparren heißt *d Spangü* und be-

steht aus naturgewachsenem, zähem Holz.⁹⁸ Man versuchte ihn schon zu ersetzen durch einen Eisenstab, machte aber schlechte Erfahrungen damit: die Federung paßte sich dem übrigen Schlitten zu wenig an. Die untere Hälfte der Spangen und die Enden der Bruech werden ziemlich stark in Anspruch genommen durch die scharfen Schuhnägel des Fuhrmanns, da dieser, wenn er nicht auf der Fuhre selbst sitzt, während der Fahrt mit einem Bein auf der Spange, mit dem andern auf der Bruech steht. Zudem muß die Spange beim Laden der Fuhre oft herhalten als Auflage für den Zapfen, und auf der Bruech ruhen und schüttern die um den Grans gelegten schweren Bremsketten. Will einer der Abnützung dieser beiden Stellen vorbeugen, so kann er sie, wie ich es bei einem besonders sorglichen Fuhrmann sah, mit Stücken eines alten Gummipneus überdecken.

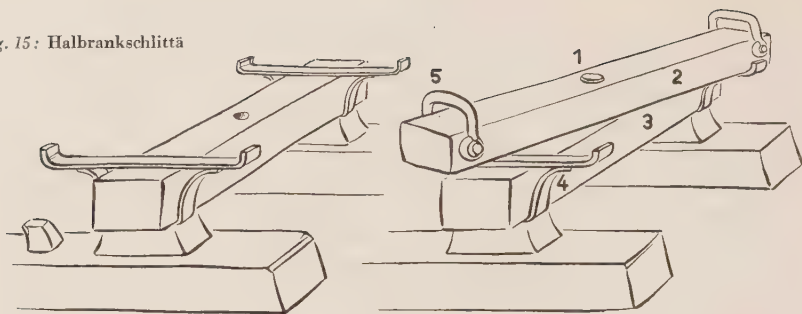
Die Zugvorrichtung ist sehr einfach: um die starken, gedrunghenen Beine des Tisches — *d Bäu* — schlingt sich ein Kettlein — *ds Lattächötteli* —, an dem die runden, naturgewachsenen Zuglatten — *d Lattä* — befestigt sind; die Latten werden vorn durchs *Strupfäloch* an das Kummel des Pferdes gebunden. Das vordere Ende der Latte, vom Strupfenloch bis zur Spitze, heißt *ds Führohpt*, das Vorhaupt.

Zur Bindvorrichtung am heutigen Schlitten gehören die beiden Eisenbügel außen am Tisch, *d Schlenggä*, *d Laschä*, *der Lätsch*, *der Bügel* (Conters). An ihnen wird die Kette verankert. Als man noch nichts wußte von der Kettenbindung, hatte der Tisch statt der Eisenbügel unten zwei Einkerbungen, *d Yleei*, in welche das Lederseil eingriff. Sie standen nur etwa 25 cm auseinander, so daß man auch einen einzelnen, dünnen Stamm gehörig festziehen konnte. Beim heutigen Akkordschlitten trifft man die Einlassung nicht mehr. Wenn der Bauer diesen Schlitten trotzdem auch privat, d. h. zum Führen kleinerer Lasten wie Bretter, Stangen u. ä., brauchen will, bohrt er statt ihrer zwei Löcher in den Tisch und zieht das Lederseil dort durch. So sah ich es bei einem St. Antönier Schlitten.

Damit haben wir bereits den Hauptunterschied zwischen dem alten Bauernschlitten und dem heutigen Akkordschlitten angeschnitten. Bis zum ersten Weltkrieg war allgemein der einfache Tisch oder Pfulf (Pfulf = Kopfkissen) üblich; die Stämme wurden durch ein Lederseil, *d Strickä* (vgl. S. 176), zusammengehalten und darauf festgebunden. Gegen Ende des ersten Weltkrieges bürgerte sich dann der sogenannte *Halbrank-schlittä* ein, wohl als direkte^a Folge des vermehrten Holztransportes. Die Neuerung, die sich schrittweise verbreitete im ganzen Tal, ging aus von einer Wagnerei in Furna-Station. Auf

98 In Seewis meint *Spangä* den gleichen Teil beim Handschlitten; für *Spangä* beim Bockschlitten braucht man: *der Bolz*. Und statt *Grans* sagt man in Seewis oft *ds Hoorä*.

Fig. 15: Halbrankschlittä

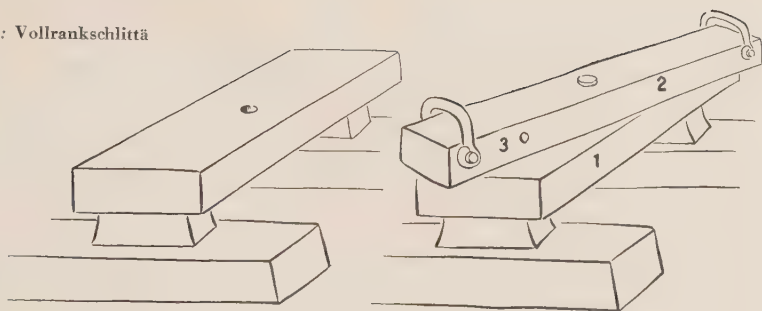


1 Nagel, 2 Oberpfuf, Ranktisch, 3 Unterer Pfuf, Pfuf, 4 Rankysä, 5 Laschä, Lätsch, Schlenggä

den ersten, festen Pfuf wurde ein gleicher zweiter gelegt, verbunden mit ihm nur in der Mitte durch eine senkrechte, starke Niete, den *Nagel*. (Auf der untern Seite ist der Nagel gesichert durch einen Splint, *d Splintü*, die sich auf einem Blechstück dreht, damit sie kein Holz herausfrißt, *ußerralet*.) Der *Oberpfuf* — nun individuell verschieden auch bloß *Pfuf*, *Tisch*, *Rank* oder, verdeutlichend, *Ranktisch* genannt — war also horizontal frei schwenkbar um die senkrechte Mittelachse. Um die Schwenkbewegung, der man zunächst noch mißtraute, auf ein ungefährliches Maß einzuschränken, und zugleich, um dem geschwenkten Ranktisch Halt zu geben, wurden auf dem feststehenden unteren Pfuf links und rechts *Rank-ysä* angebracht, auf denen der obere Pfuf bei seiner Schwenkung aufruhon konnte (vgl. Fig. 15). Da der Schlitten und seine Last nun beweglicher waren, durfte und mußte umgekehrt die Bindvorrichtung des Holzes unnachgiebiger werden: statt der ledernen *Strickä* kam die eiserne *Spindelchötti* auf.

Heute begegnet man dem *Halbrankschlittä* — wenigstens in den Dörfern der Talsohle — nur noch selten: er hat dem *Voll-* oder *Ganz-rankschlittä* Platz gemacht (vgl. Fig. 16). Anlaß und Verbreitung dieser zweiten Änderung sind besonders lehrreich in Hinsicht auf den Urheber solcher Änderungen. Ein bestimmter Fuhrmann von Schiers hatte eines Tages auf der Holzfuhr *Malöör* (frz. *malheur*) und beschädigte seine Rankeisen. Da dieser Mann ein schlechter Zahler war, weigerte sich der Dorfschmied, dem er den Schlitten brachte, die Reparatur zu übernehmen. Dieser Mann war zwar ein schlechter Zahler, aber ein findiger Kopf und praktischer Mensch. Er ging heim, schlug die Rankeisen vollends weg, verbreiterte zu ihrem Ersatz einfach den unteren Pfuf um ein beträchtliches Stück, indem er ihm vorn und hinten eine starke Holzleiste anschraubte, und fuhr munter wieder ins Tobel. Später mußte er dann mit dem gleichen Schlitten einmal

Fig. 16: Vollrankschlittä



1 Breiter Unterpfulf, 2 Frei schwenkbarer Oberpfulf, 3 Loch für Verstellhötteli

beim Wagner vorsprechen. Dieser sah den zusammengestückelten Pfulf, begriff die Idee, die darin lag, und führte sie auch bald fach- und sachgerecht aus: er machte von nun an bei neuen Schlitten den unteren Pfulf von Anfang an breiter als den oberen, davon die gelegentliche Benennung *Bräutpfulf**schlittä*. Die Maße sind: Unterer Pfulf: Länge 90 cm, Breite 18 cm, Höhe 9—10 cm; oberer Pfulf (= unterer und oberer Pfulf beim Halbrank): Länge 90 cm, Breite 11 cm, Höhe 7.5—8 cm. Die andern Wagner des Tales folgten bald seinem Beispiel. Diese Erfindung hatte offenbar schon lange in der Luft gelegen und nur noch auf den individuellen Anstoß gewartet. Hätte jener Schmied geahnt, daß seine Reparaturverweigerung ihn in direkter Folge bald aller Arbeiten am Rankeisen entheben würde, so hätte er sich vielleicht doch zweimal besonnen.⁹⁹ Da man dem Vollrank immer noch mißtraute, bohrte der Wagner auf einer Seite des oberen Pfulfes ein Loch, zog ein Kettlein hindurch und schlang es um den unteren Pfulf: mit diesem Kettlein konnte dann der Fuhrmann den Rantisch selber *verstellä*, blockieren. Das *Verstellhötteli* bewährte sich aber nicht: es brachte eine Binderei mehr mit sich, man verlor es gerne, zudem riß es gelegentlich — kurz, man merkte bald, daß es auch ohne ging, und ließ es bald ganz weg. Das Verstellkettlein war eine Übergangslösung vom Halbrank zum Vollrank. Man braucht es höchstens noch bei Schneemangel, wenn keine sicheren Seitenwände die Schlittbahn einfassen und dem Gefährt Richtung und Halt geben. Dann besteht ohne Kettlein in spitzen Kurven die Gefahr, daß das

99 Vgl. E. HOFFMANN-KRAYER, Individuelle Triebkräfte im Volksleben, SAVk 30, 169 ff. Auch die einfachsten Dinge der Volkskultur haben niemals ein Kollektivum («Volk», «Volksseele») zum Urheber; alles Schöpferische, auch die nachträgliche Formung und Umformung des Geschaffenen, geht aus von begabten Einzelnen, von «Erfindern». Daß Zufälle, Notlage, wirtschaftliche Veränderungen u. a. fördernd oder auslösend auf solche Erfindungen wirken, ist den berühmtesten Entdeckungen und solchen bescheidenen lokalen Neuerungen gemeinsam.

Pferd mit dem untern Teil des Schlittens zwar umbiegt, die Last auf dem drehbaren oberen Pfulf in ihrer Wucht aber gradaus weiterdrängt, d. h. der Schlitten seitlich am Pferd vorbei nach vorne sticht. Schon einmal wurde ein Pferd auf diese Weise so stark herumgerissen, daß es zuletzt direkt gegen die Fuhre schaute. Trotzdem sieht man heute an den meisten Schlitten nicht einmal mehr ein Loch für das Kettlein.

Um 1936/37/38 kamen die ersten Vollrankschlitten auf; ein Jahrzehnt später sind sie im ganzen Prätigau das fast alleingültige Modell des Bockschlittens. Die Gründe für diese rasche Verbreitung sind eng verquickt mit den Vor- und Nachteilen der beiden Schlitten und den Wegverhältnissen. Der Halbrank ist für die Pferde viel strenger. Er harzt in den engen Kurven; es wirft jeweils den ganzen Schlitten herum, wenn die Blöcker hinten oder mit ihrer Mitte an der Innenseite der Kurve stark streifen. Im übrigen aber war der Weg viel besser, als man noch mit ihm fuhr. Die Ladung hatte mehr Halt am Schlitten, sie schlug weniger. Beim Vollrank ist die Ladung freier, sie gehorcht zu sehr der eigenen Schwerkraft und stößt in einer andern Richtung als die Kufen. Die Kufen schlittern, schürfen, *schorren* mehr. Geschieht dies immer wieder an den gleichen Stellen des Weges, so entstehen dort unangenehme Ausbuchtungen und Löcher (vgl. Kapitel Wegunterhalt). Manche Fuhrleute hätten deshalb ganz gerne den alten Schlitten beibehalten; aber sobald einmal ein paar Vollrankschlitten da waren, mußten sie sich dieser Entwicklung notgedrungen anschließen. Die Kurven wurden sofort viel weniger breit angelegt und ausgeschaufelt, sie wurden zu eng, zu spitz. Nach und nach brachten die Fuhrleute ihre Halbränker ^{zu} zum Abändern. Seit 1940 baute der Schierser Wagner nur noch Vollränker, und seit 1942 sieht man in der Akkordfuhr ausschließlich sie. Auf ähnliche Art hatte der Halbrank seinerseits um 1920 den alten Einpfülfer verdrängt. Einige Erhebungen im Winter 1945/46 ergeben für das übrige Prätigau folgendes Bild. Seewis: Halbrank seit etwa 1936; seit 1945 kommen Ganzrankschlitten und Stellchötteli auf. Das Kettlein wird bei viel Schnee weggelassen. Jenaz: Halbrank seit 1920; Breitpfulf-schlitten seit 1940/41, aber mit Verstellchötti. Furna: Halbrank seit 1923. Conters: Ranktisch ca. 1923 aufgekommen, zwei Schierser brachten das neue Modell mit sich, bald wurde es auch in Conters heimisch; Vollrank seit 1943 stark im Aufkommen, wurde von Contersern, die in Schiers fuhren, mit heimgebracht, 1946 bereits etwa zwei Drittel aller Schlitten Vollrank. Klosters: Halbrank seit mindestens 1930.

Nehmen wir gerade noch hinzu, was wir in diesen Dörfern sonst noch an kleinen Sonderheiten entdeckten, so ist einmal für Seewis der *Vorspannring* zu nennen. Das ist ein Ring, der 60 cm hinter der

Spitze in der Zuglatte eingelassen ist und an den man ein zweites Pferd vorspannen kann. Seewis hat verhältnismäßig viel «Zug», Wegstrecken, die flach oder aufwärts führen. Auf solchen Strecken – sei es in Seewis oder auf der Talstraße – werden heute auch häufig Hinterschlittchen benützt. Sie sind erst anfangs der Vierzigerjahre, in Seewis z. B. 1943, aufgekommen. Auch diese «Erfindung» geht aus von einem bestimmten Individuum, indem eines Tages ein Fuhrmann auf die Idee kam, seinem alten Bockschlitten Grans und Bruech wegzuschlagen, die Kufen neu zu verbinden und so seinem Pferde eine Erleichterung, einen Hinterschlitten, zu schaffen. Heute kann man sie auch bei den Wagnern bestellen. Meistens bezeichnet man sie als *Hinderschlittli*, in Seewis auch einfach als *Schlittli*, *Ahenkschlittli*. Beladen werden sie, indem man die Fuhre – Schiers etc. häufiger: *d Fert*: Seewis: *d Füäri* – über irgendeinen Holzblock zieht und das Schlittchen darunterschiebt. In Schiers hat im Winter 1951/52 ein junger Akkordant eine noch einfachere entsprechende Lösung gefunden. Er höckt die Last hinten mit ihrem Schwerpunkt auf eine einzige, kurze, aber ziemlich breite Eisenkufe, die zwei Dorne senkrecht nach oben reckt. Die Last setzt sich darauf fest ohne weitere Bindung, und ebenso leicht läßt sich dieser Trägerski an einem unter die Fuhre gelegten Pfosten wieder abstreifen. Die flache Strecke Salginabrücke–Kiesgrube Montagna ist auch so noch kein Schleck, aber der Fuhrmann trottet jetzt seinem Gefährt doch mit besserem Gewissen nach. — In Furna ist der *Bockschlittä* ein kurzer, ungefähr 1 m langer Handschlitten (in Schiers = *ä Bocker*); der Pferdebockschlitten heißt in Furna *Tütschischlittä*. — In Klosters spielt der Bockschlitten keine so unbedingte Rolle wie im übrigen Prätigau. Klosters besitzt relativ gut erschlossene Wälder, da kann man an manchen Orten sommers und winters auf breiten Wegen in den Wald fahren. So braucht man in Klosters im Sommer neben dem gewöhnlichen Blöckerwagen den *Biärd*, einen zweiteiligen Blöckerwagen, mit dessen Vorderteil, dem *Vorderbiärd*, man besonders auch das geschlagene Holz im Walde zusammenzieht, und im Winter neben dem Bockschlitten den gewöhnlichen, großen, flachen *Ruttner* und den *Drypfülfer* oder *Brüschschlittä*. Die beiden Namen zusammen charakterisieren den Schlitten recht gut: Vorn gleicht er ganz dem Bockschlitten; aber er ist bedeutend länger, dreipfüßig, mit zwei äußeren und zwei inneren Längsbäumlein auf den Pfüßen. Sein Sinn und Vorteil gegenüber dem Ruttner besteht darin, daß er allgemein leichter und schmalspuriger ist. Er hält in Gestalt und Aufgabe die Mitte zwischen Bockschlitten und Ruttner. — Im Hinterprätigau allgemein und besonders in Klosters und Jenaz tragen die Ranktische der Bockschlitten häufig mittenüber eine T- oder U-förmige Eisenschiene. Ihr Zweck ist, die Stämme

in der Richtung vorwärts-rückwärts festzuhalten, indem sie sich ins Holz eindrückt. In Schiers schägt man diese *T-* und *U-Schinä*, die z. T. erst noch unterbrochen, gezackt sind, weniger. Man zieht es vor, die Ränder des Ranktisches scharf zu halten und den Stämmen eine entsprechende Kerbe, *ds Pälüäg* (vgl. S. 197), zu schlagen. Von Anfang an oder dann doch, sobald er tüchtig zerstoßen, *abgmutschet*, ist, wird dem Ranktisch auf beiden Seiten ein Zweikanteisen, *d Ranktisch-schinä*, aufgeschraubt. Mein Jenazer Gewährsmann ist auch ein Freund dieser Methode und stellte der andern eine schlechte Prognose. Aber er mußte sich vorläufig dem Gebrauch fügen. Im Jahre 1936, zu einem Akkord im Valdavos, waren zwei Schanfigger erschienen. Die hatten als Rank einfach eine starke U-schiene. Der Akkordant zahlte den Fuhrleuten von Jenaz die Hälfte der Kosten, wenn sie auf ihre Ränke als Entsprechung eine T-schiene aufsetzen ließen. Erstens war sein Bruder Schmied, und zweitens brauchte er selbst in diesem Fall keine Paluege mehr zu schlagen. Die Sache klappte. Später mußten dann auch die übrigen Leute diese Schienen anschaffen, weil die Rüstakkordanten es einfach mehr und mehr verlangten. Dabei haben solche Schienen verschiedene Nachteile: Die Fuhre wird etwas höher, kippt also leichter. Die Lader achten nicht mehr auf die beste Lauffläche des Holzes, sondern schmeißen es einfach auf den Schlitten. Die Fuhre drückt stärker auf die Schlittenbeine und murkst sie gern nach vorn ab; das Palueg hingegen läßt den Blöckern einiges Spiel und federt somit den Schlag der Fuhre nach vorn etwas ab. Die Stämme können sich auf der Schiene drehen, auf dem Palueg hingegen nicht; die Drehung aber wirkt sich so aus, daß die Kette, durch deren Eisenkeile die Stämme hinten zusammengehalten werden, allmählich zu lose wird und die Fuhre hinten in die Breite geht und stärker bremst.

Damit sind wir nun bereits bei den Ketten angelangt. Am nächsten zum Schlitten gehört die Bremskette. Sie hängt zum Rund geschlossen oben um den Gransen und rutscht, sobald sie ausgehängt wird, ihm nach hinunter und unter die Kufe hinein. Damit sie direkt unter der Hauptlast, senkrecht unter dem Pfulf, zur Wirkung komme, wird sie ein Stücklein weiter vorn aufgefangen durch einen starken Holzpfropfen, der aus der Kufe aufragt, den *Schließnagel*. Entsprechend heißt die dicke, schwere, oft vierkantige Kette *Schließ-chötti* oder, vorderprätigauerisch, *Pschliüß-chötti*. (Merkwürdigerweise nennt man hingegen den Nagel auch vorderprätigauerisch immer *Schließ*, nie *Pschliüßnagel*.) Andere, ebenso häufig gebrauchte Namen dieser Kette sind: *d Verheb*, *d Chretz*, *d Underleggchötti*. — Eine andere Bremsvorrichtung hat sich seit 1940 sehr rasch eingebürgert und die alte Bremskette in die Nebenrolle gedrängt. Das ist die *Patent-*

chötti, ds Chöttipatent, d Verschlußchötti, d Pschlussig, oder wie sie der noch unsichere Sprachgebrauch nennt. Die Neuerung geht aus von einer Schmiede in Saas und verbreitete sich, von einem Schmied in Grüsch aufgenommen und ebenfalls patentiert, in ein paar Jahren über das ganze Tal. Das Patentschloß ist ungefähr an der gleichen Stelle angebracht, wo früher der Schließnagel aufragte (vgl. Fig. 17). Es besteht aus einem festen Haken auf der äußeren und einem schwenkbaren Arm auf der inneren Seite der Kufenoberfläche, beide auf gleicher Höhe nebeneinander, und einer drehbaren, senkrechten Platte vorn, in deren fensterähnliche Mittenöffnung der nach vorn gereckte Arm eingreifen kann. Ungebraucht hängt die Kette einfach am Haken und schleift nach. Soll sie in Aktion treten, zieht man sie unter der Kufe durch, hängt sie in den Arm ein und gibt diesem vorn in der Öffnung der Platte Widerhalt. Soll die Kette ausgeschaltet werden, versetzt man der Platte mit dem Schnh einen Stoß, der sie dreht, der Arm klinkt aus, wird durch den Zug der Kette nach hinten gerissen und muß diese fahren lassen. Vor- und Nachteile des alten und neuen Systems liegen auf der Hand: beim Patentschloß kann man die Ketten nur einlegen, solange der Schlitten stillsteht, kann sie dafür aber mitten in der Fahrt lösen; die alte Kette hingegen kann man je nach Bedürfnis mitten im Stich erst einwerfen, muß sie dafür aber unten mühsam unter den Kufen hervorzerren, -lupfen und -rupfen und dann erst noch dem Pferde den Schlitten wieder anziehen helfen. Wer diesen Krampf schon mitangesehen hat oder von einem einsamen, fast verzweifelnden Fahrer wie ein Retter begrüßt worden ist, begreift das rasche Aufkommen der Patentketten, zumal in Orten wie in Seewis, das viele Strecken mit nur kleinen Stichen hat: Hineintun kann man die Ketten auch allein, herausnehmen oft nicht. Wer umgekehrt schon zugesehen hat, wie Pferde und Fuhrer in zunehmendem Tempo einen Hang hinunterschlitterten, ohne daß der Fuhrmann noch etwas hinzutun konnte, versteht das anfängliche Mißtrauen gegen die Patentketten. Man wollte sich einfach nicht so ganz und von Anfang an den Ketten ausliefern. Beim alten System behielt man sie wenigstens etwas länger in der Hand, konnte sie immer noch einwerfen. Zudem lösten sie sich nie von selbst, wie es die neuen gelegentlich taten. Trotzdem merkte man bald, daß die neuen Ketten die alten vortrefflich ergänzten. Man ließ also zunächst ein-

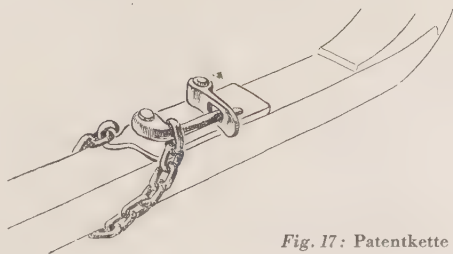


Fig. 17: Patentkette

mal eine anbringen, jedoch die zweite folgte gewöhnlich recht bald. Im Jahre 1946/47 sah man nur noch wenige Schlitten ohne Patentketten links und rechts. Je nach den Weg- und Schneeverhältnissen hängt man noch eine oder zwei alte Ketten an die Bruech zum *nachibeeä*, nachwerfen. Das ist besonders nötig, wenn es *weggnet*, die Kufen und Patentketten den Schnee nur vor sich herschieben: *äs rööscht den der Wegg*, zerkrümelt ihn, frißt ihn auf.

Vorn zusammengepreßt und auf dem Schlitten festgehalten werden die Stämme durch die *Bindchötti*. Die Bindkette ist von mittlerer Stärke, etwa 2.5 m lang. Ihre beiden Enden werden in die Laschen des Tisches eingehakt. Eine Spindel in der Mitte zieht sie straff. Man nennt sie deshalb oft auch *Spindelchötti*. An der Spindel befestigt man den *Heblätsch*, ein kurzes Leder- oder Seilende, die Handhabe des Fuhrmanns während der Fahrt. Gelegentlich sieht man statt der Bindkette aus einem Stück eine zweiteilige. Die beiden Teile von ca 1 m Länge sind dann an den Laschen festgemacht, sie werden von links und rechts über die Last geworfen und in die Spindel eingehängt. Der kleine Vorteil dieser Bindung besteht darin, daß man die Kette nicht verlieren kann. — — Beim alten, einfachen Schlitten (vgl. S. 169) band man die Fuhre vorn mit einem Lederseil, der *Strickä* — innerprätigauerisch *Trätschä* —, fest. Das war umständlich und mühsam, besonders wenn die Last aus mehreren dünnen Stämmen bestand. Da konnte man auf der Fahrt, wenn die Stämme durcheinander gerüttelt wurden und sich setzten, nicht einfach nachspindeln, sondern mußte neu binden, was einer allein kaum fertig brachte. Gelegentlich schlüpften die Stämme aus der Kerbe und vom Schlitten, *d Fert ischt äsiä uusgeschloffä*. Dafür ging das Herausnehmen der alten Bremsketten damals leichter: die Bindung war elastisch, man konnte den Schlitten vorn lüpfen, fast bis auf die Fersen; heute ist die Bindung starr, man lüpf mit dem Schlitten ein gut Teil mehr Last, abgesehen davon, daß heute der Schlitten sonst schon schwerer, die Last größer ist. Die *Tütschistrickä* mißt ungefähr 12, die *Handstrickä* 7 m Länge. Das dickere Ende ist am Bindholz, an der *Spolä*, verankert durch einen starken Knopf, den *Strickäknopf* (vgl. Fig. 18). Ist das Seil provisorisch um die Last geschlungen, wird aus

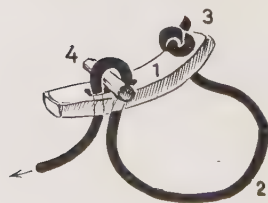


Fig. 18: Strickä
1 Spolä
2 Strickä
3 Strickäknopf
4 Rääwel

dem restlichen Stück eine katzenbuckelartige Schleife durch das Bindholz emporgestoßen, ein Laufholz darin eingeführt und das Seil angezogen. Das Laufholz, der *Rääwel* — innerprätigauerisch älter und häu-



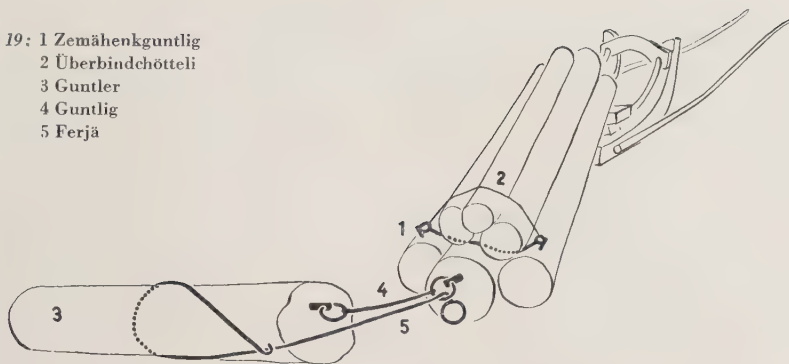


Abb 1) Im Rutschgebiet unterhalb Schuders



Abb. 2) Ankunft eines wackeren Holzes in Conters

Fig. 19: 1 Zemähenkguntlig
2 Überbindchötteli
3 Guntler
4 Guntlig
5 Ferjä



figer: der *Tribül* —, ist ein glattes, rundes Knebelchen, womöglich aus Yb, Eibe, oder sonst einem Hartholz. Oft ist es noch kunstvoll geschwungen, aus Liebhaberei besonders geschnitten. Vorsichtige Leute bohren ihm auch etwa auf der einen Seite ein Loch und binden es an ein *Bytrom*, ein Seitenriemlein des Lederknopfes. Das Seil wird nun mit aller Kraft angezogen. Zu diesem Zweck nimmt man es ums Gesäß und stemmt sich selbst mit den Füßen gegen die Last. Für diesen wollüstig-gewalttätigen Vorgang hörte ich gelegentlich schon den Ausdruck: *schwigerä, d Schwiger würggä*. Glaubt man die Schwiegermutter tot, schlingt man das Seil zweimal um die Bindholzspitze herum, indem man es in einer zuziehenden Schlaufe «verschlägt». Das äußerste Ende, der *Schluämpä*, dient als *Heblätsch*.

Die Fuhre muß nicht nur vorn zusammenhalten, sondern auch hinten. Das besorgt die *Zemähenk-guntlig, d Zemähenkeri*: zwei starke Eisenkeile, verbunden durch eine Kette (vgl. Fig. 19). Zur Verkürzung der Kette dient ein kurzes Kettenstück mit einem Haken, das ungefähr in der Mitte angemacht ist. Eine besondere Bezeichnung habe ich dafür nie gehört außer in Furna, wo man es in letzter Zeit gelegentlich den *Blinddarm* nannte. Wo das Stücklein fehlt, behilft man sich durch Eindrehen der Kette oder indem man den Guntel durch ein Glied der Kette hinunterschlägt. Die Zusammenhängerin heftet bloß den Unterbau der Fuhre, den *Bodä*, zusammen. Der Boden besteht meistens aus zwei oder dann drei, selten aus mehr Stämmen: Man spricht von einem *Zwäierbodä* oder, kürzer, einem *Doppel* und von einem *Dryerbodä*; alles übrige ist bereits *Gschmätter, Bättlerladig*; am stolzesten wäre überhaupt: nur ein einziges großes Holz, *äs Äinluchs*. Die beiden Eisenkeile der Zusammenhängkette werden nun jeweils in die beiden äußersten Stämme des Bodens geschlagen, und zwar nicht senkrecht, sondern leicht nach außen geneigt, so daß man bequem noch weiteres Holz dazwischen betten kann. Die Kette selbst darf aus diesem Grun-

de und vor allem auch, damit die Hölzer hinten noch Spiel behalten, nur locker gebunden sein. Andererseits muß sie aber doch recht starkgliederig sein, denn es kann vorkommen, daß ein Stamm bereits über den Weg hinaushängt, dann muß sie ihn mittelst des anderen wieder hereinziehen. — Die Oberlast, die kleineren Stämme, die man möglichst genau in die Fugen des Bodens paßt, hält, wenn vorn recht gespindelt ist, hinten fast von selbst. Immerhin sichert man sie noch durch das *Überbindchötteli*, das man durch die Ringe der Zusammenhängkette zieht und locker über die Fuhre legt. Früher benützte man dafür ein gewöhnliches Seil, doch riß es bei schweren Führen und Wegverhältnissen fast täglich. Nur in Seewis, das ja viel flachere Wege besitzt als die übrigen Gemeinden, braucht man, wenn überhaupt etwas, immer noch das Seil.

Der eigentlichen Fuhre, der Last auf dem Schlitten, werden je nach der Steilheit des Weges noch ein, zwei oder mehrere mitteldicke Stämme angehängt. Diese *Guntler*, verbunden mit der Hauptlast durch die *Guntelchötti*, d. *Guntlig*, schleifen hinten nach, bremsen und ebnen den Weg wieder etwas ein. Die einfachste *Guntlig* sieht auf den ersten Blick der *Zemähenk-guntlig* ähnlich, unterscheidet sich von ihr aber durch dreierlei: 1. ihre Kette ist stärker, 2. kürzer und 3. drehbar an einem bestimmten Punkt, d. h. der angehängte Stamm soll möglichst nah an der Fuhre bleiben und sich doch einigermaßen frei bewegen können, ohne gleich die Kette abzuwürgen. Die *Guntlig* baut sich also so auf: Der starke Eisenkeil, der *Guntel*¹⁰⁰, wird mit der Kette verbunden durch einen tüchtigen Ring, so groß, daß er den *Guntel* freigibt, so wacker, daß er allfällige Zapinstreiche nicht übel nimmt. Die Kette selbst besteht aus höchstens zwei Gliedern, *Schlagä* (*f*), *Gläich* (*n*), dann folgt schon das drehbare Glied, der *Würtä*, oder, wie man ihn im Innerprätigau häufiger nennt, der *Würgg*, d. *Würgi*¹⁰¹, oder, wie ihn mein Seewiser Gewährsmann auch bezeichnete, der *Würbel* (vgl. Fig. 20). Er steckt im mächtigen *Würtä-ring*, im Zentrum der ganzen *Guntlig*. Von diesem Ring führen zwei, höchstens drei Glieder unmittelbar über zum andern *Guntelring* und *Guntel*. Beim Gebrauch wird nun der drehbare *Guntel* an der Stirn des zu schleifenden Holzes — dieses soll sich ja drehen —, der andere, stabile, an der Fuhre festgeschlagen, und zwar meistens durch den *Würtäring* hindurch.

100 Zur Etymologie und Herkunft des Wortes (altroman. koumanlye: rom. Unterwallis—Berner Oberland und Oberwallis—Bündner Walser) vgl. Bündner Monatsblatt, 1946, Nr. 4: Vortrag von J. JUD; oder Vox Romanica 8, 34: «Zur Geschichte der rom. Reliktwörter in den Alpenmundarten der deutschen Schweiz».

101 Der Mann in Jenaz fügte noch bei, der Ausdruck komme von «Erwürgen», da man ja an der Halskette des Viehs die gleiche Einrichtung habe. Ein Beispiel für Volksetymologie wie *Ferjä* = «Ferien» (vgl. u.).

Fig. 20: 1 Guntel

2 Guntelring

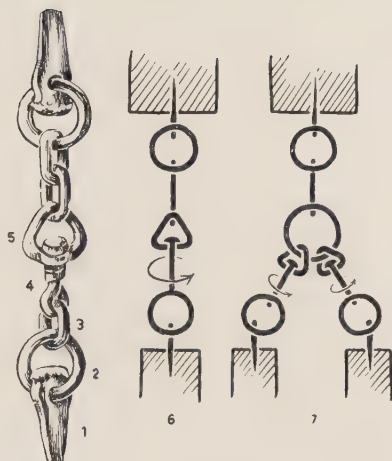
3 Schlagä

4 Würtä, Würgg, Würgi, Würbel

5 Würtäring

6 Einfache Guntlig

7 Doppelguntlig



Durch diese Verkürzung wird der angehängte Stamm näher an die Fuhre herangezogen und, wenn man den Guntel hoch ansetzt, vorne sogar etwas gelüpft: seine Stirne gräbt sich nicht ein, der Guntler bremsst weniger, und vor allem nicht ruckartig. — — Hängt man zwei Stämme an mittelst zweier einfacher Guntlungen, so bringt man, damit die Stämme besser beieinander bleiben, die Guntlungen kreuzweise an. Meistens aber hat der Fuhrmann auch eine *Zwäier-guntlig* bei sich. Sie ist im Prinzip gleich wie die einfache, nur daß bei ihr vom Würtäring nun eben zwei nicht drehbare Kettenstücke und Guntel abzweigen und man die ganze Guntlung gerade umgekehrt anschlagen muß: den drehbaren Teil vorn, die beiden festen Teile hinten. Um das zu vermeiden, d. h. um jedem angehängten Stamm einen eigenen drehbaren Guntel zu ermöglichen, schmiedet man die Zweierguntlung gelegentlich auch so: vorn der feste, stabile Guntel, durch Guntelring und zwei, drei Glieder verbunden mit einem starken, zentralen Rundring, von dem nun, mittelst kleinerer Wirbelringe und Glieder, die einzelnen Anhängguntel abzweigen, seien es dann zwei (*Zwäierguntlig*), drei (*Dryerguntlig*) oder gar vier (*Viärrerguntlig*). Eine Viererguntlung habe ich persönlich nie gesehen, doch sprach mein Seewiser Gewährsmann davon: *ü Viärülüguntlig mit viär Trom*, vier Abzweigstücken. Da müssen die Guntler dann aber bereits recht schwächliche Gesellen sein. Mehr Holz bringt man vom Platzē, wenn man *noch ü Rood* (Reihe) *machet*, an die ersten beiden Guntler zwei weitere anhängt: dann können alle vier mitteldick sein. Bei günstigen Schnee- verhältnissen und gleichmäßig fallenden Wegen macht die angehängte Ware mehr als einen Drittel der Gesamtfuhre aus. Natürlich muß auch diese Last bei größerem Gefälle gebremst werden, sonst stößt und

schlägt sie auf die Hauptfuhre. Damit sind wir bei der letzten Kette angelangt.

Die *Ferjä* (lat. ferrum, nicht «Ferien für das Pferd», wie ein Bauer sich den Namen zu erklären versuchte) ist eine lange, mitteldicke Kette, die hinten an der Schlittenlast festgeschlagen und in einer Schlinge um die Guntler gelegt wird (vgl. Fig. 18). Die *Ferjä* ist eine ausgezeichnete Hilfe: sie hält die Guntler zusammen, sie schabt die Mittelrippe des Weges ab, sie bremst weit hinten und daher ziemlich gleichmäßig. Bei besonders steilen Wegstücken verwendet man sie deshalb gern auch für die Hauptlast selbst, indem man sie ganz spitz, zuhinterst unter derselben wirken läßt; da bremst sie dann gewaltig. Und trotzdem, gelegentlich einmal nützt auch das nichts mehr! (vgl. S. 210).

Überblicken wir all die Bind- und Bremsvorrichtungen nochmals in Bezug auf ihre Namen, so zeigt sich auch hier wieder (vgl. S. 35, 54/55) der Sprachunterschied zwischen Vorder- und Hinterprätigau.

Das Lederseil: vpr. *Strickä*, hpr. *Trütschä*.

Das Laufholz des Bindholzes: vpr. *Rüüwel*, hpr. *Tribäl*.

Die Spindelkette vorn (verhältnismäßig jung!): vpr. und hpr. *Bindchötti*.

Die Zusammenhängkette hinten: vpr. *Zemähenkeri*, hpr. z. T. *Zemäschlaagchötti* (Klosters).

Das Überbindkettlein: vpr. *Überbindchöiteli*, hpr. z. T. *Überschlaagchötti* (Klosters).

Das drehbare Glied der Guntelkette: vpr. *der Würtä*, hpr. *der Würgg, d Würgi*.

Die Kufenbremskette: vpr. und hpr. *Verheb-, Chretz-, Underleggchötti*; daneben aber vpr. *Pschläüßchötti*, hpr. *Schläüßchötti* und: *Fiärjä*.

Die Bremskette der Guntler: vpr. *Ferjä*, hpr. *Fiärjääl*.

Damit haben wir die wesentliche Ausrüstung von Mann, Pferd und Schlitten inspiziert. Hinzu kommt als ständiger Begleiter natürlich noch der Zapin (vgl. S. 93) und — nach einem Schneefall oder bei schlechtem Weg — eine Schneeschaukel. Die deponiert man dann an einer Stelle, wo sie immer wieder nötig wird, z. B. in der Nähe einer Rufe oder einer der Schneeschmelze ausgesetzten Strecke. Was ein guter Fuhrmann ist, schlingt zudem noch etwa eine *Strupfä*, ein ledernes oder häfnenes Seilende, allenfalls sogar mit einem kleinen Guntel dran. um die Bruech. steckt ein paar Nägel zu sich, schiebt einen Stollenhammer — zum Ausklopfen der Hufe — und ein tüchtiges Messer in den Sack und fügt vielleicht, vorsorglich, noch ein Ersatz-Kettenglied hinzu. So ausgerüstet, tritt er zum Schlitten und kontrolliert, ob die Ketten vom Vortag her noch vollzählig und sicher festgemacht sind:

die Patentketten an den Kufen frei nachschleifend; die einwerfbaren Bremsketten oben an den Gransen links und rechts hangend, in eine von beiden eingedreht das Zapineisen; die Bindkette um die Bruech gewickelt und an den beiden Laschen des Ranktisches verankert, diesen blockierend; entsprechend die Ferjä; die Spindel quer dazwischengespannt; das Überbindkettlein um die Bruech gewunden; und die Zusammenhängkette, wie die Guntlungen, an ihrem Mittelring an den Zapinstiel, der auf dem Ranktisch aufrucht, gestrupft, so daß die Guntel am Boden nachklirren. Auf diese Hängematte von Ketten legt er den Futtersack und die Decke des Pferdes. Dann spannt er ein. Bevor wir ihn aber ins Tobel begleiten können, muß noch eine andere Bedingung erfüllt sein.

b) Erstellung und Unterhalt des Schlittweges

Ein übles Kapitel für Schiers! Der Posten «Transport und Verlad» ist durchschnittlich bedeutend höher als der Posten «Rüstlöhne» und frißt den Hauptteil der Einnahmen jeweils von vornherein auf.

Forstjahr	Transport und Verladekosten		Rüstkosten		Gesamt- ausgaben	Nut- zung	Bemerkungen
	Fr.	‰	Fr.	‰	Fr.=100‰	m ³	
1944/45	93 000	41	92 000	40,5	226 500	4648	Tobelweg
1945/46	129 000	45	92 000	32	287 000	4515	Tobelweg
1946/47	159 000	52	88 000	29	304 000	7771	Tobelweg
1947/48	31 000	25	52 000	41,5	124 400	6840	Ohne Tobelweg, ortsnahe Schläge
1948/49	70 000	39,5	61 000	35	177 300	3905	Ohne Tobelweg, Seilanlage, große Transportdistanzen

Das heißt, drastisch ausgedrückt: bei normalen Holzpreisen kann die Gemeinde ihre hinteren Wälder, und das ist die größere Partie, gar nicht nutzen. Allenfalls lohnt es sich gerade noch — als Arbeitsbeschaffung —, das Block- und Papierholz herauszunehmen; die übrige Ware läßt man, wenn sie nicht schon in der Nähe eines Baches liegt und flößbar ist, am besten an Ort und Stelle verfaulen. Dabei sind nicht etwa die Weite, Zerrissenheit und Steilheit des Geländes das Haupthemmnis — das haben andere Gemeinden z. T. auch —,

sondern die Rutschhänge unterhalb Schuders: der natürlichste, einfachste Weg, die Tobelsohle, ist an einigen Stellen unpassierbar für Pferde und Schlitten! Zwar läßt sich während der besten Zeit sogar dort ein Weg direkt neben und über dem Bach an den Hang kleben, aber dieser Steg wird bei jedem Witterungsumschwung überschüttet, zermalmt, gesperrt: durch Lawinen bei tüchtigem Schneefall, durch Gestein, Schutt und Wasser bei beginnender Schneeschmelze. Daß sich die Fuhr aber bis in den Spätwinter hineinziehe, damit muß man rechnen, denn erstens fällt oft erst nach Neujahr genügend Schnee zur Tobelfuhr, und zweitens handelt es sich, wenn man schon die Erstellung all der Tobelbrücken auf sich nimmt, immer um eine große Menge zu führenden Holzes. Den Erfolg der ganzen Fuhr an diesen dünnen Faden zu hängen, darf die Gemeinde nicht mehr riskieren. Der Faden riß auch schon: trotz tagelangen Schaufelns, Brückleinbauens und Herumwatens im Dreck blieb ein beträchtlicher Teil des Holzes im Tobel liegen und konnte erst auf Umwegen und lang nach vorgesehener Frist an Land gebracht werden. So verzichtet die Gemeinde in den letzten Jahren — seit 1946 trat die Überbrückung der neuen, hohen Geschiebesperren außerhalb des Rutschgebietes (Abb. 14) erschwerend hinzu — von vornherein auf die Benützung dieses mittleren, unsicheren Tobelstückes. Sie schlittet das Holz der hinteren Wälder nur noch bis zu einem gewissen Punkt, z. B. zur Schuderser Säge, seilt es von dort zum Schuderser Alpweg hinauf und führt es, winters oder sommers, auf der Kommunalstraße nach Schiers hinunter. Solche Umwege sind auf die Dauer nicht tragbar. Kantonale und eidgenössische Experten haben eine bessere Erschließung des Tobels geprüft. Zwei Lösungen stehen sich grundsätzlich gegenüber: permanente Holzseilbahn oder gut ausgebauter Waldweg, beide von Schiers zur Großen Schere (zum Punkt, wo das Haupttobel sich verzweigt). Der Weg ist von den Schierser Förstern auf der linken Tobelseite generell ausgesteckt worden, doch traut man auch hier dem Gelände schlecht. Was in dieser Sache weiter geschieht, weiß ich nicht; man hört nichts mehr davon. Das letzte Wort wird wohl der Nervus rerum, das Geld, sprechen.¹⁰²

Der Tobelweg ist für Schiers bis dahin die wichtigste Holzschlittbahn gewesen, und im Furner Tobel bleibt er die zentrale winterliche Achse. Daneben unterscheidet man ganz allgemein dreierlei Arten Wege, auf denen das Holz zu Tale gebracht wird: 1. Die Kommunalstra-

102 Die ganze Problematik unseres Tobels ist eindrücklich dargestellt worden in einem «öffentlichen Vortrag von Oberförster Dr. W. KUHN, gehalten am 19. Februar 1951 an der Eidg. Techn. Hochschule in Zürich, gedruckt in «Prättigauer Zeitung und Herrschäftler» (Nummern Ende Mai/Anfang Juni 1951): «Der Schraubach als Urheber bedeutender forstlicher, bautechnischer und sozialer Probleme». Die Tabelle S. 185 ist diesem Vortrag entnommen.

Ben, wie z. B. die Straßen Schiers—Schuders, Schiers—Stels usw. 2. Die Waldwege. Dazu kann man auch die Alp- und Maiensäßwege rechnen. 3. Die Schlagwege. — An den Kommunalstraßen ist der Kanton beim Bau und Unterhalt wesentlich beteiligt; es sind richtige, gekieste Bergstraßen, sommers sogar mit Autos befahrbar. Die Waldwege wurden von der Gemeinde erstellt und müssen, da dies mit Subvention geschah, auch dauernd von ihr unterhalten werden. Sie sind im Vergleich zur Ausdehnung des Gebiets recht spärlich und — anfangs der Neunziger Jahre wurden die ersten gegraben — zum größten Teil im Sommer nur schlecht oder überhaupt nicht befahrbar. Umso wichtiger werden die Schlagwege, die Verbindung des einzelnen Schlages mit dem nächsten Waldweg oder dem Tobelweg. Gestaltet sich diese Verbindung besonders schwierig oder streckenmäßig weit, so wird ihre Erstellung als Sonderakkord vergeben. Das war z. B. meistens der Fall beim Bau und Abreißen der Wege und Brücklein im Tobel. Seit wir einen Unterförster haben, fallen solche Aufgaben meistens ihm und den Gemeindearbeitern zu. Sonst aber gehört die Erstellung des Schlagweges zum Rüstakkord und ist ziemlich genau umschrieben im Vertrag.

Der Weg wird womöglich auf 10—20 % Steigung angelegt. Natürlich hat der Förster bereits beim Zeichnen der Bäume an den Transport der Stämme — Riesen, Zusammenziehen, Lagern, Fuhr — gedacht und den Weg entsprechend ausgesteckt. Trotzdem ist sein Gefälle meistens unregelmäßig, denn er muß einerseits ständig Rücksicht nehmen auf den stehenden Bestand und andererseits möglichst ohne Umschweife zum Ziele führen. So wird auch etwa ein Stück von 30 % Gefälle eingeschaltet, wenn man dadurch keine stehenden Bäume verletzt und zugleich eine Kurve vermeiden kann. Im Stockwald wies eine Strecke von 60 m sogar ein Gefälle von 40 % auf. Sie war dafür auch besonders gut ausgebaut. D. h.: sie war mit besonderer Sorgfalt «gegraben» und «verlegt». Überall, wo der Weg steil ist, wo der Fuhrmann also «ketteln», Ketten einwerfen wird, und überall dort, wo der Weg etwas aufwärts führt, wo das Pferd also stampfend ziehen wird, muß der Rüstakkordant den Weg «graben». Und zwar umso gründlicher, je mehr Eigenneigung der Hang hat. Er geht dabei so vor: er schlägt auf der unteren Seite des künftigen Weges Pfosten ein, legt dünne Latten, Sparren, Prügel, ein Astgeflecht dahinter und schüttet den Leerraum gerade mit dem Erdaushub auf. Ein geschickter Wegbauer wird wenig Erde über den Hang hinunter werfen müssen, da er nach dem Prinzip: Erhöhung = Aushub arbeitet. Das ist ihm bei einer Wegbreite von 1.50 m meist möglich ohne Verwendung von Nutzholz. Trotzdem kommen diese Wege die Gemeinde ziemlich teuer zu stehen. Im Jahre 1951 berechneten die Akkordanten in ihren Offerten den Laufmeter durchschnittlich mit Fr. 2.— bis Fr. 2.50. In den 6 Wintern 1941/42

bis 1946/47 kosteten Erstellung und Unterhalt des Tobelweges pro Winter Fr. 17 200.—, wovon die Erstellung jeweils allein Fr. 9 bis 11 000.— ausmachte. Dabei sind diese Wege ja nur provisorisch, nur Schlagwege, und zerfallen nachher gleich wieder. Früher, als die Fuhren noch kleiner waren, oder heute, wenn es sich bloß um einen kleinen Privatschlag handelt, wurden und werden diese Wege deshalb noch provisorischer gebaut. *Mä hed de di gröschtlü Stück nuu verläid, Verleggenü gmachet*, d. h. man rammt Pfähle ein, lehnte je nach der Steilheit des Hanges ein bis zwei schwächere Blöcker — *Verleggi-böm* — daran und grub nun den Weg nicht aus, sondern füllte ihn einfach mit Tannreisig und Schnee auf. Zur täglichen Befahrung mit schweren Lasten taugt solch ein Weg freilich nicht: die Pferde würden einsinken, die Schlitten kippen. Die Gemeinde (Versicherungen!) läßt bei ihren Akkorden heute praktisch den ganzen Weg graben. Ein teures ständiges Provisorium! Richtige Waldwege wären not.

Zur Erstellung der Schlagwege gehört auch die Überwindung von Wasserlein und Bächen, die der Weg kreuzen muß. Besonders zeitraubende oder auf Dauer berechnete Objekte solcher Art nimmt der Förster dem Rüstakkordanten meistens ab und baut sie selbst mit den Gemeindearbeitern oder vergibt sie zu einem Spezialakkord. Das ist im Rüstvertrag von Anfang an geregelt. — Die einfachste Überwindung eines Wasserleins ist der *Patsch*. Er kommt in Frage bei flachen Mulden, die ein Rinnsal führen. Zwei Stämmlein, *Bömlü*, werden dem Wasserlein parallel gelegt und kanalisieren es ab; die Mulde wird eingeebnet mit Tannreisig, Schlammerde, Tannreisig. Im Frühling nach beendeter Fuhr muß man den Patsch wieder herausreißen, damit das Schmelzwasser durch das Töbelchen vorwärtsstürzt und nicht etwa dem Weg entlangfließt.

Ebenso provisorisch, aber immerhin eine rechte kleine Brücke ist die *Bombrugg*. Da sie den Normaltyp der Tobelbrücken darstellt, wird sie sehr oft auch einfach *Tobelbrugg* genannt. Parallel zum Bach, auf aufgeschichtete Steine des Bachbetts — *das ds Wasser guät unä düürä mag, sus yschendsch gäärä-n-y* — legt man zwei Stammstücke, *d Ligerlig* oder *ds Joch*, *d Jochböm* oder *d Ärggel* (Seewis, vgl. Anm. 129), und quer darauf sechs schwächere Stämmlein, *d Bruggüböm* oder *d Böm*, die dicken und dünnen Stammenden gleichmäßig auf beide Seiten verteilend. Die beiden äußersten Brückenbäume, *d Oordböm* (mhd. ort = u. a. Ende, Anfang, Ecke, Rand) oder *d Überböm* (Jenaz), müssen am dicksten sein; gern wählt man dafür einen krummen Stamm und richtet dann den Buckel aufwärts. Die beiden anschließenden sollten eher dünnere Stämmlein sein, damit die Schlittenkufen eine gute Führung bekommen. Die beiden Randbäume werden außen durch einen Holznagel auf dem Joch festgehalten, und den übrigen Bäumlein

schlägt man je nach Bedürfnis ein Lager oder vernietet sie. Die Übergänge vom Brücklein zum Ufer werden mit Steinen und Dreck aufgefüllt und ausgeebnet. Gleichzeitig mauert man dort meistens einen Eckpfahl und Leitpfosten, *ä Stüper*, mit ein. Das ist nötig, weil die meisten Brücken rechtwinklig zum Bach stehen und der Weg daher oft in einer Kurve auf sie herein führt. Ein Umkippen auf der Brücke wäre ohnehin bald richtig, da der Weg dort gern etwas hohl oder — bei wenig Schnee auf dem Rundholz — glitschig ist (vgl. Abb. 23). Deshalb wird gelegentlich von Anfang an Tannreisig auf die Brücke gelegt — daß die Äste links und rechts hinausstrubeln —, Dreck darauf geworfen, das Ganze mit Wasser begossen, so daß alles miteinander zusammengefriert zu einer festen, sicheren Schicht. Im Frühling werden diese Tobelbrücklein wieder abgerissen, d. h.: wenn die Schneeschmelze noch Zeit läßt dazu. Es ist schon vorgekommen, daß bei plötzlichem Föhneinbruch die Fuhr recht eigentlich ertrank und man die Brücklein einfach dem Bach überlassen mußte, bis schließlich die Gemeindearbeiter die Reste zusammenlesen, aufsägen und herausflößen konnten. In normalen Jahren aber führt man das Brückenholz des vorderen, breiten Tobels — es ist zu breit, als daß sich das Hintragen zum Ufer lohnte — sofort nach Abschluß der Fuhr heraus, und im hinteren Tobel — vom «Graushegg» oder «Veltliniser Brügglein» an — lagert man es an bach- und rüfesicheren Stellen, so daß man es im nächsten Winter gleich wieder zur Hand hat.

Die Entsprechungen zum *Patsch* und zur *Bombrugg*, diesen beiden provisorischen Einrichtungen der provisorischen Schlagwege, sind der *Holzhaschtü* und die *Chnebelbrugg*, beide zur Dauer bestimmt und deshalb vorwiegend bei Waldwegen, z. B. am Landquartberg, am Hang hinter Fajauna usw., anzutreffen. Der Holzkasten oder die Verbauung, wie ihr anderer Name lautet, wird nötig, wo der Weg eine Runse, ein Töbelchen überqueren soll. Unterhalb des Weges, parallel zu ihm legt man ein starkes Stammstück hin, es natürlich gut verankernd in den Seiten des Tobels, darauf zwei Querhölzer, dann wieder ein Längsholz, und so fort, bis auf die Höhe des Weges. Die Längshölzer, die nach oben ständig zunehmen an Länge, werden dabei von Stufe zu Stufe hangwärts etwas zurückversetzt, so daß der ganze Kasten schließlich nicht senkrecht steht, sondern sich schräg nach unten verstrebt und sperrt. Damit die Längs- und die Querhölzer, *d Chaschtüböm* und *di Travärs*, nicht rutschen aufeinander, schlägt man ihnen an den Verbindungsstellen *Läger* (Lager), *tuüd schä yngwätä*. Und damit das Geschiebe, mit dem man den Kasten auffüllt, auch sicher im Kasten bleibe, der Weg nicht einsacke, legt man auf den untersten, ersten Längsbaum nicht bloß zwei Querhölzer, sondern einen richtigen *Palanggäbodü*, einen Boden aus halbierten Stämmlein. — Im Unterschied zum

Holzkasten ist die Knebelbrücke frei, schwebend, eine Brücke. Im Unterschied zur Baum- oder Tobelbrücke ist sie auf Dauer berechnet und daher besser ausgebaut. Das zeigt sich bereits beim Brückenkopf. Wo es gerade geht, legt man die beiden Unterlager, die *Ligerlig*, auch bloß auf einen tüchtigen Stein, einen Felsbrocken oder sonst eine natürliche Unterlage. Meistens aber genügt das nicht, denn dieses Brücklein überspannt in der Regel — nicht wie die Tobelbrücke — auf flachem Gelände einen Bach, sondern an steilem Hang eine Runse. So muß man sehr oft auf beiden Seiten zuerst einen kleinen, dreieckigen Holzkasten, äs *Chäschтли*, zimmern, bevor man die Ligerlinge überhaupt anbringen kann. Die beiden Ligerlinge werden miteinander verbunden und überspannt durch 3 Stämme von ca 25 cm Durchmesser. Quer über diese *Unterzüge* und dicht aneinander legt man die *Chnebel* oder *Palanggä*. Sie bilden den Boden der Brücke und geben ihr den Namen. Dieser Boden ist natürlich viel leichter zu begehen als die sechs Längsstämmlein der Baumbrücke, zumal im Sommer bei Nässe. So ist die Knebelbrücke auch die einfachste und beste Brücke für Wege, auf denen Vieh getrieben wird, also auch für den Alpweg. Zur Beschwerung der Knebel und zugleich als Geländer wird auf jeder Seite schließlich noch ein Stamm hingelegt, der *Überbom*. Traut man der Tragkraft der Unterzüge nicht recht, so werden sie von unten her gestützt durch Pfosten, die man oben etwas gabelt, zu einem *Gaißfuß* höhlt, oder schlimmstenfalls gar durch irgendeinen *Holzbock*.

So, gegraben und mit Brücklein versehen, übernimmt der Fuhrakkordant den Weg vom Rüstakkordanten oder der Gemeinde. Für den Wegbau mußte er keinen Finger rühren; der Wegunterhalt, solange die Fuhr dauert, ist nun seine Sache. Die Gemeinde hat die Erfahrung gemacht, daß diese Lösung für sie am billigsten und angenehmsten ist: Reklamationen über «schlechten Weg» sind nun nicht mehr möglich; der Akkordant schon den Weg, den er selbst in Ordnung halten muß; und er spart dabei, so gut es geht, d. h. er fährt allenfalls auf einem Weg, wie er ihn von der Gemeinde nie akzeptieren würde. Immerhin wissen die Akkordanten schon: «Gut eingerichtet, ist halb gewerkt» und stellen deshalb je nach der Strecke einen oder zwei *Wäger* an. Befahren verschiedene Akkorde dieselbe Strecke, werden die Kosten verteilt — *verschnitzt* — gemäß geführter Holzmenge. Als Wegmacher melden sich nicht ungern Bäuerlein, die in der Nähe gerade eine Winterung haben; die Wegarbeit zwischen beiden Fütterungszeiten bringt ihnen einen willkommenen Nebenverdienst. Bei schweren Wegverhältnissen aber sind ganztägige Arbeiter nötig. Worin besteht ihre Arbeit?

Sobald es das erste Mal geschneit hat, beginnt die Fuhr. Pferd, Bockschlitten und Mann reißen beim Hinweg zum Schlagort die Spur

einmal auf. Diese Spur wird nun mit leichten Fuhren gebahnt, immer weiter hinunter und hinaus. Gleichzeitig *verlegt* man mit den ersten Lasten den Weg, d. h. bringt überall dort, wo er besonders abschüssig und ohne natürliche oder gute Schneeborde ist, *Verleggenä*, seitliche Leitstämme, an. Die Pfosten, die zu ihrer Sicherung nötig sind, hat der Rüstakkordant an verschiedenen Orten in kleinen Lagern bereitgestellt. So wird der Weg von hinten, vom Schlagort her, allmählich erschlossen. Das Holz der letzten Tour wird gewöhnlich bereits bis ins Tal mitgeschleppt. Oft ist dies aber gar nicht möglich, weil erst in der Höhe genügend Schnee gefallen ist. Dann lagert der Akkordant das Holz irgendwo unterwegs an einer günstigen Stelle. Man nennt diese Teilstreckentransporte, die man natürlich tunlichst vermeidet, (*Holz*) *uubersetzä*. Wie dem auch sei, am gleichen Tag mit den Fuhrleuten beginnt auch der Wegmacher sein Werk. Er bessert mit Pickel und Schaufel nach, was die Fuhren erst im groben zugeschnitten haben. Er verbreitert hier eine Kurve, schaufelt da eine Stelle sauber aus, pflastert dort ein festeres Wegbord und setzt schließlich, soweit die Fuhrleute es nicht schon selbst getan haben, an spitzen Kehren um scharfe Geländeecken Gleithölzer ein. Je nach Dringlichkeit verankert er einen Pfosten fast senkrecht an der inneren, steilen Wegkante oder legt einen leicht nach außen geneigt quer über den Weg, oder gar beides. Die Namen dieser Pfosten — *Strycher*, *Schwinger* (Conters), *Schwirrä*, daß *si hinä-n-um-schwirräländ*, (Seewis) — geben Auskunft über ihre Funktion: Holz gleitet am besten über Holz; die Stämme der Fuhre sollen hinten herumgeworfen werden, denn wenn sie an der Kante stark streifen und höherklettern, überstülpen sie den Schlitten nach außen.

Ist der Weg nun eingerichtet und mit immer schwereren Fuhren eingefahren, werden auch schon Reparaturen nötig. Die Schlittenkufen haben, zumal dort, wo «gekettelt» werden muß, tiefe Rinnen aufgewühlt und eingedrückt. Je tiefer diese *Läisä* sich eingraben, desto höher erhebt sich zwischen ihnen der Grat, *der Graad*, oder wie ich dafür auch hörte, *där Mittelgroot* (Seewis), *ds Ripp* (Conters), *der Rügg* (Jenaz), *der Hoorügg*¹⁰³ (Furna). Dieser Grat wird zwar durch die Stämme, besonders durch einen großen einzelnen, durch einen Dreierboden und vor allem durch die Guntler, immer wieder etwas ausgeglichen, aber der Weger muß doch gelegentlich mit dem Pickel nachhelfen. Sonst verlieren die Pferde an Standfestigkeit, straucheln und vertreten sich. — — Schlimmer für die Sicherheit des Gefährts ist der

103 Beim Zerlegen eines Schweinerückens werden die Rückenwirbel nicht mit-
ten durchgesägt, vielmehr beidseitig ein Stücklein der Rippen drangelassen.
Dieses Mittelstück ist der *Hoorügg*.

«hohle Weg», wenn der Übergang Fahrrinne—Seitenwand nicht mehr kantig, sondern wannenförmig rund ist. Da heißt es dann etwa: *Das ischt afü ä räuchi Ggafäirä* (hohler, ausgewaschener Weg; kännelförmiges Holzries, vgl. S. 83). Die Schlitten wiegen bald links, bald rechts empor in labilem Gleichgewicht, und es braucht oft nur noch wenig — z. B. Anstoßen des Holzes hinten, etwas einseitige Fuhre —, und das Gefährt kippt um. Der Weger muß mit Pickel und Schaufel die Ränder nachschärfen. — Auch *di falschä Läsä, diä ooset mü*, fürchtet und scheut man. *Falschi Läsä*, Doppelspuren der Kufen, entstehen, wo der Weg aus Schneemangel keine rechten Seitenwände hat oder wo er zu breit, zu ausgefahren ist. Das Gefährt rutscht dann plötzlich von einer Spur in die andere, weist nebenaus oder schlägt doch gegen die Seitenwand. Geschieht dies immer wieder an der gleichen Stelle, so ergibt sich dort recht bald eine Ausbuchtung des Weges nach der Seite und in die Tiefe: *ä Ggätsch* oder *üs Schleggli*. Diese Löcher versetzen nicht nur jedesmal dem Pferd einen Zwick und Ruck, sondern stellen auch den Bockschlitten auf eine harte Probe. Der Weger gleicht sie aus, indem er Schnee — allenfalls auch Erde — hineinwirft, feststampft und womöglich mit Wasser besprengt, so daß eine widerstandskräftige Eiskruste den künftigen Stößen begegnet. Heute — so klagen alle Fuhrleute — sind diese Löcher viel häufiger und die Wege allgemein schlechter als früher. Schuld daran ist der Vollrankschlitten; das ist sein Hauptnachteil (vgl. S. 172). — Etwas Übles sind auch die vielen Buckel und Bühel, die jeder Weg aufweist. Man nennt sie *Wäägli* (von Waage) oder *Gwichter*. Im Moment, wo der Schlitten bereits wieder den Bühel hinabsticht, während das Holz erst an ihm auffährt — *ds Holz chund uf ds Gwicht* —, wird der Schlitten vorn etwas gelüpf^t, verliert die Führung und kippt gern um. *Uf dem chogü Wäägli hemer scho etlismaal tröölt!* Daran trifft den Wegmacher die geringste Schuld. Denn diese Buckel sind diktiert durch die Schwierigkeit des Geländes und den provisorischen Charakter des Weges; er kann sie, mittelst Schnees, höchstens etwas mildern und ausgleichen.

So hat ein Weger, der seine Aufgaben sieht und nicht erst auf die Zurufe und Befehle der Fuhrleute hin etwas anpackt, selbst bei normalen Verhältnissen immer genug zu tun. Richtig gedrängt von der Arbeit wird er aber bei besonderen Umständen. Dazu gehören meist auch Fuhrbeginn und -ende, d. h. die Zeiten des Schneemangels. Da muß er dann den Schnee von ober- und unterhalb des Weges zusammenkratzen und -tragen, und dies an hundert Orten. Der Fuhrmann (und auch der Bauer, der sein Vieh «stellt», von einem Stall zum andern übersiedelt) umschreibt diesen Zustand im Frühwinter, wenn es kalt und gefroren ist und noch zu wenig Schnee die Wege säumt, durch den

Ausdruck: *üs ischt floß*. Da heißt es doppelt vorsichtig sein: der Wegrand ist fliehend-fließend, nachgiebig-flüchtig; ritsch, prescht der Schlitten darüber hinaus. Auf solchem Boden kommt man aber immerhin noch vorwärts; im Frühling hingegen, bei aufgeweichtem Erdboden, bleibt der Schlitten überhaupt stecken. Da muß der Weger vorsorgen dadurch, daß er die Stellen, die der Sonne besonders ausgesetzt sind, frühzeitig *wässeret*, mit Wasser durchtränkt, und so ein Grundeis erzeugt, das im Frühling dann länger widersteht. Entsprechend behandelt er die Brücklein und schließt die Klaffen zwischen ihren Stämmen. Zum Transport des Wassers benützt er je nach der Distanz einen Schöpfer, eine Spritzkanne oder gelegentlich gar ein kleineres Güllenfaß auf einem Handschlitten. — — Aber auch jedes Übermaß an Schnee bringt dem Weger vermehrte Arbeit. Da rieselt und rutscht es von allen Hängen, und wer das ausschöpfen muß, das ist der Weger. In der «Hell» grub man einmal einen 30 m langen Tunnel durch einen Lawinenzug hindurch; täglich mußten 30 cm von der Decke gestochen werden, sonst streiften die Pferde mit den Kummetscheitern oben, bekamen Angst und wollten das Loch nicht mehr passieren. Unter solchen Verhältnissen ist das Wegen mehr als ungemütlich. Der Weger ist stundenlang allein, müde, vor ihm und hinter ihm bewegt es sich, rieselt, raunt — man begreift, daß er sich gern den letzten Führen des Nachmittags anschließt und ihnen möglichst bald ins breitere Tobel nachfolgt. Trostlose Verlassenheit, das ist mein bleibendster Eindruck von der Arbeit des Wegers. Ich bekam ihn vor allem, als ich einst über Mittag durch die «Rüüchi» unterhalb Schuders hineinging: rechts der Bach mit anschließender senkrechter Wand, links ein langer Hang, über den ständig kleinere Schneerutsche und — es war die Zeit der Schmelze — Erdmassen und Steine herabbröckelten und -polterten. Der Weg führte bald zwischen hohen Schneewällen durch, bald über Schutt und Steine hinweg. Und irgendwo, mitten in dieser Wüste, saß ein älterer, stiller Mann und hielt seine Mittagsrast. Er saß am oberen Wegrand im Schnee, vor sich den kältegrünen, schäumenden Bach und die in Schnee und Eis erstarrte Felswand, hinter sich den unruhigen Hang, ein paar Meter neben sich eine der schwarzen Geschiebesträhnen. Er krümelte an seiner Speise herum und schaute nur auf, wenn ein besonders lautes Kollern den Bach übertönte. Er war schweigsam, hatte nichts zu klagen und nichts zu loben. Als ich nach höchstens zwei Stunden mit den Führen zur «Rüüchi» zurückkehrte, hatte ein neuer Schub von Schnee, Steinen und Dreck den Weg bereits wieder blockiert. In rascher, gemeinsamer Anstrengung wurde der Weg gesäubert — der Weger und zwei Fuhrleute arbeiteten, ein dritter beobachtete den Hang (vgl. Abb. 21) —, und mit Hü und Hot ging's über die Stelle hinweg und aus dem Steinschlaggebiet hinaus. Wenige Tage später versank der Weg

hier endgültig, und damit die ganze Fuhr. Der Wunsch der Fuhrleute, das Wetter möchte noch einige Zeit *schürp* sein (weder gut noch schlecht, sondern *unguät*, bedeckt, neblig und windig), damit die Rüfen ruhig blieben, da der Weg im übrigen noch recht wäre, ging nicht in Erfüllung. — Aber das Wetter spielt den Fuhrleuten und Wegern auch sonst etwa Streiche. Wenn es im strengsten Winter tagelang richtig kalt ist, wenn der Schnee zu knirschen beginnt — wenn's *ritschget* —, wird nicht nur das Ziehen für die Pferde doppelt streng, sondern gefriert auch der Tobelbach, lüpf't sich und vereist immer höher, bis zu den Brücklein. Die Weger müssen schließlich Bach und Brücklein Luft machen und das Eis mit *Ysch-stopfern* brechen. Das sind Werkzeuge wie die Schäleisen (S. 79) — in der Funktion auch vergleichbar dem Schroteisen des Bauern —, nur stärker und mit längeren Stielen, kleinen Latten, versehen. Die Gemeinde besitzt etwa 5 Stück und stellt sie den Wegern zur Verfügung. — Geradezu gefährlich kann das Eis werden, das oben an den Felsen hängt. Diese mächtigen Klumpen und Zapfen, *diä Ysch-marä*, lösen sich bei Tauwetter plötzlich. Im Winter 1952/53 konnten zwei Männer, die an der Errichtung des Schlittweges nach Salgina beteiligt waren, gerade noch beiseite springen, als solch ein Gebilde auf sie zustürzte und -kollerte. Es schlug die Säge, an der sie gearbeitet hatten, mitten entzwei. — Übel spielt das Wetter den Fuhrleuten gelegentlich auch mit, wenn die Bahn in Ordnung, die Fuhr in bestem Zuge ist, und es zu schneien beginnt und schneit und schneit. Totaler Unterbruch der Fuhr, Einstellen von Hilfskräften, tagelange Mehrarbeit, die auf Kosten des Akkordanten geht, sind die Folge. Ein solches Übermaß an Schnee ist besonders ärgerlich gegen Ende der Fuhr, zumal, nachdem man am Anfang vielleicht lange vergeblich auf die ersten Flocken hat warten müssen. So warf es z. B. 1944 im Februar nochmals so tüchtig Schnee, daß er bei der Alphütte Salgina, dem Unterkunftsort des damaligen Schläges, 2.10 m hoch lag. Man schaufelte und fraß sich in den Schnee ein und hinunter bis 20/30 cm über den alten, festen Weg. Ob man den Weg und die Höhe noch einhalte, kontrollierte man von Zeit zu Zeit mit umgekehrter Schaufel, mit dem Stiel. Ein Mann hob pro Tag ca. 80 m Weg aus. Es waren lange Tage, bis die ersten Pferde wieder erschienen und bis man allmählich die verschiedenen Lagerplätze erreicht und abgedeckt hatte (vgl. Abb. 17/18).

Neben all diesen Erschwerungen und Widrigkeiten des Weges gibt es dann aber doch Tage, an denen das Fahren für Mensch und Tier eine Freude ist. Der beste Zustand des Weges — wenigstens in Bezug auf den Schnee — ist, wenn's *schlasmet*. Dann beginn'n die Fahrinnen zu glänzen und werden leicht und schlipfig wie ein frisch poliertes Parkett. Der kalte, ausgefrorene, mehlig'e Schnee — das *Gmüll* —

wird zum Sulzschnee, der, gepreßt, sich bindet zur glatten Fläche.¹⁰⁴ Der Übergang vom *Gmüll* zum *Schlasem* wird treffend gekennzeichnet durch das Wort *strychä*: *Äs heds nid rächt gstrichä* = der Schnee war noch mehlig; *äs heds strychä mögü* = der Schnee war sulzig, die Leisen wurden glänzend und glatt, die Fahrt ging leicht.

So vollzieht sich die Fuhr zwischen Dezember und März: auf halba-peren, «schloößen» Wegen oder an hohen Schneemauern vorbei, auf vor Kälte harzendem, «ritschgendem» Schnee oder über pfützig-spritzende Schmelze, freudig durch Wälder und Alpen (Abb. 19) oder geduckt durch finstere Schluchten (Abb. 20), — bis es im Frühling allmählich heißt: *D Schlittä pringend d Roß um, und d Roß pringend d Reder um*, die Fuhr sich endet und wieder die Räder zu holpern und schließlich zu rollen beginnen.

c) Der Arbeitsvorgang des Holzführens

1. Aufbruch und Weg zur Arbeit

Die Tage im Winter sind kurz, und die Wege ins Tobel sind weit. So ist der Holzfuhmann Tag für Tag der erste im Dorf. Gleichzeitig mit ihm beginnt höchstens die Frühschicht der Großmeggerei Spieß ihr Werk. Aber bis dahin hat der Fuhmann bereits sein Pferd gefüttert. Oft geschah es, daß unser Nachbar schon im Stall rumorte, wenn in meiner Studentenkamer das Licht noch brannte. Um 2, halb 3 Uhr begann er zu füttern; um 4, halb 5 Uhr brach er auf. Ein so früher Aufbruch wäre bei normalen Verhältnissen gar nicht nötig, aber man weiß nie, was einem auf der Fuhr begegnet, und da hat man dann gern einen möglichst langen Tag vor sich; lieber kehrt man schon um 2, 3 Uhr nachmittags nachhause, als daß man sich am Morgen erst um 6, 7 Uhr aufmachte und dann allenfalls in die Dunkelheit geriete. Ein weiterer Grund kommt hinzu: Die Fuhrleute hetzen sich gegenseitig, jeder will zuerst am Ladeplatz sein. Der Erste bleibt im Vorteil für den ganzen Tag: er erhält seine Fuhre am untersten, nächstgelegenen Sammelplatz, kann sie sich vielleicht sogar auslesen; er ist zuerst fertig und fährt als erster wieder los; wenn er Pech hat, stoßen die folgenden auf ihn und müssen ihm unweigerlich helfen, er hingegen merkt es vielleicht nicht, wenn die dritte Fuhre nach ihm umkippt, und schlittet fröhlich weiter; er hat ja zudem die beste Bahn.

104 Zum Ausdruck *Gmüll* hörte ich folgendes Wortspiel: Ein junger Fanaser soll erzählt haben, als er und sein Vater zusammen Holz geführt hätten, sei *äis Gmüül* auf dem Wege gewesen. (*Gmüll* = zermahlener Schnee; *Gmüül* = Gemaule, Geschimpfe).

Gerade umgekehrt verhält es sich, wenn Neuschnee gefallen ist: da murkst man um die letzten Plätze. Das ist ein allgemein menschlicher Zug, er wird aber verschärft durch die Humorlosigkeit des Akkordwesens. Die Pussereiner (die Leute einer ungefähr drei Viertelstunden über Schiers gelegenen Fraktion) trieben es so weit, daß sie morgens die Geschelle in den Futtersack steckten, damit die Schierser, die unten das breite Haupttobel hineinzogen, ja nicht merkten, welchen Vorsprung sie auf ihrer Höhe bereits hätten. So drängte man sich gegenseitig zu immer früherer Tagwache, bis man schließlich die Fuhren bei künstlichem Licht laden mußte. Da erkannte man den Unsinn und haute ihn ab. Aber er lebt weiter und springt gelegentlich wieder auf, denn er bezieht seine Nahrung aus der alten, wettkämpferischen, kräftemessenden Einstellung des Alpenbewohners und Hirtenvolkes.¹⁰⁵ Holz zu laden und zu führen, noch bevor es tagt, ist sachlich nur gerechtfertigt im Frühling, bei Tauwetter. Da gilt es, die Kühle der Nacht zu nützen. So hat man in der Not auch schon beim Mondschein Holz geführt oder, bei trübem Himmel, doch wenigstens vor dem ersten Tagesgrauen bereits die Schlitten geladen.

Besonders früh aufstehen mußten jeweils auch die Leute, die mit Ochsen ins Tobel fuhren. Wenn sie um 8 Uhr in Drusen sein wollten, mußten sie um 1 Uhr starten. Beim Füttern um Mitternacht saß der Bauer dann oft auf einem Melkstuhl hinter dem Ochsen und streichelte ihn von Zeit zu Zeit mit einer Gerte, damit er überhaupt fresse und nicht wieder einschlafe. Das war immer noch besser, als ihn nur halb gefüttert auf den Weg zu stacheln. — Die Ochsen waren auch beschlagen, allerdings nur seitlich, damit ihr Spalthuf seine Bewegungs-

105 Bleiben wir zunächst bei den Pussereinern. Sie zeigen sich auch beim Heuen ähnlich *gebittloos* (unnachgiebig-eifrig, strebsam-zäh). Wenn das Gras einmal einigermaßen reif ist und einer zu mähen beginnt, folgen gleich alle andern, und ein stiller, verbissener Wettkampf hebt an, wer zuerst obenum sei, in den Maiensässen anlange. Hin und wieder, so versicherte mir ein Pussereiner selbst, versteigt sich dieses Rennen bis zur Gefährdung des quantitativen und qualitativen Ertrags. Da findet es dann aber auch seine Grenzen. — Die Pussereiner besigen die Alp Mutten, die Schierser die Alp Drusen. Eines Morgens, kaum haben sie das Vieh gemolken und wieder auf die Weide gelassen, jauchzen die Muttener — Senn wie Hüttenbub — nach Drusen hinüber: Ju-hu-hu-hui, wir sind fertig! Die Drusener kassieren das ein. Am nächsten Morgen beginnen sie früher und melken noch schneller, stellen sich in Reih und Glied, und nun sind sie es, die hinüberjauchzen. So treibt man sich gegenseitig, bis man im Halbdunkel der Laternen milkt und den Kampf schließlich abbricht. — Aber auch innerhalb der einzelnen Alpgemeinschaft selbst wird meistens gemolken im Zeichen des Wettkampfes. Wer ist zuerst fertig mit seinen Kühen? Dabei geht es oft hart zu und her. Als einst einem Alpknecht nach dem Melken die Haut in Fegen von den Daumen hing, stand der Senn, der sich und dem Hirten die besten Kühe zugehalten hatte, nur lachend daneben. Der Zusenn, der seinerseits schwertat an den übrigen zähen Tieren, zum Glück aber auch vollhändig melken konnte und des-

freiheit bewahre. Sie hatten aber kein Kummet, sondern zogen im Joch. Um das Zugvieh ans Joch zu gewöhnen, band man bereits dem Jungtier Backscheiter hinter den Hörnern auf den Kopf. Das *Wätü*, das Einscirren ins Joch, geschah folgendermaßen. Zuerst legte man den *Wäthuder*, ein polsterndes Tuch, um die Hörner herum, hinten doppelt, aber ohne irgendwelchen Knopf, und darauf die *Hülä*, ein Stück ungegerbten Kalb-, Schaf-, Hunde- oder Dachsfelles. Das Fell reichte von den Augen bis zum Nacken. Auf diesem Unterbau band man mit dem *Jächhülm*, einem Lederriemen, das Joch an den Hörnern fest. An den beiden Strupfenlöchern zuäüßerst am Joch befestigte man schließlich die Zuglatten. — Die Ochsen waren wohl langsam im Aufstieg und mußten morgens lange vor den Pferden aufbrechen; aber bei schwerem Schlitten hielten sie mit ihnen Schritt, man konnte sie ohne weiteres in die Kolonne einfügen, sie wirkten nur ausgleichend. Denn in der Zug- und Bremskraft waren sie den Pferden ebenbürtig, kamen aber nie wie jene auf die Idee, plötzlich durchzubrennen oder dann wieder hockstill zu stehen. In Valzeina trauten sich einst sämtliche Rößler nicht recht an das größte Block heran; schließlich mußte ein Ochse herhalten. Er bremste und zog den Riesen gemächlich zu Tal. Man begreift, daß die Alten, wenn die Rede auf diese Dinge kommt, immer wieder eine Lanze brechen für die Ochsen. Sie meinen dabei im Grunde genommen aber nicht einmal die Ochsen, sondern die gute alte Zeit überhaupt. Denn mit den Ochsen verschwand der ranklose Schlitten, verschwand die Regiearbeit, schwand das 19. Jahrhundert. Sobald der Grundsatz: Zeit ist Geld, sobald das Akkordwesen eindrang, war der Ochse nicht mehr zu gebrauchen. Das Pferd

halb bloß geschwollene Hände hatte, trat eben erst aus dem Krankenstall hinzu. Er unterstützte den Geplagten zunächst: Ja, mit solchen Händen könne er unmöglich weiter melken; dann aber stach ihn doch der Schalk: *Du hettischt haalt au solä Mälchchnüderä pschickä!* (Du hättest halt auch Hornhautpolster — wie sie sich auf den Daumen der Melker mit der Zeit bilden — kommen lassen sollen!). Der Knecht, in seinem Schmerz und der plötzlichen Wendung nicht gewachsen, antwortete ernst: *Jaa, i han käin gsee, das ärä usgschribä gsi sind.* Senn und Hirte hielten sich die Seiten vor Lachen. Der Knecht aber mußte seinen Posten aufgeben. Als Ersatz sprang der Alpvogt ein. Der rühmte zunächst seine Melkkunst, jedoch nach zwei Tagen hatte er auch Blasen. Da tat er das Dummste: er strich Harz darauf, und die Blasen plägten erst recht. Auch der Alpvogt mußte die Alp verlassen. Es war schwierig, eine weitere Kraft zu finden. — Die Beispiele für die Wettkampffreude des Alpenbewohners ließen sich beliebig mehren: Beim Wildheuen wird die Verteilung mancherorts völlig dem Wettkampf anheingestellt: Statt aller Interessenten am gleichen Ort, zu gleicher Zeit: Wer die schnellsten Beine und die ausdauerndsten Arme hat, gewinnt am meisten Heu. — Im Unterland trennt man zwei Kühe, die ringen; im Alpengebiet legt mancher Bauer viel Geld aus für die Heerküh (die beste Ringerin). — Innerhalb meiner Arbeit erinnere ich noch etwa an das Kapitel Flößen (z. B. S. 147, 154) und an die Einleitung zum Kapitel Holzfuhr (S. 162).

konnte man in Trab setzen, den Ochsen nicht. Hätten wir Wege, wären wohl auch die Pferde nicht mehr rationell genug; Motoren dröhnten durchs Tobel.

Vorläufig aber bimmeln noch die Pferdeglocken und -glöcklein durch die Wälder, von morgens 4, 5 Uhr bis nachmittags 3, 4 Uhr. In eisiger, meist sternklarer, klirrender Nacht bricht der Fuhrmann auf. Den Schlitten und die übrige Ausrüstung hat er schon am Abend bereitgestellt (vgl. S. 180), am Morgen nach dem Füttern spannt er gleich ein und fährt ab. Still zieht er durch das wieder tief schlafende Dorf. Irgendwo, vielleicht noch im Dorf, vielleicht beim Tobeileingang, vielleicht auch erst weit im Tobel drinnen, begegnet er einem andern, holt ihn ein oder läßt sich einholen: bis zum Schlag sind die meisten beisammen, in lockeren Grüppchen und schließlich in beinahe geschlossener Kolonne. Der Ladplatz wirkt auf Mensch und Tier beschleunigend. Denn bis die ersten geladen haben und wieder fahren, sollte auch der letzte da sein; sonst muß er ständig ausstellen, die Lader nochmals besonders beanspruchen und die Fahrt durchs Tobel hinaus allein machen: er erregt Aergernis und gerät zudem immer mehr ins Hintertreffen. So ist der Weg zum Ladplatz eine stete Steigerung.

Am Anfang durchs Haupttobel hinein nimmt man's noch eher gemächlich. Mensch und Tier sind noch müde. Der Fuhrmann hat sich auf dem Schlitten gelagert. Durch das Tobel heraus weht es kalt. Der Mann schlägt die Pferdedecke um sich. Er weiß, daß er auf dem Tobelweg ist und das Pferd den Weg kennt. Gespenstische Schieferformen gleiten vorüber. Sind es Tannen, sind es Felsen? Von Zeit zu Zeit erwacht er aus seinem Halbschlummer, vergewissert sich, wo er ist, ruft dem Pferd ein aufmunterndes «Hü!» zu und düselt weiter. Aber das Pferd ist auch nicht immer so wach, wie es tut. Gelegentlich einmal läßt es sich täuschen über den Weg, nimmt eine Kurve zu weit oder zu eng und leert den Schläfer aus. Besonders gern geschieht das bei Brücklein. Als ich einst bei Tagesanbruch das Tobel hineinstapfte, kam mir gerade solch ein sonderbares Gefährt entgegen: Mann, Pferd, Schlitten, aber kein Holz. Was fehlte? Nichts, als daß alle drei naß waren und auf die erste Tour verzichten mußten. Der fuhrmännliche Morgenschlaf wurde auch schon zu Scherzen ausgebeutet. Man grub, etwa nach einem Markt oder Tanz, wenn einer zu lange gehengert oder zu brav gesoffen hatte, rasch eine Fahrinne nebenaus, und der selige Träumer erwachte — im Schnee oder gar im Wasser.

Der Fuhrmann sitzt, es müßte ihm denn zu kalt geworden sein, erst ab, wenn der Weg stärker steigt. Und da hat er dann gleich tüchtig zu marschieren und zu laufen. Denn die Pferde eilen umso mehr, je steiler es bergauf geht. Sie nehmen die einzelnen Stiche geradezu im Laufschrift, halten an und stampfen und schnauben, auf den Zuruf

der Fuhrleute, von neuem los. Diese folgen ihnen meistens zu zweit oder dritt und gleichen für sich, so gut es geht, das stoßweise Marschieren aus. An gefährlichen Stellen aber tut der Fuhrmann gut, bei seinem Pferde zu sein. Einst ließen zwei Fuhrleute ihre Pferde allein ein in den Felsen gesprengtes Wegstück betreten. Da hörten sie auch schon ein Schreien, Schlagen, Poltern, Rauschen. Das erste Pferd, ein Einauge, war neben den Weg geraten. Voll Angst hastete der Fuhrmann des zweiten seinem eigenen Pferd nach. Er fand es jenseits der Gefahr, weiter oben. Das gute Tier hatte sich nicht beirren lassen. — Weniger schlimm ging es einem Mann, der bekannt ist für sein lautes, aufschneiderisches Reden. Als er wieder einmal, seinem Gefährt vorauslaufend, sich zwei andern Fuhrleuten anschloß und zu prahlen und zu disputieren begann, spannten andere ihm hinten das Pferd aus. Getreulich folgte es seinem Herrn. Ein gut Stück weiter oben bei einer Kurve erblickten die vorderen es plötzlich. *O Herr Jeß, wo hescht du der Schlittä? Diär heds truüti (offenbar) pressiärt mid ysplanü!* Polternd und fluchend, betuernd, daß am Morgen er auf der einen, der Vater auf der andern Seite richtig eingespannt hätten, mußte der Prahler mit seinem Pferd umkehren und den Schlitten holen, vorüber an den übrigen Fuhrleuten, die ihn nicht schonten.

2. Laden

Erhitzt erreichen Mensch und Tier nach zwei, drei oder mehr Stunden Marsch den Ladplatz. Ein älterer, schwerer Fuhrmann, der beim Aufstieg jeweils sein Herz spürt, schimpft: *Laufä muäs mä de schoo, das mä vilä* (beinahe) *värreckt! I bin traufsygü-nassü* (träufend und sickernd, d. h. durch und durch naß), *schoo bis uf dü Lyb!* Gern nehmen die Fuhrleute, wenn sie gerade an der Unterkunft der Lader oder Rüster vorbeikommen, vom Koch einen Schluck Kaffee an. Sie besorgen dafür über den verrechneten offiziellen hinaus auch den privaten Nachschub und Nachrichtendienst. Meistens aber geht es direkt auf den Ladplatz. Die Lader haben sich auf die verschiedenen Lager des Schlages verteilt; ihr Anführer weist die Pferde zu ihnen, oder sie rufen sie selbst herbei. Im allgemeinen gibt es da nicht viel zu dirigieren; die Fuhrleute kennen den Schlag bereits und wissen: so und so viele können hier laden, so und so viele dort, und die Späteren müssen höher hinauf oder warten.

Aber die Fuhrleute warten nicht gern. Gerade dazu hat man ja Lader angestellt, daß immer mindestens so viele Fuhren bereitliegen, wie Pferde erscheinen, und daß alle Lader und alle Fuhrleute gleichzeitig arbeiten können. Dann geht das Laden sehr rasch. Ich erinnere mich an das prächtige Bild auf der Alp Laubenzug im Valzeiner To-

bel: Pferd um Pferd taucht aus dem letzten Steilstich auf, in züigem Schritt strebt die Kolonne über das Hochplateau dem mächtigen Lager zu, fächert sich auf, und nun herrscht für eine Viertelstunde emsiges Leben auf der sonst so stillen, weiten Fläche. Einzeln brechen sie auf bis zur Geländekante. Dort hängt jeder noch einen oder zwei Guntler an — ein Herrschäftler, der in der Nähe eine Viehwinterung hat, schleppt sie mit seinem mageren Rößlein bis dahin —, und gemeinsam geht es durch die «Kämpfi», eine Felsengalerie mit Tunneln, hinaus nach Valzeina. Es war eine bewährte Arbeitsgemeinschaft, die das so organisiert hatte: die «Meierig», zwei Brüder Meier mit ihren Söhnen und Neffen, und zwei andere langjährige Mitakkordanten von Schiers. — Wenn aber die Fuhrleute selbst erst die Fuhren zusammenstellen müssen, ist das Laden eine arme Murkserei. Ich erinnere mich an Szenen im Schierser und Furner Tobel. Zwei, drei Fuhrleute schinden sich an einem Steilhang ab, aus der gefährlichen Masse des Lagers vorsichtig einzelne Blöcker auf den Weg hinunterzulassen. Endlich liegt der erste Stamm auf dem Schlitten. Der zweite paßt nicht dazu. Wohin mit ihm? Man muß ihn wegaufwärts schleppen oder mit dem Schlitten etwas vorfahren und die übrigen Stämme nachziehen. Der erste Stamm fällt wieder vom Schlitten: das Pferd hat, in seiner unbequemen Stellung, sich bewegt. Ist schließlich der erste Schlitten geladen, so fährt der Fuhrmann ein Stück nach unten, an eine flachere Stelle, bindet das Pferd kurz, legt allenfalls noch mehr Ketten ein. Trotzdem muß er von nun an immer wieder: «Üüü!» (Halt!) nach unten rufen, denn das Pferd möchte beimzu, wirft ungeduldig den Kopf, daß die Schellen und der leere Futtersack tanzen, schüttelt sich, daß die Latten klappern. Ja, solches Laden dauert mehrfach so lang und ermüdet Mensch und Tier. Das Geld verdient der Fuhrmann aber mit Fahren, nicht mit Herunrupfen. Darum lohnt es sich bei jedem größeren Akkord, Lader anzustellen. In der Regel genügen zwei bis vier. Gern nimmt man dazu Leute, die schon beim Rüsten dabei waren. Sie wissen am genauesten, wo überall Holz liegt und wieviel. Wenn die Rüstarbeiten, wie das während des Krieges etwa geschah, bis in die Fuhr hineindauern, schließt man ein Abkommen mit dem Rüstakkordanten und übergibt gerade ihm und seinen Leuten das Laden.

Die eigentliche Aufgabe des Laders besteht darin, aus der Masse des Holzes die einzelnen Fuhren zusammenzustellen und vorzubereiten. *Fertü z rüschttä*. Dazu gehört als Vorbedingung natürlich auch das *Aabschneewä*, Abdecken der Lager, und das Ausschaufeln der Zufahrtswege. Auf der Alp Laubenzug war das eine kleine Sache, weil da die Fuhrleute wegen späterer Schneebrettgefahr (Laube = Lawine) das Holz bereits im Frühwinter zu einem Haupt- und einem Nebenlager

zusammengezogen hatten. Aber in manchen Schlägen sind die Lager recht klein und liegen beträchtlich auseinander. Da gibt es dann ordentlich zu schaufeln, zumal bei plötzlichem, tüchtigem Schneefall (S. 190). — Die Lader überlegen sich nun bei jedem Block, den sie von der Rolle herunterlotsen, wie er am besten in die Fuhren eingebaut werde, z. B.: Die zwei geben einen hübschen Doppel; diese drei tun wir zusammen zu einem Dreierboden; den Krümmling da müssen wir oben drauf nehmen; ob jener Große wohl genüge als Einzelholz?, nein, aber wir binden ihm noch die beiden kleinen da bei und hängen ihm den als Guntler an. usw. Wichtig ist, daß immer eine möglichst ergiebige und doch führige Last zusammengestellt wird. Was einer vorn als Hauptlast weniger hat, bekommt er hinten als Guntler mehr; was einer weniger hat an Maß, bekommt er mehr an unbequemer Ladung. Die Größe der Fuhren ist abhängig von der Form und dem Gewicht des Holzes und der Beschaffenheit des Weges. Auf dem Bergsträßlein Valzeina-Dorf—Valzeina-Station lud die «Meierig» jenesmal bis zu 5 m³: eine mächtige Last auf dem Schlitten und zwei Doppelguntlungen. Da hatten sie aber auch das Optimum: feines, trockenes Fichtenholz und ein gleichmäßiges, gutes Gefälle. Im allgemeinen umfaßt eine Fuhre höchstens 3.5 m³ (2.5 m³ auf dem Schlitten und 1 m³ an den Guntlungen); auf Strecken mit Zug sind die Schlitten oft auch bloß mit etwa 1.8 m³ beladen.

Besondere Beachtung schenken die Lader den untersten Stämmen der Fuhre, dem Boden. Sind sie hinten, wo sie nachschleifen werden, auch schön glatt? Seit dem Kriege, so lautet das Urteil eines bewährten Fuhrakkordanten, seit der Geist des Akkordes die Arbeit mehr und mehr ergriff, entrinden und beschneiden die Rüster das Holz lange nicht mehr so schön wie früher. Die *Bräawi* (S. 67) ist oft unregelmäßig, ein Ast schlecht behauen: sie bremsen und lassen das Holz nicht recht gleiten und schwingen. Ein guter Lader hilft da mit ein paar Streichen nach. Vorn an jedem Block des Bodens muß er ohnehin *paluägä*, das *Paluäg* herauschroten. Das ist die Kerbe, in welcher der Block auf dem Tisch des Schlittens aufruht und festgehalten wird (vgl. jedoch S. 174). Man unterscheidet dabei: *uf der Haaggä* oder *uf dä Puggel paluägä* (Furna: *uf d Hüli* oder *uf dä Puggel paluägä*), d. h. ob man die Kerbe auf der konkaven oder konvexen Seite des Stammes schlagen will. In der Regel kerbt man den ^aBuckel, die konvexe Seite: der Stamm liegt dann besser auf, kratzt weniger, die Fuhre wird niedriger und kippt nicht so leicht. Bei stark hängenden Stämmen allerdings besteht dafür die Gefahr, daß sie in der Mitte, mit ihrem Bauch, auf jeder Bodenwelle aufstoßen, den Schlitten lüpfen und abdrehen. In solchem Falle mag man es vorziehen, die Hohlseite — *d Hüli, der Haaggä* — zu kerben. Doch das bleibt Ausnahme. Noch

lieber nimmt man einen solchen Krümmling überhaupt oben drauf oder guntelt ihn hinten an, oder man kerbt ihn etwas schräg, so daß er sich mit dem Buckel auf das andere Holz hinüberlehnt. Als Maß für die Breite des Paluegs benützt der Lader seine locker ausgespannte Hand: sie gewährleistet die Breite des Tisches, 11 cm, und darüber hinaus nach beiden Seiten genügend und doch nicht zu viel Spielraum. Eine alte, mir aus Jenaz bekannte Geschicklichkeitsregel (vgl. das Kreuzschlagen auf dem Stock, S. 35) fordert, daß man das Palueg in fünf Streichen zuwegbringe: zwei Hiebe links, zwei Hiebe rechts, das Palueg abgrenzend und einkerbend, und der fünfte, es heraushebend. Ein paar kraftstrotzende junge Burschen wetteiferten und hatten ihr Gaudium, dafür sogar nur drei Streiche zu brauchen. Das war möglich bei entfrorenem, gut spaltendem Holz. Links ein Schnitt, rechts ein Schnitt; beim dritten, der genau in den zweiten treffen mußte, gaben sie dem Beil im Moment des Aufprallens einen Zwick nach links, und die Scheite flog fort — oder das Beil fuhr daneben, und ein weiterer Hieb war nötig. Nach diesen fünf oder drei Hieben ist das Palueg allerdings erst im rohen fertig. Früher, als die Schlitten noch keinen Ranktisch besaßen, mußte man ihm nun noch die vier Ecken abschlagen, es auf beiden Seiten etwas ausbiegen, damit die Last wenigstens auf diese Weise etwas Spiel hatte in den Kurven. Seit die Schlitten selbst einen drehbaren Oberteil haben, ist diese seitliche Ausbuchtung der Kerben überflüssig. Trotzdem konnte man sie noch in den letzten Jahren sehen. Die Leute haben sie einfach gewohnheitsmäßig beibehalten, und ein alter Lader würde sie wohl heute noch bisweilen so machen. — Die zweite Nachbesserung, welche das Palueg noch erfährt, gilt heute wie früher: man höhlt es von beiden Seiten mit der Beilspitze gegen die Mitte zu etwas aus, d. h. es soll konkav sein, damit der Block auf den beiden Kanten aufliegt und sich nicht drehen kann.

Bis die Lader diese Arbeiten getan und vielleicht noch eine Pfeife oder zwei geraucht haben, erscheinen die Pferde wieder. Nun wird das Tempo plötzlich ganz anders, es ist, als ob der Platz auf einmal erwache. Die Fuhrleute pressieren beim Laden ohnehin immer, die Lader wollen zeigen, daß sie ihre Arbeit recht machen und nicht vergebens bezahlt werden: ein eigentlicher Wettstreit in Kraft und Geschicklichkeit erhebt sich. In 10—15 Minuten sind die ersten Fuhren meistens geladen. Es muß schon ein strubes Gelände sein, bis man die Pferde zum Kehren der Gefährte ausspannt. Sonst fährt der Fuhrmann heran, wirft Zapfen und Ketten ab, die Lader packen den Schlitten an den Laschen, lüpfen und reißen ihn hinten herum, und Pferd und Fuhrmann mögen sehen, wie sie ihrerseits, oft neben dem Weg,

herumkommen. Oft müssen sich auch die Lader durch den tiefen Schnee werken: sie schlagen sich weniger leicht wund als die Pferde. Diesen wird zur Beruhigung und Belohnung der Futtersack vorgehängt und die Decke übergelegt. Unterdessen rollen und ziehen die Lader bereits das erste Holz heran und *verstellen*, blockieren, mit der Spindelkette den drehbaren Oberteil des Schlittens. Die einzigen Hilfsmittel im weiteren sind die Ketten, der Zapin und ä *Faß* oder *Bäiß*, irgendein Sparren, den man dem Zapin unterlegt. Die Ketten kennen wir schon (S. 174 ff), und den Zapin haben wir bereits beim Riesen an der Arbeit gesehen (S. 95 ff); hören wir darum lieber, was und wie beim Laden etwa gesprochen wird.

Allgemein vorauszuschicken ist: es wird gelegentlich fast so viel geflucht wie gesprochen. Gesprochen wird erstens einmal zur Nachrichtenübermittlung, zur Äußerung von gegenseitigen Wünschen, auch zu Neckereien, aber nur in abgebrochenen, hastigen, fast keuchenden Sätzen, immer nur zwischen die Arbeit hinein. Ein Lader hat z. B. mit dem Nachschub Schnaps bestellt; unterwegs ist ein Teil davon ausgeronnen; beim Laden erfährt er die Trauerbotschaft. *Wiävy! ischt uusgrunä — hööi! — zwäi Deziliter, gwüß? — miär züüchänä daa düür! — wiä ischt das zuä und häär ggangä? — mer dreeänä gegä Holz! usw.*

Die Hauptmasse des Gesprochenen ist unmittelbarer Kommentar zur Arbeit. Ein schwerer, großer Block wird mit Kraft angepackt; — er bewegt sich nicht. *Däär tuäd nid Wäär-daa!, Däär gid ünsch käin acht!, Däär tuäd nid egg-wei! (?)*, tönt es erstaunt oder enttäuscht. Und als man schließlich den Block auf dem Schlitten hat und er zufällig gerade ins Palueg rutscht: *Ischt das äs ärraatä zum nüüd wüssä! —* Oder bei einem Doppel, das noch nicht recht zusammenpaßt: *Tüänd däa noch äs bitz aabschneeü, sus chomendsch nid zemä! . . . schi sitzend albig noch nid zemä . . . mäinscht du, däär vändamnt Narr läitätschi daa ä bitz zuächi! —* Ein anderer Block wird ein Stücklein nach vorn geschoben. Vorsicht ist am Plat, sonst schießt der Stamm davon, dem Pferd in die Beine. *Langsam pressiärä! —* Ein Spigling wird auf die Schultern genommen und gekehrt, damit das dicke Ende nach vorne komme. Ein Lader zum starken Fuhrmann, der das Holz herumreißt und dabei an eine Tanne stößt: *Höi, nid sövel reeb, äs kyt Schnee acher! —* Ein Fuhrmann,*dem zu seiner sonst schon großen Last noch eine Latte aufgeladen werden soll: *Das geebi Ggaffiholz, diä weer düri! Rüst- und Ladakkordant: Jaa, näbscht de grüänä Pletter! Der Fuhrmann möchte kneifen und das Stämmlein da-lassen als Hüttenholz; der Lader schneidet ihm diesen Weg ab.*

Damit sind wir auch bereits beim dritten Gesprächsthema angelangt, bei der Begutachtung und Diskussion der Fuhren. *I hetti ümaal*

no liäber Flütschü Fert (die Fuhre von Flütsch, eine vorherige große Ladung), as däär uungfürmet Chogä! — Triffts miär jetz hüt dernä Ladig Bättler, än Huufä derä Gschmätter? (Spiglinge, vgl. S. 56, 177). — Wol, das ischt äs hübs Holz (großer Einzelstamm), än hübschi Fert (große, ausgeglichene Fuhre). — Hier, beim Laden der Fuhren, tönt auch oft der Gegensatz Tagelöhner/Akkordant auf. Tagelöhner zum befreundeten Akkordanten und den Rüstern: Nüi, nüi jetz höörend, jetz han i vüürigs gnuä! Sy is' au ni rächt, das di äinä schi vilä ärhenkä müüssend und di anderä fascht Millionärä chomend . . . Jetz höörend de, sus gaan i noch ooni Gguntler! Akkordant, mit Augenblinzeln: Wit das Lättli nid au no druuf nee? Chöntischt denn besser hockü! — Der Tagelöhner verdiente in den Kriegs- und Nachkriegsjahren 30—35 Fr. pro Tag. Davon blieben ihm bei normalen Spesen (Fr. 2.— für die Ausrüstung, Fr. 5.— für das Futter, Fr. 3.— für die Roßmiete wurde gerechnet) 20—25 Fr. Bei größerem und großem Verschleiß — ein Bockschlitten z. B. kostet ca 100 Fr. — sank dieser Lohn natürlich rapid. Die Akkordanten hingegen verdienten ungefähr 50 Fr. pro Tag: bei ganz schlechten Akkorden weniger als der Tagelöhner, bei ausnehmend guten bis zu 80 Fr. Man begreift, daß der Tagelöhner, der ja die Sorge und die Verantwortung und die Gesamtspeisen des Akkordes nicht trägt, in erster Linie diesen Lohnunterschied sieht und ihn wenigstens durch geringere Leistung, beim Laden, auszugleichen sucht. Aber das Auge des Akkordanten und das eigene kämpferische Ehrgefühl setzen solchen Regungen bald Grenzen. Es war am höchsten Ladplatz eines Schlages. Ein zweiter Fuhrmann kam: Salutti! Erster Fuhrmann: Sali, Odi; jaa, du chascht di frää, daa häjobnä ladentsch wiä di Väärücktä! Der zweite, die Fuhre betrachtend, sinnend: Das ischt oomächtig, wiä iär ladend. We mü wenigstens der Loon dervoo hetti wiä d Akkordantä . . . Später, gleich wehmütig-nachdenklich: Wo mür z Mittag ässend dunä, tuän i de glaub i noch äinä aabladä und ä lychterä zuächi. Das hed ja käi Wäärd, verdiänä tuän i glycher Vili. Einer der Rüstakkordanten: Jaa, säb taarfscht ruäjä; ds Tobel uus müäscht nid mid derä! (Dem Rüstakkordanten ist wichtig, daß das Holz vom höchsten Platz, überhaupt vom Lager, wekommt. Wie es die Fuhrleute nachher anstellen, um damit ins Tal zu gelangen, ist ihm gleichgültig.) Der Fuhrmann transportierte doch die ganze Last hinaus. Denn beim Mittagsplatz standen die übrigen, besonders die Akkordanten, mit ebenso großen Fuhren da, zudem war der erste Schreck vorüber und das Selbstbewußtsein erstarkt. Trotzdem, von Zeit zu Zeit muß sich der Unmut des Tagelöhners wieder Luft machen: Straafä söttä mä ünsch ali, aazäigä bym Tiärschutzveräi: das sind käi Roßfertä mee; Schinterfertä sind sölis! Aber es bleibt bei den Ausrufen; der Widerstand organisiert sich

nicht. Denn die Akkordanten gehen mit dem guten Beispiel voran, und schließlich hat man doch auch Knochen, läßt sich nicht lumpen vor einem straffen, rassigen Betrieb.

Schließlich ist die Last auf dem Schlitten und wird gebunden. Früher, als man das statt mit der Spindelkette noch mit der ledernen *Strickä* besorgte (vgl. S. 176), achtete man streng darauf, daß man dabei den *Rääwel*, das Gleitholz, von hinten ins Seil schob und später beim Abladen von vorne wegnahm. Das wollte sagen: *das mü nid zruggwärts uusfaari . . . mü faart nid zruggwärts!* (Seewis). Wer das umgekehrt tat, den erwartete ein *Malöör* (frz. malheur) auf der Fahrt. Entsprechend durfte man in Klosters beim Anziehen des Seiles nicht gegen das Wasser, gegen die Landquart ziehen. Das wäre ein schlechtes Omen gewesen. — Man sieht an diesen beiden Bräuchen, wie die strenge, gefährliche Fahrt, die bevorsteht, das Laden überschattet. Sind sie nicht Beschwörung, kleine Zauberopfer für die Dämonen des Weges, geboren aus heimlicher Angst? Diese Anrufung der guten und Abwehr der bösen Kräfte läßt sich vielleicht ins Verständig-Nüchterne überlegen: Wer nicht schon beim Laden ans Fahren denkt, wer sich nicht darauf konzentriert, wer unachtsam und gleichgültig ist, der büßt es auf der Fahrt. Aber damit nimmt man ihnen den Schauer des Fahrens, der mehr weiß von der Schicksalhaftigkeit der Dinge als der am Ort Bleibende.

Während der Fuhrmann die Last noch bindet, hängen ihm die Lader bereits den oder die Guntler an. Man umschreibt das etwa so: *ä Spitzlig, äs Bömlig, äs Block (= der Guntler) aaschlaa, zuächituä, aaguntlä.*¹⁰⁶ Beim Herausnehmen des Guntels heißt es dann: *der Gguntel zückä, uußerrupfä, äwäggschlaa. fortnee*, je nachdem, ob man ihn mit der Zapinspize im Ring faßt und herauszieht oder ihn mit dem Zapinknopf herausschlägt. Dabei sind die Akkordanten vertraglich dazu angehalten, die Stämme möglichst zu schonen und die Guntel vor allem nicht obenauf, sondern nur ins Stirnholz (Zumaß!) zu schlagen.

Nun ist die Fuhre bereit. Der Fuhrmann legt den Zapin darauf, in irgendeine Fuge der Stämme; oder schlägt ihn, wenn er einen stolzen Doppel oder Einer hat, in prächtigem Schwung hinten in die Stirne des Holzes, so daß der Stiel senkrecht emporschaut; zieht dann dem Pferd die Riemen des Geschirrs, die er für den Aufstieg etwas gelockert

106 Zur Zeit des gemächlicheren Regiebetriebes gab es einmal eine ganz besondere Sorte Guntler. Ein Aufseher fällte hin und wieder eine selbdürre Latte für seinen Eigengebrauch und hängte sie dann irgendeinem Fuhrmann an zum Mitnehmen für seine Frau Gretli. Bald hießen diese Guntler unter den Fuhrleuten nur noch *Gretliholz* oder *Gretlezer*. Wieviel Poesie der alten Zeit liegt in dieser kleinen Episode!

hatte, wieder fest; streift ihm Futtersack und Decke ab und verstaubt sie auf der Last. Jetzt ist auch er bereit. Er tritt in den Schlitten und hilft dem Pferd, indem er vorn an der Bruech lüpfte (vgl. S. 168), den Schlitten anzubewegen. Verflucht! Pferd und Mann brechen fast in die Kniee. Eine Eis- und Schneekruste hat sich am Holz angesetzt und bremst, *ds Holz ischt schneeruuchs*. Man wirft einen Prügel, *ä Strycher*, unter die Last. Mit vereinten Kräften holpert, kratzt, streicht man darüber hinweg. Das Holz rupft noch ein wenig, aber bald beginnt es zu gleiten und das Pferd zu traben. Der Fuhrmann blickt über die Fuhre zurück, ob alles in Ordnung sei . . . wie die Guntler sich gebärden. Er spindelt die Bindkette etwas nach und entschwindet um eine Biegung (vgl. Abb. 17 u. 18).

Die Lader haben ihm nachgeschaut und einen Moment den Zug ins Tal gespürt. Nun atmen sie auf. Es war wieder hitzig gewesen. Meistens kommentieren sie noch kurz das Geschehen. Unterdessen verhallen die Glocken unten im Wald. Nun wird es wieder still, fast eintönig. Die Lader nehmen ihr Werkzeug zusammen und beginnen ihre Arbeit wieder: sie stellen die nächsten Fuhren bereit, schaufeln Lager und Wege aus, kehren zum Rüstplatz zurück.

3. Die Fahrt

Die Fuhrleute haben inzwischen nicht gefeiert. Sie fahren drauflos, solange Weg und Wetter gut sind. Es gilt, die Zeit zu nützen. Man weiß nie, was einem dazwischen kommt, und was man hinter sich hat, hat man hinter sich. Ein Drängen ist in ihnen, das erst wieder etwas nachläßt, wenn sie sich endgültig dem Lagerplatz im Tale nähern.

Durchschnittlich fahren sie nämlich die Strecke Schlagort—Lagerplatz $1\frac{1}{2}$ oder 2 mal, machen $1\frac{1}{2}$ oder 2 *Tuurä*, wie man das nennt (vgl. *diä Tuur* = diesmal). Es gibt im Schierser Tobel keinen Schlagort, bei dem die Fuhrakkordanten heute unter normalen Bedingungen mit nur 1 Tagestour rechnen. Früher allerdings, zur Zeit des Regiebetriebs und der *Ochsä-* und *Veemenenä*, da brauchte man für die hintersten Schläge (z. B. im Gebiet der Alp Drusen) einen ganzen Tag. Aber damals, so erzählte mir ein Akkordant, habe er als Knabe von der Höhe hinunter auch oft gesehen, wie sich im vordersten Teil des Tobels allmählich 30—40 Gefährte ansammelten, die Fuhrleute die Schnapsflasche schwingen und den Narren trieben, nur damit sie nicht zu früh an Land gelangten. Der Akkordant verlangt von seinen Tagelöhnern mehr, als die Regie es tat. Und er kann das, weil er von sich selbst das meiste verlangt. In einem bestimmten, weitwegigen Akkord z. B. machten das Gros der Tagelöhner $1\frac{1}{2}$ Touren,

die Akkordanten aber 2. Welche Mehrleistung dahintersteckt, wird uns noch klarer, wenn wir hören, daß daneben eine Gruppe von Tagelöhnern nur 1 Tour machte. Diese Gruppe C, wie die Akkordanten sie nannten, hatte sich geweigert, mehr als 1 Tour auf sich zu nehmen. Schließlich war man übereingekommen, daß sie nur einmal fahren, dafür aber das Holz in den obersten Teilen des Schlages holen sollte. Trotzdem geschah es hin und wieder, daß die Gruppe A und B, wenn sie schon zum zweitenmal zu ihrem Ladplatz emporstieg, die Gruppe C, die einen anderen, gemächlicheren Weg hatte, noch über sich laden oder gar erst hineinfahren hörte. Bedenkt man, daß der Akkordant zudem in Bezug auf die Größe der Fuhrn mit dem guten Beispiel vorangehen muß, so billigt man seinen höheren Lohn. Er verdient ihn auf Grund seines persönlichen Einsatzes und seines Organisationstalentes.

Wie er den Tag einteilt und ausnützt, mögen zwei Beispiele zeigen. Einmal die Fuhr von Salgina im Jahre 1944. Morgens um $\frac{1}{3}$ 3 Uhr Füttern der Pferde, um 5 Uhr Abfahrt von Schiers. Ankunft bei der Alphütte Salgina um 7 Uhr. Abliefern des Nachschubes an den Koch, rasches Eintreten einzelner zu einer Tasse Kaffee. Die Fuhrleute verteilen sich auf die verschiedenen Ladplätze im Walde oberhalb der Hütte. Die Lader (Rüster) sind, auf das Geschell der Pferde hin, bereits dorthin aufgebrochen. Laden und Abfahrt nach dem Sagboden, der ungefähr in der Mitte des Weges liegt und den Übergang von der steilen zur flacheren Strecke bildet. Hier Abladen und erneuter Aufstieg. Um 10 Uhr zweites Laden und Fahrt bis zu den Pussereiner Maiensässen unterhalb der Alp. Hier und jetzt erst wird gerastet und verpflegt. Man spannt die Pferde aus, drückt am Rand des Schlittweges ein Loch in den Schnee und läßt sie daraus fressen. Das tut ihnen besser als aus dem Futtersack. Sie haben so die Nase an der frischen Luft statt im Staub des Kriegskurzfutters, und das Futter nimmt etwas Feuchte und Schnee auf, was den Pferden den ärgsten Durst löscht. Die Fuhrleute sitzen auf dem Holz und speiseln aus dem Rucksack: Kaffee aus wollenumhüllter Flasche, Käse, Speck, Konserven, Brot (vgl. Abb. 10). Bis die Pferde fertig gefressen haben, wird noch eine Pfeife gefüllt und ein Brand getan. Bei schönem, warmem Wetter dehnt man die Rast auch sonst noch etwas aus, aber nie kurgast-sonnenbrillenmäßig lang oder bis Mann und Pferd müde oder überstellig werden; der Hauptakkordant, dieser Feldweibel der lagernden Fuhrleute, vergißt sich nie. Man spannt ein und fährt grüppchenweise zu Tal, ohne längeren freiwilligen Halt, vorbei am Sagboden und hinaus ins Haupttobel und nach Schiers. Das dauert, wenn alles normal geht, eine gute Stunde. Manchmal erreicht man schon um 2 Uhr den Lagerplatz. Man lädt ab und kehrt nach Hause, die Leute vom Berg

bis $\frac{3}{4}$ Stunden weit. Einer der Akkordanten spannt bald wieder ein und erfüllt noch seine Aufgabe als offizieller Camionneur der Rhätischen Bahn. Gelegentlich, wenn Weg und Laune besonders gut sind oder wenn Wetter- und Zeitumstände dazu drängen, ziehen die Akkordanten auch nochmals hinein bis zum Sagboden und schalten so für sich eine weitere halbe Tour ein. Dann dunkelt es bereits, bis sie die Stämme am Lagerplatz abwerfen.

Entsprechend wurde ein Akkord des Winters 1948/49 im Valzeiner Tobel organisiert. Der Weg führt vom Plateau der Alp Laubenzug zunächst steil hinunter in die Tobelmulde, dann mit mäßigem Gefälle dem Tobel entlang und schließlich, nach der Felsengalerie der «Kämpfi», flach, mit einzelnen leichten Gegensteigungen hinaus nach Valzeina-Dorf. Üblicherweise fuhr man diese Strecke zweimal pro Tag; die Schierser Akkordgemeinschaft aber preßte noch eine halbe Tour mehr hinein. Wie brachte sie das fertig? Früh am Morgen brach man von dem Bauernhof, wo man gemeinsam logierte und einen Koch angestellt hielt, auf und holte das erste Holz herunter bis zu einem Punkte außerhalb der «Kämpfi», wo der Weg immer flacher wird und man die Guntler abhängen mußte. Das war zugleich ungefähr die Mitte der Strecke. Hier trennte man sich. Die einen luden ab, stiegen nochmals zum Laubenzug hinauf und führten eine zweite Last herunter und hinaus; die andern fuhren gerade vorwärts bis zum Dorf und holten dafür nachher noch eine Fuhre von dem abgeladenen Holz. So kam jeder am Vormittag auf $1\frac{1}{2}$ Touren, ohne daß sich deswegen das Holz unterwegs irgendwo staute. Am Nachmittag fuhren dann alle gemeinsam nochmals eine ganze Tour. $2\frac{1}{2}$ Touren pro Tag statt 2: da machten sich drei Lader, ein Koch, ein Hilfsfuhrmann (S. 196) und ein bäuerlicher Weger (S. 186) schon bezahlt! — In Valzeina wurden die Stämme provisorisch gerollt. Bei schlechterem Wetter oder am Samstag, wenn man ohnehin nach Schiers heimzog, führte man bereits eine Partie davon zu Tal. Man ließ am Vorabend das Holz der letzten Tobelfahrt gerade auf dem Schlitten, lud vom Lager noch einiges hinzu, hängte noch zwei Doppelguntlungen an und stellte die mächtigen Fuhren (5 m^3 !) in langer Reihe bereit. Am Morgen konnte man gleich einspannen und losfahren. Man machte auf dieser Strecke und mit diesen Lasten zwei Touren pro Tag.

Bei beiden Beispielen fällt auf, daß das Holz oder doch ein großer Teil davon nicht direkt bis ans Endziel geführt, sondern an einer Zwischenstation (Sagboden, Valzeina-Dorf) abgeladen wird. Diese Teilstreckenfuhr nennt der Fuhrmann: *Holz uußersetzä*. Er hat verschiedene Gründe dafür: 1. Er kann mit kürzeren Strecken den Tag viel genauer ausfüllen. Die Strecke Laubenzug—Valzeina-Station z. B. wäre für zwei Fahrten zu lang, für eine Fahrt aber zu kurz. 2. Die Zwi-

schenstationen sind meistens gar nicht freiwillig, sondern vom Gelände diktiert. Sie sind nötig, weil der Weg sich stark ändert, vom Steilen zum Flachen, vom Engen zum Breiten, oder umgekehrt. Bei einem Motor könnte man einfach schalten; beim Pferd, das viel begrenzter ist in seiner Kraft, muß man den Ausgleich schaffen durch Verminderung oder Erhöhung der Last. Dieser Zwang wird aber gemildert durch Punkt eins und durch Punkt drei. 3. Die Zwischenstation bildet in der Regel ja den Abschluß der gefährlichsten Wegstrecke, eines Hindernisses. Bei ihr ist das Ärgste überwunden: die große Steilheit der Schlagwege und obersten Partien, ein breites Rufe-, Rutsch- oder Steinschlaggebiet, ein der Schneeschmelze besonders ausgesetztes Stück. Von hier aus läßt sich das Holz selbst bei schlechter Witterung immer noch eher fortbringen als von ganz oben, mancherorts, z. B. von Valzeina, nötigenfalls sogar erst im Sommer mit Wagen. So sehen es der Akkordant und der Förster unter Umständen lieber, wenn noch fast kein Holz an Land ist, dafür aber recht viel an diesem Umschaltplatz. Unter Umständen. Das *Holz uußersetzä* ist ein Spiel, ein Kampf zwischen Naturgegebenheit und menschlichem Willen. Manchmal packt die Natur derb zu und zerstört die schönsten Dispositionen; manchmal schlägt der Fuhrmann der Natur ein Schnippchen.

Doch lassen wir diese groben Verletzungen des fuhrmännlichen Fahrplanes durch die Natur und das Wetter; es gibt andere, ärgerlichere, unter die man sich nicht unbedingt beugen muß. Der Fuhrmann faßt sie, diese kleinen Un- und Zwischenfälle, die ihn versäumen, zusammen durch den Ausdruck: *Malööor* (frz. malheur), *mer hend Malööor gha*. Da fährt z. B. ein Fuhrmann im Salginer Schlag vom Ladplatz gegen die Alphütte hinunter. In der Kurve, wo der Nebenweg in den Hauptschlagweg einmündet, wartet bereits das Malheur auf ihn. Der äußere Bügel des Ranktisches, die eine Lasche, reißt. Die Stämme schießen gradaus in die Gegenseite des Schneehohlwegs; Pferd und Schlitten machen den Rank und bleiben im Weg. Zum Glück hatte der Fuhrmann kein großes Tempo, er ist unverletzt. Er steigt gegen den nächsten Ladplatz empor und bittet die Rüster um Hilfe. Zwei gehen mit ihm und nehmen ihre Zapine, eine Schaufel und einen Sparren mit. Der Koch ist auch schon da. Er hat aus der Alphütte einen Bohrer und eine *Barmächötti* (Anbindkette des Viehs am Futterplatz) geholt. Der Ranktisch wird durchbohrt, die Kette hindurchgezogen, ringförmig geschlossen und die Spindelkette darein eingehängt. So behält der Ranktisch freies Spiel. Neues Laden, Abfahrt. Der Fuhrmann fährt direkt nach Schiers, um nachher die zweite Tour nicht ganz allein machen zu müssen. Dafür wird er am Nachmittag nochmals bis zum Sagboden hereinkommen und so auch seinen vollen

Taglohn haben. Man sieht, auch in solchen Fällen bewährt sich die Zwischenstation.

Dieses Malheur war harmlos. Zwar gibt es auf der Holzfuhz nur ganz selten einen Beinbruch bei Mensch oder Tier oder gar einen Todesfall; doch ist das ein Wunder. Gestreift wird der Tod oft. Ich denke an Jörtsch unterhalb der Alp Laubenzug, wo der Weg steil in die Tobelmulde hinunter- und auf der andern Seite, nach einer abgerundeten Spitzkehre, dem Tobel nach hinausführt. Jöry kam daher, wie schon oft: von einer wackeren Fuhre gedrängt, hin und her gerüttelt auf einem Weg voller Löcher und Schläglein (S. 188). Der Weger hatte den Weg eingeschneet, der Schnee war durch die Fuhren nach unten gescharrt worden, lag an der offensten Stelle fast gleich hoch wie der seitliche Verlegbaum. An dieser Stelle schoß die Fuhre, wahrscheinlich durch ein Schläglein hinübergewiesen (Vollrank! vgl. S. 172), über den Rand hinaus und zog Schlitten, Pferd und Mann nach sich. Zum Glück war der etwa 60 m lange Hang wohl steil, aber offen, von Schnee bedeckt, nicht felsig. Das Gefährt rutschte hinunter, ohne sich zu überschlagen und zu zerspellen. Der Fuhrmann war bergseits auf dem Schlitten gestanden, im letzten Moment abgesprungen oder herabgeschleudert worden und kollerte als letzter hinab. So wurde das Wunder möglich: Weder Jörtsch, der Fuhrmann, noch Alfred, das Pferd, noch der Schlitten zerbrachen sich! Wie hart sie alle drei waren, bewiesen sie, indem sie sich gleich zusammenrappelten, das Holz beiseite warfen, frisch einspannten, über das eingeschneite, zugefrorene Bächlein hinüber den jenseitigen Weg gewannen, wieder zur Geländekante emporstiegen und von dort mit neuer Last herunter- und hinausfuhren. Am Nachmittag zapynten und guntelten sie dann unter Mithilfe der übrigen Fuhrleute auch noch das liegengelassene Holz hinüber und führten es hinaus. — Ich denke ferner an den Schimmel im Furner Tobel. Ich war als letzter vom Ladplatz aufgebrochen und sprang in gleitenden, fahrenden Zügen dem hintersten Schlitten nach. Plötzlich höre ich unterhalb Rufen und Durcheinander. Dem Mann vor mir gelingt es mit aller Kraft, sein Pferd, das auf die Haken geht, zum Stehen zu bringen. Was war geschehen? In der spitzen Linkskurve vor uns hatte es ein Gefährt hinausgejagt! Eben stapften der Schimmel und sein Fuhrmann über das Bödeli, auf dem die Kurve lag, wieder auf den Weg herauf und standen da, der Schimmel naß und dampfend, sich ausprustend und schnaubend, der Fuhrmann bleich und mager, mit maskenähnlichem Gesicht. Er hatte, als er gegen die Kurve kam, gemerkt, daß sein Tempo zu schnell war, und noch eine weitere Bremskette eingeworfen; aber die faßte in dem zermahlenen Schnee nicht mehr. Vielleicht hätte nun das Tier, wenn er es angetrieben oder ihm wenigstens freie Zügel gelassen hätte, den Schlitten

doch noch um die Kehre gerissen; statt dessen versuchte er es zurückzunehmen und zu bremsen. So wurde es von der Wucht des Schlittens einfach über die Kurve hinausgestoßen, — links an einer Tanne vorbei, während die Fuhre ihren Weg rechts nahm und der Fuhrmann — er wußte es nachher selbst nicht mehr recht — absprang oder herabgeworfen wurde. Der Schimmel zerbrach bei seinem Aufprall und Sturz die Zuglatten; die Fuhre drückte den Schlitten zusammen; die Guntler rissen sich los und schossen davon, immer schneller und steiler dem Tobel zu. Der Schimmel und der Knecht marschierten nun leer durchs Tobel hinaus, etwas nachdenklich beide. Aber in zwei Tagen fuhren sie wieder. — Und ich denke an Hans Truog, der im Schierser Tobel tödlich verunfallte. An einer Stelle, wo der Haupttobelweg in einer Rechtskurve um eine Geländenase biegt, mündet über diese Nase herunter ein Nebenweg in ihn ein. Der Hauptweg fällt hier kurz, aber steil zum Tobelbach ab. In diesen Absturz hinaus und hinunter wurde Hans Truog getrieben, als er, von oben her kommend, die Kurve nehmen wollte. Ob die Bremsketten nicht recht einhängten, ob das Wegbord nicht standhielt: wer kann das nachher genau sagen? Da er auf der linken Seite des Schlittens stand, konnte er nicht mehr fliehen und wurde von der Last erdrückt. Der Tagelöhner, bei dem ich auf der Fuhre kniete, sagte im Vorbeifahren: *Daa ischt Hans Truog underchoo*. Es war, als ob er sich bekreuzige.

Diese Beispiele zeigen den Übergang vom einfachen Malheur bis zum schweren Unglücksfall. Obwohl die Grenze eigentlich gleitend ist — denn aus jedem Malheur kann ein richtiger Unfall werden —, hält der Fuhrmann die beiden Begriffe doch möglichst auseinander. Das gelingt ihm einigermaßen, indem er aufs Ergebnis sieht. Wer seine Fuhre, selbst nach zehnmaligem Umkippen oder mit drei Stunden Verspätung, doch noch an Land bringt, der hat bloß allerhand Malheur hinter sich; wer aber sich oder das Pferd dabei verlegt, der hat einen Unfall erlitten. Wehleidig ist man dabei aber nicht. Unser Beispiel vom Furner Tobel bildet etwa die Grenze: es ist noch kein Unfall, aber es ist auch nicht mehr bloß Malheur. Am ehesten läßt sich das Malheur umschreiben als «Tücke des Objekts», aber ohne deren humoristischen Unterton, denn immer steht hier gleich der Unfall, die ernste Gefahr dahinter. Doch lassen wir diese Begriffe nun und sehen uns die Fuhr und ihre Schwierigkeiten im einzelnen an.

Jede Fuhr umfaßt *Zug* und *Träib*, Strecken, auf denen das Pferd die Last ziehen muß, andere, auf denen es von ihr getrieben wird. Gefährlicher und strenger für Mensch und Tier ist der Treib. Zwar kommt das Pferd auf Zug-Strecken noch eher zu schweigen, aber das satte, gleichmäßige Ziehen schadet ihm nichts, dazu ist es ja erzogen.

Schlimm sind die Zug-Strecken erst, wenn der Fuhrmann zu viel geladen hat oder wenn der Weg von aperyen Stellen durchbrochen ist, so daß das Pferd sich ruckweise und übermäßig in die Latten legen muß. Beim Treib hingegen ist der Weg immer unregelmäßig. Die vielen Löcher geben nicht nur dem Schlitten, sondern auch dem Pferd immer wieder einen kleinen Ruck oder Schlag; auf dem Mittelgrat zwischen den beiden Fahrrinnen gleiten sie von Zeit zu Zeit aus, treten falsch auf, stolpern: und das Abwärtsrutschen und gleichzeitige Bremsen verzwängt und verschlägt ihnen die Beine. *Der Träib tuüd nä nid guät, schi zwiärggend denn die Bäi äsoo.* Manchmal müssen sie sich so stark zurückstemmen, daß sie auf den Haken schleifen und es ihnen das Kummet nach vorn strupft bis an die Ohren, hin und wieder einmal schlüpfen sie dabei sogar unter der Latte heraus, *äs hed d Lattä uf äm Rüg gha.* Der Treib ist aber auch für den Fuhrmann strenger. Während er bei normalem Zug auf der Fuhre sitzen bleiben kann oder nur hinter ihr her zu marschieren braucht, muß er beim Treib ständig auf dem Quivive sein. Denn Steile und Schwierigkeit des Weges wechseln von Stück zu Stück.

Da ist einmal die Bedienung der Bremsketten (vgl. S. 174/75). Oben auf einem Egglein, vor einem jähen Stich, hält der Fuhrmann das Pferd an und legt die zweite Patentkette um die Kufe. Mindestens eine, und zwar in der Regel die bergseitige, ist bereits vom Ladplatz an in Funktion. Vielleicht muß er auch noch die Ferjä (S. 180) anbringen, unter den Guntlern oder gar unter dem Ende der Fuhre. Oder er drosselt nur das Tempo ab, fährt langsam zu und wirft, während er sich schrittweise, vorsichtig in den Stich einläßt, eine der Kratzketten, die an der Bruech hängen, ein. Zügel knapp! Das Pferd zögert, sperrt sich. Ein Moment der Spannung. Wird die Kette richtig einhängen? Aha, sie faßt! Zügel lockern, das Pferd läßt nach, die Fuhre kommt in Schwung, rüttelt davon. — Das alles wird erschwert durch den Ehrgeiz und das Anschlußbedürfnis der Pferde. Manche von ihnen, zumal Halbblute, würden blindlings in den ärgsten Stutz hineinrennen, wenn sie unten ihren Vorgänger verschwinden sehen oder hören. Sie schnauben und ziehen an. Ein Eifer und eine Unruhe ist in ihnen fast wie in den Akkordanten. Man muß ständig auf der Hut sein, daß sie nicht zu früh aufbrechen: beim Einlegen und Herausnehmen der Ketten, beim Laden, beim Einrenken eines Malheurs. Das ist nicht nur lästig, sondern manchmal geradezu gefährlich. So dürfen einzelne Fuhrleute ihr Pferd nicht aus den Augen lassen und sich hücken, ohne zugleich ein zurückhaltendes *Üüü!* oder sonst ein besänftigendes Wort — z. B. *öötscha . . . öötscha!* — zu rufen. Daneben gibt es aber auch wunderbar kluge Pferde. Sie sind so erfahren und zuverlässig, daß sie einen jungen Fuhrmann regelrecht instruieren. Ein Knecht, der mit

dem bewährten Pferd eines Akkordanten fuhr, meinte: Sein Pferd könne nur die Ketten nicht hineintun und herausnehmen, sonst mache es alles allein: vor jedem Stich, dem es mit eigener Kraft nicht gewachsen sei, halte es von selbst am richtigen Punkt an; sobald die Ketten geklirrt hätten, ziehe es an; und ebenso prompt warte es wieder, bis er die Ketten herausgenommen habe.

Das Lösen der Patentketten ist einfach: während der Schlitten noch fährt, manchmal, wo es den Schwung auszunützen gilt, in ordentlichem Tempo, klinkt der Fuhrmann sie durch einen Tritt mit seinem Fuße aus; das Hervorzerren der alten Bremsketten hingegen ist ein mühsames Manöver (S. 174/75). Allerdings kann der Fuhrmann es sich wesentlich erleichtern, wenn er darauf achtet, daß der Schlitten nie in einem Loch, sondern immer auf der Höhe einer der kleinen Wellen stehen bleibt, und wenn er nicht einfach mit sturer Kraft den Schlitten an der Mitte der Bruch zu lüpfen und die Kette geradlinig hervorzurupfen versucht, sondern ihn nur an der betreffenden Kufe lüpfte und, während er an der Kette zieht, diese Kufe etwas nach der Seite bewegt. So erklärte es ein kleiner, erfahrener Akkordant seinem baumstarken Neffen, der ihn verzweifelt um Hilfe rief, und befreite die Kette im ersten Anlauf.

Auch das Wiederanziehen der Fuhre geschieht von der Höhe aus leichter. Der Fuhrmann hilft dabei dem Pferd. Er stellt sich mit einem oder beiden Beinen in den Schlitten, lüpfte ihn vorn ein wenig und reißt ihn hin und her. Ob diesem *aawäiggä*, Anbewegen, darf er aber die Beine nicht vergessen. Ein Ruck, und schon packt es ihn hinten an der Ferse. Der Tisch des Breitpfulschlittens ist nieder, man bleibt gerne darunter hängen mit dem Absatz. Da gibt es dann manchmal recht tragikomische Bilder: wie die schweren Bauernknochen «ziberlen», mit kurzen, schnellen Schritten der Bewegung des Schlittens folgen, sich irgendwohin retten und schließlich in die Höhe verziehen.

Mer sind uußergköttlet . . . Bald nach 50, bald nach 100, vielleicht erst nach 300 oder 500 m muß der Fuhrmann Zahl und Zusammenspiel der Ketten ändern. Er tut das gern, wenn er dafür die Gewähr der Sicherheit hat. Aber manchmal wird die Wirkung der Ketten salotiert. Das ist der Fall beim *weggnä*, *wes Weggä machet*. Bei weichem Schnee staut sich der Schnee vor der Bremskette, wird zusammengepreßt und bildet einen immer größeren Keil. Dieser Wegg wird oft so hart und dick, daß die Kufe gar nicht mehr auf der Kette, sondern auf ihm fährt. Damit ist die Wirkung der Kette aufgehoben oder doch völlig unberechenbar. Eine Abhilfe besteht darin, daß man noch eine zweite Kette einwirft. Sie *rööstet* den Wegg, zerreibt und frißt ihn auf. Doch das ist nur eine Notlösung im letzten Augenblick.

Besser ist, man sorgt vor und *schlaucht* (flieht) bei solchen Schnee-
verhältnissen Tannreisig in die einzelnen Glieder der Kette. Noch wirk-
samer ist, wenn man einen Stecken durch beide Ketten zugleich stößt.
Der Schnee staut sich dann zwischen den Kufen bis gegen die Bruech
hinauf. Das *hebt* (hält) *für guät*. Nur bringt man die Ketten allein
fast nicht mehr heraus; man müßte sie geradezu herausgraben. Ich
persönlich habe diese letzte, umständliche Methode nie in Anwendung
gesehen.

Ebenso böß ist es, wenn die Wege eisig-gefroren sind, zumal wenn
ein frisches *Schgyferli* (leichte Decke) *Schnee* ihre Glätte trügerisch
verbirgt und sie womöglich noch *heeler*, schlipfiger, macht. Da greifen
ältere Ketten mit runden Gliedern überhaupt nicht mehr; aber auch
neuere mit vierkantigen, gedrehten Gliedern versagen einfach. Auf der
Strecke Valzeina-Dorf—Station merkt ein Fuhrmann plötzlich, daß sei-
ne Ketten nicht mehr richtig fassen. Fast im selben Augenblick rutscht
vorn sein Pferd, das stärker bremsen sollte, aus, stürzt aufs Hinterteil
und schlüpft aus den Latten. So schlittert das Gefährt dahin in zu-
nehmendem Tempo. Der junge, starke Akkordant ist machtlos, er kann
nichts tun. Ketten hat er keine mehr. Er sei wie gelähmt gewesen,
erzählt er später. Plötzlich, in der Verzweiflung, packt er die Decke,
den Futtersack und wirft sie unter den Schlitten. Allmählich kommt
die mächtige Fuhre wieder zu stehen, das Pferd springt auf. ——— Im
Furner Tobel, unten am Seitenwald, heißt eine spitze Kurve, über die
hinaus der Hang jäh hinunterstürzt, der «Roßhimmel». Wieviel Not
des Pferdes, wieviel Ohnmacht der Bremsketten steckt hinter diesem
Namen! ——— In Maladers, im vorderen Schanfigg, hörte ich einst ei-
nen jungen Akkordanten, dem es nicht an Mut und Kraft fehlt, einem
Holzhändler von einem bestimmten Akkord erzählen. Der Weg war
dort so steil, mehr ein Ries als ein Weg und zudem gefroren, daß sie
eine Ferjä unter die Guntler, eine Ferjä hinten unter die Hauptlast
und vier Kreger vorn unter die Kufen einlegten. Trotzdem schlugen
sie täglich einen Schlitten zusammen. Schließlich wurde ihnen die Sa-
che zu teuer und auch zu gefährlich. Sie wußten sich nicht mehr an-
ders zu helfen, als das Holz das betreffende Stück hinunterzuriesen.
Das bedeutet für einen Fuhrmann ungefähr dasselbe, was für einen
Flößer, den Bach nicht mehr zu überqueren, sondern zu umklettern
(S. 147).

Neben der Bedienung der Bremsketten hat der Fuhrmann vor al-
lem auch zu sorgen für das Gleichgewicht und die Vollständigkeit der
Fuhre. Sitzen und die Beine baumeln lassen kann er erst, wo der Treib
ausmündet und in gemächlichen Zug übergeht. Sonst steht er im und
auf dem Schlitten, in wachsender, nach allen Seiten bereiter Stellung.

Die meisten Fuhrleute stehen auf der linken Seite des Schlittens: mit dem rechten Fuß auf der Spange, mit dem linken auf der Bruech, die rechte Hand am Heblätsch der Bindkette (S. 176), die linke am Leitseil, das am Spindelgriff angehängt ist, die Hüfte gegen die Fuhre gestützt. Das ist die Grundstellung, in die sie immer wieder zurückkehren. Das ist ihre Turnierstellung, von der aus sie den Gefahren begegnen. Das rechte Bein auf der Spange federt die Schläge von unten ab, das linke, vorgestellte die Stöße vorwärts-rückwärts, und der Heblätsch garantiert die seitliche Balancierung. Da, eine Spitzkehre links! Der Fuhrmann lehnt sich ruckartig hinaus, in die Kurve hinein. Die Kurve ist eng, das Holz streift hinten, der Schlitten ächzt, es lüpft ihn auf der linken Seite. Im entscheidenden Moment tritt der Fuhrmann mit aller Kraft nach unten auf die Kufe. Der Schlitten senkt sich, die Fuhre zwingt sich um die Kurve. Da der Fuhrmann sich grundsätzlich auf der Bergseite und bei Kurven auf der Innenseite postiert, muß er oft auch auf die andere Seite hinüberwechseln. Er lüpft das Leitseil, tut einen Schritt auf die andere Spange hinüber, dreht sich und vollführt auf der rechten Seite die gleichen Manöver wie auf der linken (vgl. Abb. 18 u. 19). Der gute Fuhrmann merkt sich nicht nur jede Kurve des Wegs, sondern jedes Loch, jede Unregelmäßigkeit. Er weiß genau: da muß ich vorsichtig fahren, da lauert ein tiefes Loch; hier muß ich nach rechts hinüber, diese leichte Biegung ist tückisch; dort muß ich mich auf falsche Leisen (S. 188) gefaßt machen, ich werde trachten, den Schlitten herüberzureißen, usw. Trotzdem fährt er gelegentlich völlig ahnungslos in ein neues Loch, das etliche Vorläufer erst geschlagen haben, und kippt um. Das ist nicht zu vermeiden. Aber auch sonst: es mag sich einer postieren, wie er will, — das Unvorhergesehene auf der Fuhr ist stets mächtig, es packt jeden einmal. Das erfuhr ein Schierser Akkordant, der bekannt ist für seine Umsicht, im Furner Tobel. Die Hinterprätigauer stehen, da der Weg im Furner Tobel an einigen Stellen sehr eng ist, gewöhnlich nicht seitlich auf dem Schlitten, sondern im Schlitten: den linken Fuß auf der Spange, den andern auf der Bruech oben rechts, den Rücken schräg gegen die Fuhre. Darum auch ihre Vorliebe für Pechschuhe mit Griffseisen (S. 163). Der Schierser hielt sich gelegentlich auch so, zumal beim Anfahren in engem Weg. Und das war der Fall am Kletteregg. Er hatte gewartet, bis unten freie Bahn sei, bewegte den Schlitten an und . . . rupf! zerriß die Ferjä hinten unter der Hauptlast. Bei diesem unerwarteten Ruck glitt er aus, von der Kufe oder Spange hinunter. Da hatte ihn die Fuhre auch schon bei den Beinen. *Äs hed mi gfrässä*. Bereits war ein Bein unter dem Ranktisch verschwunden. Da erwischte er, nach vorn geworfen, das Hintergeschirr des Pferdes, das, durch den plötzlichen Ruck tief in den Schlitten zurückgestoßen, aus Leibeskräften

bremste. Das gute Tier! Mit der andern Hand gelang es dem Fuhrmann, eine der vorderen Bremsketten einzuwerfen. So kam der Schlitten zu stehen. Es dauerte aber noch geraume Zeit, bis der Fuhrmann sein Bein wieder frei hatte. Mit den Fingern mußte er den Schnee beim Knie wegscharren, und bis er das Bein drehen und herausziehen konnte, war die Hose am Knie durchgerieben. *Äs hed nid sölä sy*, schloß der wortkarge Mann seinen Bericht.

Die Fuhre im Gleichgewicht halten, *in Egi hebä*, muß man besonders auch bei langem Holz. Denn unsere Wege sind nicht für Langholztransporte eingerichtet. Als ein Fuhrmann 10 m langes Bauholz auf einem Waldweg hinter der Fraktion Fajauna herausführte, lüpfte es ihm, wenn das Holz in der Mitte aufstieß, vorn den Schlitten bis zu 1 m. Dann eilte ihm jeweils ein zweiter Mann von hinten zu Hilfe. Sie packten den Schlitten auf beiden Seiten und lotsten ihn, während das Pferd zog, getreulich wieder auf den Weg herunter. Das ging insoweit gut, als das Holz schön grad war und den Schlitten in der Luft wenigstens nicht drehte. Mühsam war es trotzdem für alle Beteiligten. Doch solche Fuhr bleibt Ausnahme. — Schwierige Fahren gibt es aber auch bei normal langen Stämmen genug. Noch unwillkommener als die Spitzlinge (S. 200), die ja, seit man Spindelketten besitzt, lange nicht mehr so lästig, sondern bloß noch unehrenhaft unscheinbar sind — das aber macht dem Akkordanten weniger Molestes —, sind die Krümmlinge aller Art. *Uuform!*, *Chrümig!*, *Chrüpel!*, *Läidü Chogä!* u. ä. werden sie begrüßt. Sie verunmöglichen eine große, stattliche Ladung und sind auch sonst meist ein Ärgernis durchs ganze Tobel hinaus. Sie stören das Gleichgewicht, ziehen die Fuhre auf ihre Seite, stoßen an und werfen den Schlitten um. Da kann man nichts, als sich mit Geduld wappnen und langsam fahren. Einst begleitete ich solch eine Fuhre hinaus. Etwa 15 mal kippten wir (vgl. Abb. 23), immer ganz harmlos, manchmal nicht einmal ganz. Der Schlitten fuhr nur gegen das Bord hinauf, der Fuhrmann hielt an und biß die untere Kufe mit dem Zapin wieder in den Weg herunter. Diese Situation entsteht gelegentlich auch bei normalen Fahren, dort aber wegen der bergseitigen Bremskette, die *frißt* und den Schlitten hangwärts umlenkt.

Lästige Gesellen sind oft auch die Guntler. Weniger wegen des Gleichgewichts als wegen ihrer Desertierlust. Sie werden hin- und hergeschlagen, stoßen gegen die Fuhre, werden wieder fortgezogen: begreiflich, daß sie in Versuchung kommen, zu kneifen und sich von dem einfachen Eisenkeil loszureißen. Der Fuhrmann schaut sich deshalb von Zeit zu Zeit nach ihnen um und zählt sie. Oft merkt er es an einem leichten Ruck, daß einer abgesprungen ist, oder der nächste Fuhrmann ruft es ihm zu; oft liegt der Guntler aber auch bereits hinter der ersten, zweiten oder gar dritten Biegung zurück, wenn er . . . Am lieb-

sten würde er weiterfahren. Aber das darf er nicht. Also stoppt er, bindet das Pferd kurz, ermahnt es, legt, wenn er ihm nicht traut, vielleicht noch eine Kette ein und macht sich mit dem Zapin auf die Suche. Rasch eilt er den Weg zurück. Er darf sein Pferd nicht zu lange allein lassen, auch muß er den folgenden Fuhrmann warnen. Es ist schon geschehen, daß ein Gefährt nicht mehr bremsen konnte und in einen Guntler hineinrannte. Da hatte man dann alle Mühe, den Stamm wieder unter dem Schlitten und zwischen den Pferdebeinen hervorzu- beißen. Doch der Fuhrmann kommt schon heran und hilft ihm. Zu zweit haben sie den Stamm bald wieder angeschlagen. Allein ist das manchmal eine gefährliche Sache oder eine Murkserei. Wo der Weg steil ist, kann man den Stamm nicht einfach am Guntelring fassen und nachziehen; er würde einem in die Beine schießen. Hinunterriesen darf man ihn wegen des Pferdes nicht oder weil er über den Weg hinaus- springen könnte. So muß man ihn schupfen und bremsen zugleich. Meistens muß man ihn aus Leibeskräften ziehen und beißen, und beides geht gleich schlecht in dem zermahlenen Schnee. Mit Mühe schlägt man den Guntler wieder irgendwie fest. Ihn etwas lüpfen und hängen (S. 179) kann man allein kaum. Umso mehr bremst er, und umso schnell- er reißt er sich wieder los. Kaum ist man angefahren, schon nach hunder- der, zweihundert Metern, tönt es vorn auf dem Schlitten: *Verdämtä, verfluächtä Huärä-Spengler!* So guntelt man gelegentlich durchs Tobel hinaus. Draußen, wo das Tobel breit und flach wird, legt man die Guntler auf die Hauptlast (vgl. Abb. 24), oder man hängt sie ab, wirft sie an den Wegrand und holt sie später zwischenhinein einmal.

Zur Kontrolle des Tempos, des Gleichgewichts und der Vollständi- gkeit der Fuhre kommt als weitere Aufgabe des Fuhrmanns hinzu: die Überwachung und Pflege des Pferdes. Das Pferd ist im allgemei- nen ein guter, zuverlässiger Kamerad, und der Fuhrmann anerkennt das. Oft während des Krieges, zur Zeit des Ersatz- und Zellulosefut- ters, schob er ihm rasch eine Dörrbirne zwischen die Zähne oder hielt ihm den Rest Brot, den er selbst nicht brauchte, zu. Aber das Pferd ist keine Maschine. Es ist ein Lebewesen und als solches verletzlicher und eigenwilliger als der Motor. Ein paar Streiflichter mögen das be- leuchten. Der Fuhrmann bemerkt, daß sein Pferd mit den Vorderbei- nen schlecht Boden faßt: *I glaubü, schi hed widerm Tschölä* (Schollen) *an dü Bän, . . . äi lüüg au, wiäli Söck* (Finken, Hausschuhe) *träitsch!* Er hält an und befreit «sie», die Stute, davon mit dem Stollenhammer oder dem Sackmesser; manchmal schlägt er auch bloß mit dem Zapin gegen den erhobenen Huf, und die dicke Scholle fällt heraus. — Ein Pferd hat sich am einen Vorderbein wundgeschlagen, *äs hed schi trä- tä. offü gschlagä*. Dies geschieht besonders gern beim Kehren des

Schlittens auf dem Ladplatz oder beim *Uusstelä* unterwegs, wenn das leere Gefährt einem vollen, das von oben kommt, Platz machen muß. Das Pferd klettert auf das Wegbord, sinkt im tiefen Schnee der *Schneeryfä* — des Schneeabsturzes, des Schneebordes — ein und beginnt zu strampeln und zu schwimmen. Dabei schlägt es die Beine widereinander und schürft sich. Gegen diese Verwundung wird gelegentlich ein altes Heilmittel praktiziert. *Wytuus das Bescht ischt: äifach zuächibrunzä, so gwüß* (sobald) *mäs gsiäd. Nuu cha mü de hantli widerypackä, we mü käis erwüschä wil.* Am Abend wird dann ein alter Huder und vielleicht gar etwas Salbe umgetan. Es muß schlimm sein, bis man aussetzt und den Tierarzt zu Rate zieht oder einem Heilkünstler und Hellseher wie dem Fideriser Gujan berichtet. — — Einst traf ich einen Fuhrmann mit seiner Stute beim Schmied. *I bin da grad no in der Pschlaanig. Schi ischt laami ggangä. Mid Gaa hed mü nid vyl gsee, aber mid Laufü. Waarschynli bin ärä z by choo mid Pschlaa, i han schü vernaglet.* Der Schmied zog die oder den Übeltäter heraus und setzte das Eisen frisch auf. Das Pferd schien noch *seer* (empfindlich, wund), es zuckte ein paarmal weg mit dem Huf.¹⁰⁷ — Ich fragte den Fuhrmann bei dieser Gelegenheit gerade auch nach einem Pferd aus seiner Nachbarschaft, das sich vor drei, vier Tagen, als es in einem leichten Rank den Kopf zu weit über den Weg vorreckte, an einem Baumstrunk einen Zahn ausgeschlagen und die Lippe blutig geschürft hatte. Es sei schon wieder besser, antwortete der Mann. *Äs was Namisch* (etwas Nennenswertes) *hed är nid usglaa. D Roß sind gnerig.* Der Fuhrmann versäumte kaum einen Tag deswegen. Pferde genesen rasch. — — Und sie sind auch nicht wehleidig. *Höör poperä!*, ruft der Fuhrmann, bei dem ich durchs breitere Tobel hinaus auf der Fuhre sitze, dem nachfolgenden Fuhrmann zu. Der läßt, um uns zu necken, sein Pferd so dicht aufschließen, daß es mit seinen Vorderhufen an und auf unsern Guntler pocht. Dieses enge Aufschließen war spaßhaft-gewollt, unter Ausnützung des normalen Ehrgeizes des Pferdes. Manchmal aber geschieht es auch gegen den Willen von Mann und Pferd, und da hört dann der Spaß auf. Der Akkordant schmunzelte zwar, als er erzählte, wie es seinen Sohn in dessen erstem Fuhrjahr einmal *zerbocket* («zerjagt») und in ein vorderes Gefährt hineingetrieben habe. Der Jüngling kam ins Tempo, sein Pferd vermochte den Schlitten nicht mehr zu halten — es hatte Schneeschollen an den Füßen —, der vordere Schlitten

107 Wenn ein Pferd gar nicht stillhalten wollte, hätte der Schmied schon Mittel, es zu besänftigen, z *bremsä*, wie er es nennt. Er bindet ihm z. B. mit einer Schnur und einem Prügelchen, das er in der Schlinge dreht. *rätlet*, die Oberlippe kräftig ab; das betäubt es, lähmt es irgendwie; auf alle Fälle muckst es nicht mehr beim Beschlagen. Doch diese und andere Gewaltmaßnahmen sind höchst selten nötig.

rückte unheimlich rasch näher, jetzt mußte er auf ihm droben sein: in seiner Angst riß er das Pferd zurück, da glitt es erst recht aus und stürzte. Der Vordermann, dessen erprobtes Roß die Fuhre ruhig bremste, hatte ihn kommen sehen, die Sache aber nicht halb so tragisch genommen, gedacht, das junge Pferd wolle aufholen, komme *reeß* (scharf) daher, werde den Schlitten aber schon meistern. Da stürzte das Pferd, vom jungen Fuhrmann zu plötzlich und zu stark zurückgenommen. Nun galt es doch Ernst. Der Fuhrmann beschleunigte auch jetzt nicht sein eigenes Pferd; im Gegenteil: er mußte dem zweiten Halt geben, es auffangen und stoppen, damit es nicht etwa über den Weg hinausgerate. Zum Glück hatte er keinen Guntler. Die Zuglatten des zweiten Pferdes stießen ins Holz, sein Kopf, im letzten Augenblick gelüpf't, kam auf die Fuhre zu liegen. Der junge Mensch hinten verwarf die Arme, jammerte laut und glaubte, alles sei verloren: der Schlitten, das Pferd und sein ganzes Leben. Ein gutes Stück weiter unten, vor einem Brücklein, kamen sie zu stehen. Sie spannten das Pferd aus, es sprang auf die Beine, sie spannten ein, und weiter ging's nach kurzem, aufatmendem Kommentar.

Ja, die Pferde sind nicht wehleidig. Sie sind hart und zäh wie der Fuhrmann und teilen Not und Gefahr redlich mit ihm. Man hat allen Grund, ihnen ein Loblied zu singen. Der Fuhrmann tut das auch, aber nicht so unbedingt. Er brummt daneben noch ein anderes Liedlein: von ihren Tücken und Launen. Im Unterschied zu den gleichmütigen, unbeteiligten Ochsen sind die Pferde empfindlich, eigenwillig, gern den Kopf machend. Bei einzelnen ist das krankhaft gesteigert: *schü sind cholderig*: plötzlich bewegen sie sich nicht mehr vom Fleck, ohne ersichtlichen Grund. Der Koller überfällt sie wie eine Art Irrsinn. Diese plötzliche, unberechenbare Verstocktheit liegt ihnen im Blut, man kann nichts dagegen machen. Bei manchem Pferd aber steckt hinter solcher und ähnlicher Halsstarrigkeit nur falsche Erziehung. Ein anerkannter Fuhrmann mußte einst seinem jungen Pferd im Tobel ein paar Streiche versetzen; als er ihm nach dem Abladen zum Aufbruch einen freundschaftlichen Klaps gab, bekam er zur Antwort die Hachse des Pferdes auf die Brust. Da wußte er: dieses Pferd reagiert sehr scharf auf Prügel, er mußte vorsichtig sein damit, leicht hätte er sonst einen Schläger aus ihm gemacht.¹⁰⁸ Gewisse *Tempä*, Launen, hat jedes Pferd; aber ob sie sich auswachsen zur dauernden

108 Gründlich verdorbene Schläger und Beißer sind auf der Holzfuhre zu gefährlich und darum ganz selten. Bezeichnenderweise hielt sich gerade der Mann, der den Vollrankschlitten «erfunden» hatte (vgl. S. 189), eine Zeitlang solch ein untreues Tier. Er hatte die magere Schindmähre wohl billig erworben. Aber sie kam ihn teuer zu stehen: über die Bruech hinweg traf sie ihn mitten ins Gesicht. Ich lernte den Mann kennen, als ich mich im Spital von

schlechten Eigenschaft, hängt weitgehend ab von der Ruhe und Umsicht der Fuhrmanns. Ein Pferd, das an einer bestimmten Stelle einmal fiel oder sonst einen Schreck hatte — z. B. die Guntler schlugen an einem Egglein über den Weg hinaus und rumpeln und poltern gegen eine stehende Tanne —, geht später an dieser Stelle vorbei, indem es langsam, zögernd herantritt, schräg hinschaut und — plötzlich — vorbeirennet: *äs tuäd (vorby)sytiligä und äsoo schnaarchlä*. Geduld und ruhiges Zureden helfen dem Pferd eher über die schwierige Stelle hinweg als heftiges Zügeln und Drohen. — Heikler wird es, wenn ein Pferd mit einer schweren Fuhre an irgendeinem Ort nicht mehr fortmag. Am nächsten Tag bleibt es, selbst mit bedeutend leichterer Last, am gleichen Ort wieder stecken! Es ist, als ob sein Wille gebrochen sei, als ob es für diesen Ort den Koller habe. Das gilt nicht für alle Pferde, aber für viele irgendwann einmal. Da nützt dann alles nichts, und es ist fast zum Verzweifeln. Der Fuhrmann redet dem Tier zu, andere Fuhrleute kommen und helfen, schließlich verliert man die Geduld und schlägt mit dem Zapinstiel auf das Tier ein, — nichts. Mensch und Tier versteifen sich in Trotz, der Kampf wird prinzipiell und hart. Es kam schon dazu, daß man dem Pferd dürres Tannreisig unter dem Bauch anzündete; das brach den Bann. Oder man schlang ihm eine Kette oben hinter den Vorderbeinen durch und zog daran, bis das Tier, von Schmerz gepeinigt, plötzlich samt dem Schlitten nachfolgte. Andere sollen die Kette sogar schon am Hals des Tieres befestigt haben. Weiter trieb man, soviel ich hörte, das peinliche Verfahren in unserer Gegend nie. Daß aber die Wut den Fuhrmann in solcher Situation gänzlich übermannen und ebenso irrsinnig wie das Tier machen kann, zeigt eine Notiz, die ich mir vor zwei Jahren aus der Zeitung ausgeschnitten habe. «. . . Der Knecht hatte, als das Pferd nicht mehr weiterziehen wollte, einen Strick genommen, damit die Zunge des Pferdes angebunden und mit voller Kraft gezogen. Als sich das Pferd in diesem Moment widersetzte, wurde dem Tier die Zunge ausgerissen!» So geschehen 15 Tage vor Weihnachten irgendwo im Appenzellischen. Zum Glück gibt es auch einsichtige Fuhrleute, die diesen Herr-und-Meister-Kampf gar nicht erst beginnen, wohl wissend, daß er nur in einer Tierquälerei endet, die das Pferd meistens noch ganz verteufelt. Sie spannen im Falle solch entschiedener Weigerung und Verstocktheit das Pferd einfach aus und lassen ein anderes die Fuhre

meinem Matura-Geschenk. der Blinddarmoperation. erholte: wir jaßten zusammen. Er trug auf dem Kopf einen Feuerwehrhelm aus Gips. ein Haken zog ihm den Oberkiefer hinauf. Er sollte nur Müslein essen; Verwandte hatten ihm aber einen Salami eingeschmuggelt. Nun kaute der starke Mann daran herum wie ein alter, zahloser Hund an einem Knochen. Vielleicht machte er sich zwischenhinein doch auch Gedanken über Schlagen und Geschlagenwerden.

über die verhexte Stelle wegschleppen. Oder sie versuchen, das Pferd zu überlisten, indem sie es ablenken. Sie spannen es z. B. aus und führen es ein paarmal den Weg hin und her oder im Kreis herum, bis es halb taumlig wird und alles vergißt, spannen rasch ein und, hü!, überqueren, hü!, das eingebildete und das wirkliche Hindernis. — Auf die gelungenste Art löste sich der Starrkopf eines Pferdes einmal in St. Antönien. Der Weg führte mäßig steil hinauf nach Aschüel, der Wassergrenze gegen das Schierser Tobel, und von dort hinunter nach St. Antönien-Platz. Kurz vor der Anhöhe blieb das Pferd stehen, war nicht mehr vorwärtszubringen, weder mit Flüchen noch Schlägen. Der Fuhrmann wurde schließlich so wütend, daß er — es war Samstag-nachmittag — das Pferd einfach stehen ließ und heimstapfte: *So blyb grad daa, du Narr, bis' der erläidet!* Zur Vorsicht legte er aber immerhin eine Bremskette ein. Am nächsten Morgen, zur Kirchenzeit, erschien der Gaul mit der Fuhre auf dem Platz. Jetzt zog er die Last samt untergelegter Bremskette! Die Kirchgänger wunderten sich haß.

Wenn man all diese Aufgaben des Fuhrmanns und ihre besonderen Schwierigkeiten überblickt, gesteht man, daß die Holzfuhre Mut, Kraft und einen einsatzbereiten Geist erfordert, daß sie ein stolzes, ritterliches Handwerk ist. Das Wettkämpferische, Turniermäßige, das wir schon in der Einleitung hervorgehoben haben (S. 160/62), kommt denn auch zum Ausdruck in einigen speziellen Bräuchen dieser Arbeit.

Wer zuerst im Jahr *tröölte*, mit seiner Fuhre umkippte, mußte früher einen Liter bezahlen oder ein Schlegeli Schnaps (Jenaz) *Wen äinä gägü Bärg tröölt, so het-er solü ä Liter psalä* (Schiers). Zweimal bergseits Ausleeren auf der gleichen Fahrt kostete früher einen Liter (Furna). Wer *tröölte*, mußte einen halben Liter bezahlen. Man ließ es natürlich nur möglichst wenige merken — *mä hed nid ghöjed* —, sondern nickte nur seinem Fuhrkameraden still zu: *mä hed gnütt*. genickt (Klosters). — Warum das Bergseits-tröölen in zweien dieser Aussagen betont wird, konnte ich nicht ermitteln. Wahrscheinlich, weil es seltener ist (die Fuhren, die hinten am Berg stark streifen, kippen nach außen; die Bremsketten fressen bergwärts und überstützen den Schlitten nach außen), und wahrscheinlich, weil es harmloser ist.

Eine besondere Würdigung erfuhr jeweils das größte Holz des gesamten Schlages. Womöglich brachte man es, zusammen mit andern großen Einzelhölzern, an einem Samstag hinaus. Dann konnten die Lader, die ja auch heimgingen, mit ihren Zapinen helfend beispringen. Und am Abend hatte man Zeit für ein gebührendes Fest. *Daa ischt de no tanzet choo, nid nu gsuffä!* Die Lader wollten — abgeschen von ihrem täglichen, gewöhnlichen *Laderschnaps* (vgl. Anm. 80) —

auch ihren Anteil. Wer das Holz führen durfte, mußte ihnen einen Liter Schnaps, später: Wein, bezahlen (Conters). Damit der Fuhrmann das nicht vergaß, malten sie ihm ein Bildchen auf die Stirn des Blockes: *ä Literfläschü und an jewäderü Sytä äs Glaas* (Schiers). Ursprünglich wurde diese Mahnung nur dem größten Stamm aufgezeichnet, später oft auch andern großen Einzelnen und gelegentlich, zum Gespött, irgendeinem besonders krummen Teufel. Darauf mußte der Fuhrmann aber nicht reagieren. *Däär, woos uußerholt, hetti solä ä Liter Schnaps ynferggä — ämaal, wen är äs Musigghöör gha hed.* — Man begreift die Feier dieser Hölzer, wenn man von ihrer Fuhr erzählen hört. Sie maßen 3, 4 m³, die «Königin von Fadur» soll sogar 5 m³ ausgewiesen haben. Man nahm das dünnere Ende auf den Schlitten. Trotzdem waren es hohe, breite Fuhren. Die Lader mußten sie hinten mit eingeschlagenem Zapfen um die Ecklein weisen helfen, und wo es eben oder aufwärts ging, mußten alle Mann an das Block und ziehen. Im letzten Teil des Tobels erst ließen es sich der Fuhrmann und das Pferd dann gelegentlich gefallen, daß man ihnen ein zweites Pferd vorspannte. Aber nur ungern. Denn das größte Holz herauszuführen, war eine besondere Ehre für Mann und Pferd. Oft stritt man sich beinahe darum. Jeder wollte das stärkste Roß haben, der beste Fuhrmann sein (vgl. Geschelle, S. 165/66). Manchmal wurden da sogar richtige Intrigen gesponnen. So schafften z. B. einst in Valzeina zwei Fuhrleute und einige Lader das größte Holz heimlich und bei Nacht hinaus, nur um es dem Akkordanten wegzuschnappen, der es niemandem, nicht einmal seinem Sohn gegönnt hatte und allen andern damit voranfahren wollte. Am Morgen schrieb ein alter Mann dem Holz auf die Stirne:

Kam an in finstren Mitternacht.
Mannesmut und Pferdekraft
Haben mich ans Land gebracht.

Nun, mit solcher Poesie werden die größten Stämme auch sonst etwa geehrt. Nur die erste Zeile war situationsbezogen; die beiden andern kehren, fast formelhaft, immer wieder. Auch die «Königin von Fadur» trug unter diesem ihrem Adelstitel den gleichen Spruch. Besonders reimfreudige Lader scheinen im Jahre 1937 in Fanas am Werk gewesen zu sein. Da stand auf den Stirnen der drei größten Blöcker des Lagerplatzes zu lesen:

Wenn alles wäre wie dies Holz
Gebs weniger Streit, Zank und Stolz.

*

*

*

Du großes Holz mit viele Jahr (= Jahrringe)
An dir bewundert sich manch Augenpaar
(= «an dir freut sich manch Auge»)

* * *

Groß genug für diese Straße
Liegt mein Leib hier aufbewahrt,
Doch mit guter Kraft und gutem Willen
Naht das Ziel zur rechten Zeit.

Und einem Fuhrmann, der oft und gern fluchte, schrieb man einst in
Valzeina auf ein großes Holz:

Rauhe Winde wehn von Norden,
Und die Sonne scheint nicht mehr,
Und bei allen Blöckerferten (= -fuhren)
Lädt das Petschi (= Peterchen) viel zu schwer.¹⁰⁹

Wo Poesie ist, da ist auch Lorbeer. Über die seltene Ehre eines Reimwortes hinaus erfährt der Sieger auch eine Bekränzung: man schlägt dem mächtigen Stamm hinten, frei aufragend, ein Tännlein, *ä Püüschä*, an. So geschmückt, sticht er aus allen übrigen Hölzern hervor und wird zur stolzen Zierde des ganzen Lagerplatzes. Begreiflich, daß der Fuhrmann sich bei seiner Ankunft mit solch einem Waldriesen gerne abknipsen läßt. Die Photographie wird daheim dann auf die Kommode gestellt oder irgendwo an der Stubenwand aufgehängt — eine wohlthuende Erinnerung für kommende Jahre und Enkel (vgl. Abb. 22, 25 u. 26). In Schiers muß solch eine Photo einst mißraten sein. Wenigstens erschien der betreffende Fuhrmann eines Tages, als es bereits aper war, wieder auf dem Lagerplatz: mit Pferd, Wagen und aufgeladenem Bockschlitten. Der Photograph begleitete ihn. Ein paar Roller, die in einer benachbarten Werkstätte arbeiteten, mußten ihm das schwere Block, das nur außen an ein Lager angeschlossen worden war, nochmals auf den Schlitten laden. Da stand nun das winterliche Gefährt mitten im sprossenden Gras. Welche Kraftstrotzerei! Doch was tut's? Das Gespött vergeht, die Photo aber besteht. Ich habe sie selbst gesehen im Hause eines der beteiligten Lader. — — — Heute sind solche Riesenstämme selten geworden. Man hört* sie kaum mehr erwähnen. Natürlich, der heutige Akkordant macht auch weniger Aufhebens davon; aber der Hauptgrund ist doch: seit der Jahrhundertwende sind die Wälder immer intensiver durchforstet worden, zwei

109 Ältere, an Kirchenlied und Bibel und Erbauungsbücher gemahnende Sprüche führt U. OBRECHT, Über Waldverhältnisse und Holztransporte im Prätigau, Jahrbuch des SAC, 1892/93, S. 89, an.

Weltkriege haben geholfen, sie auszuräumen. Die Waldriesen haben sich zurückgezogen in die hintersten, unzugänglichsten Wälder.

Nicht nur das größte Holz, auch der Abschluß der Fuhr wird -- genauer: wurde -- gebührend gefeiert. *Zletscht tuäd mä ä Fyrlig* (Conters). *Früäjer hed mä de noch ds Lentimaal, d Letzenig gha:* am Schluß, am Zahhtag, der im Wirtshaus statthatte, zahlte der Akkordant ein richtiges Mahl; heute versteigt er sich höchstens noch zu einer Wurst und Wein (Jenaz). Das Gleiche gilt für die andern Gemeinden. Wie beim Flößen (S. 160) ist also auch hier das Lentimahi in vollem Zerfall begriffen.

Dieser Zerfall ist bezeichnend. Er betrifft das Brauchtum im engeren Sinn überhaupt. Auch bei allen andern Bräuchen sind wir immer wieder auf den Gegensatz Früher-Heute gestoßen, und überall gerieten wir unwillkürlich in die Form der Vergangenheit, wenn wir sie darstellen wollten. Sie haben ihr Schwergewicht in der Vergangenheit. In der Gegenwart sind sie nicht mehr recht zu erfassen. Sie sind am Absterben. Warum das? Der Gegensatz Früher-Heute birgt zugleich den Gegensatz Regie-Akkord. Akkord heißt aber: möglichst viel in möglichst kurzer Zeit = möglichst großer Gewinn. Statt im Taglohn wird im Leistungslohn gearbeitet. Wie sollten da Zeit, Geld und Gemüt fordernde Bräuche noch Platz haben? So schwanden und verschwinden die alten Bräuche; neue wachsen vorläufig nicht nach. Die Holzfuhr hat bald nur noch Brauchtum im Sinne der Arbeitsweise, der Arbeitstechnik. Sie verliert mehr und mehr das Stolz-Turniermäßige, die Kunst wird zur Brotkunst, der freie Bauer zum Arbeiter. Das Festliche, der frohe Klang von früher fehlt ihr. Das wird uns auch bewußt, wenn wir nochmals die Ansammlung der heimkehrenden Gefährte im vordersten Teil des Tobels betrachten, diesmal aber nicht mit den Augen eines Akkordanten (S. 202), sondern mit denen eines älteren Tagelöhners. Man kam ins breitere Tobel heraus, die Vorderen verlangsamten ihr Tempo, warteten. Man schloß sich wieder zusammen und war glücklich darüber. Das Ärgste lag hinter einem, man sang und jodelte und trank den letzten Schnaps. Die Pussereiner winkten und jauchzten zu ihren Höfen empor, freuten sich und wurden geneckt, wenn ihnen da und dort mit kleineren oder größeren Tüchern zurückgeschwenkt wurde. Der Tag geschah ohne Hast und Überforderung, man hatte Zeit zu Spaß und Gemeinschaft. Jauchzend und mit klingendem Geschell zog man gemeinsam durchs Tobel hinaus dem Lagerplatz zu. Heute ist das anders. Im Verhältnis zur Leistung sind es schon viel weniger Gefährte. Vor 1914 sollen nebst den Viehgespannen 50—60 Pferde gefahren sein, heute fahren durchschnittlich noch etwa 30—40 Pferde (während des Krieges gelegentlich 80—100). Doch die Änderung liegt nicht so sehr in der Zahl der Gefährte, als im

Geiste, der die Arbeit beseelt. Der Fuhrmann von heute will und muß mehr leisten, und so arbeitet er verbissen, zeitgeizig, berechnend. Er schuftet. Er ist als Fachmann tüchtiger geworden. Aber er ist nicht mehr Herr, sondern Knecht der Arbeit. Und darum unzufriedener. Lachen und Jauchzen sind selten geworden auf der Holzfuhr. Die alten, klangvollen Geschelle weichen den nüchternen, mageren Warnungsschellen. Pausen werden nur noch eingeschaltet zum dringlichsten Rasten, nicht mehr, um plaudernd beieinander zu sein. Wohl wartet man während der Fahrt noch aufeinander, aber nicht mehr gesamthaft, aus Gemeinschaftssinn, sondern rottweise, weil man muß, aus Sicherheitsgründen. Man wartet ungern und möglichst wenig, der Letzte ist von vornherein der Benachteiligte. Jeder eilt so schnell er kann vorwärts, dem Lagerplatz zu; denn bei der Akkordarbeit zählt Leistung und Lohn, nicht menschliches Beisammensein und gemeinschaftliches Werk. Das Tempo richtet sich nach dem Vordersten, nicht nach dem Hintersten.

Das letzte Stück ist meist streng, eine Zugstrecke. Pferd und Mann dampfen, manchmal sind sie auch naß von Schnee oder gar Regen. Zum Glück haben beide Stalldrang. Das reißt die Kräfte zusammen. Gruppenweise nicken und stampfen sie heran. Bei den Klafterholzbeigen halten sie an. Die Fuhrleute lösen Bindkette und Überbindkettlein und werfen die leichte, aufzusägende Ware ab. Sie wird von den Aufsägern in Empfang genommen und beiseitegezogen. Die Fuhrleute fahren weiter zu den mächtigen Bauholzlagern. Für diese kurze Strecke spindeln sie die restlichen Stämme meist nicht mehr fest, sondern drehen die Bindkette bloß mit dem Zapin ein, *schí tüänd schä nuu räitlä*. Die Roller helfen ihnen und dirigieren sie beim Abladen, soweit heimverlangende Fuhrleute sich dirigieren lassen. Das Abladen bereitet keine Schwierigkeiten, wenigstens bei Schlitten mit gewöhnlichen Tischen ohne gezackte Mittelschiene (S. 174): man schiebt die Blöcker, nachdem man hinten die Guntel der Zusammenhängkette gezückt hat, einfach seitlich über den Tisch hinaus und zu Boden, *mä tuäd schä ab äm Schlittü strychü*. Sobald die Fuhre daliegt, sammelt der Fuhrmann sein Material und verstaut Ketten, Zapin, Guntlungen, Decke und Futtersack wieder so auf dem Schlitten, wie er sie am Morgen mitgenommen hat (S. 181). Das alles geht sehr rasch. Mann und Pferd zieht es heim; andere Gefährte drängen nach; mit einem letzten Aufschwung hat der Fuhrmann den Leuten auf dem Lagerplatz gezeigt, was Arbeit ist. Nun wird das Tempo langsamer. Selten mehr in so stolzem Trab und mehrere Gefährte hintereinander jagt man durchs Dorf hinaus; meist schlittet man bescheiden und einzeln nach Hause. Akkordarbeit macht müde, die Hauptstraße ist halbstädtisch

verfeinert, man muß sie bereits mit den Autos teilen. Einzelne sprechen beim Wagner oder Schmied vor; die Fuhrleute vom Berg kaufen vielleicht noch etwas ein und nehmen es gerade mit. Daheim wird zuerst das Pferd ausgespannt und mit einigem Futter zufriedengestellt. Dann kommt Schiff und Geschirr an die Reihe. Oft gibt es etwas zu flicken. Der Schlitten wird vom Schnee befreit und gegen eine Wand gestützt, damit die Kufen nicht vereisen.¹¹⁰ Bis der Fuhrmann dann sein Pferd und oft noch einiges Vieh gefüttert und besorgt hat, wird es Zeit zum Essen. Endlich können Frau und Kinder wieder einmal etwas zusammensitzen mit ihrem Vater. Aber nicht lange. Sobald er sich in der warmen Stube niederläßt, vielleicht noch einen Blick in die Zeitung tut oder auf dem *Gguutsch* (Lager neben dem Ofen) eins tubakt, übermannt es ihn. Er gähnt und geht schlafen. Der Tag war streng. Die Nacht ist kurz. Morgen um 3 Uhr wird er füttern. Gut, daß es bald Frühling wird.

110 Ein besonders sorgsamer Fuhrmann streicht im Frühling jeweils sogar Öl an die Kufen seines Schlittens: *der Schnee schlaad schi de weniger aa*. Am Abend braucht er nur mit dem Schuh ein paar Schläge dawider zu tun, und der Schnee fällt ab; Eis bildet sich überhaupt nie daran. Der gleiche Fuhrmann stellt die Räder seines Wagens, sobald der Boden feucht ist, auf Brettlein, und bei Mondschein, der dem Holz mehr schade als Sonne und Regen — *är bläikt ds Holz äsoo uus* —, bedeckt er sie mit Tüchern.

III. TEIL

Letzte Arbeiten bis zur Versandbereitschaft des Holzes

Das Holz ist an Land gebracht. Die Arbeiten, die noch nötig sind bis zu seinem Verkaufe, werden immer eindeutiger durch seine letzte Bestimmung diktiert, d. h. die Hauptarbeit besteht in der Sonderung und letzten Aufteilung des Holzes gemäß seinen verschiedenen Zwecken.

Als Musterbeispiel möge das winterliche Treiben auf dem *Choolplatz* (oft auch: *Choorplatz*) und der anschließenden *Aarmähuusbünti* in Schiers dienen.¹¹¹ Dieses Leben besitzt seinen eigenen Rhythmus: deutlich wird er spürbar in den Hauptankunftszeiten der Holzfuhren, morgens zwischen 9 und 10 Uhr, nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr: sie sind die eigentlichen Pulsschläge dieses Lebens, sie geben ihm, so oft es erlahmen möchte, wieder neuen Schwung. Rege Betriebsamkeit herrscht dann allerorten auf dem Platz.

Sind die Fuhrleute fortgefahren, so wird die Tätigkeit auf dem Platz wieder übersichtlicher; die einzelnen, normalen Arbeitsgruppen scheiden sich wieder klar voneinander.

Sicher fallen dem betrachtenden Auge zunächst die mächtigen, aufgeschichteten Lager des Blockholzes auf. Breit, lang und hoch hingelagert an der Haupt- und Nebenstraße, beherrscht ihre imposante Größe den Platz. Hier wird noch einmal die Macht des Waldes, der Natur, offenbar; schon nicht mehr in ursprünglicher Gestalt, aber in innerer, verhaltener Kraft, gefährlich dem Menschen, der dessen vergißt und allzu übermütig-siegesgewiß wider sie antritt. Hier ragt das Holz dem Menschen noch einmal über den Kopf, und nur behutsam, in langsamen, gemeinsamen Bewegungen bewegt er es fort. Bei aller andern Arbeit auf dem Platz aber steht der Mensch endgültig über

¹¹¹ Vergl. jedoch Anm. 152.

dem Holz: sein Wille gilt unmittelbarer; seine Bewegungen brauchen die bedachtsame Schwere nicht mehr, sie verlieren an pathetischer Großartigkeit, sie werden kleiner und schneller; das Holz wird zersägt und zerstückt zu bequemer Handlichkeit, seine Majestät wandert dem Ofen entgegen. — So scharf sich um die königliche Größe und Pracht des Blockholzes die bürgerlich-emsige, winklig-trauliche Kleinwelt des Papier- und Brennholzes, und beide Sphären zusammen ergeben erst das Bild des Dorflagerplatzes (vgl. Abb. 27 u. 28).

a) Blockholz

Sehen wir zunächst zu, was mit dem Blockholz, das von den Fuhrleuten *dä grobä Wääg*, d. h. provisorisch, je nach Platz und Gelegenheit, abgeladen wurde, geschieht. Die Leute, die sich seiner nun annehmen, heißen nach ihrer Tätigkeit (*schilolend ds Holz*) *d Roler*, die Roller. Sie bilden wieder eine Arbeitsgruppe für sich, ihre Arbeit ist in sich geschlossen und deshalb durch einen besonderen Akkordvertrag geregelt.

Der Akkordant macht seinen Preisvoranschlag pro Festmeter und wird von der Gemeinde auch pro Festmeter gelagerten Holzes ausbezahlt. Dazu enthält der Vertrag noch eine weitere Übereinkunft. Das Messen und Sortieren des Holzes als Arbeit gehört normalerweise zur vertraglichen Pflicht des Rüstakkordanten, wird aber aus praktischen Gründen möglichst erst im Tale und zwar von den Rollern ausgeführt. Diese erhalten dafür von den Rüst- und Fuhrakkordanten, die sich in die Kosten teilen, einen vereinbarten Stundenlohn. Der Förster notiert sich also nach jedem Messen die dafür aufgewendete Zeit, z. B. 1 Stunde à 4 Mann = 4 Stunden Lohn. Damit ist allen Beteiligten geholfen.

Natürlich sind auch beim Rollen verschiedene Vertragskombinationen möglich. So lagern z. B. die gleichen Leute die Blöcker verschiedener Schläge. Um in den Zwischenzeiten der Holzankunft nicht arbeitslos zu sein, übernehmen sie zudem etwa noch den Bahnverlad einer Holzpartie oder die Kleinholzverarbeitung eines kleineren Schlasses. So ist die Gleichmäßigkeit ihres Verdienstes gesichert.

In Schiers erhält sich seit manchen Jahren eine Gruppe von vier Männern Winter für Winter den Hauptanteil an dieser Arbeit; sie sind die eigentlichen Roller. In Stoßzeiten erweitern sie ihren Kreis um so viele Tagelöhner — meistens die gleichen, da diese besser als das Aufsägen bezahlte Arbeit gerne angenommen wird —, daß sie zwei Gruppen bilden, d. h. gleichzeitig an zwei verschiedenen Rollen arbeiten können. Die Roller stellen keine Gruppe dar, die sich, ihrer Son-

derart und Einheit bewußt, von den andern distanzierte; dazu wäre sie zu klein und zeitlich zu bedingt. Und doch läßt sich hier im Keime erkennen, wie das Gruppenbewußtsein aus Bewährung und Tradition in gemeinschaftlicher Arbeit hervorwächst. Wie eng Zusammenarbeit und Gemeinschaft in dieser ersten Zelle einer Gruppenbildung bereits sind, findet beinahe symbolischen Ausdruck in der Bekleidung zweier ihrer Glieder: ein alter Lederkittel wurde so aufgeteilt, daß der eine Mann nun das linke Ärmel- und Schulterstück, der andere das rechte auf seinem Stoffkittel aufgenäht trägt; der eine schiebt den Holzstamm immer auf der linken, der andere auf der rechten Seite zur Höhe des Lagers empor (vgl. Abb. 27). Als eines Winters diese Gruppe das Rollen nicht mehr übernehmen konnte dem Ältesten wurde die Arbeit zu schwer, zwei andere wurden vom Zimmermann, bei dem sie jeweils im Sommer Arbeit und Verdienst fanden, diesmal auch im Winter beansprucht — da ward einem von ihnen, als er dem anhebenden Betrieb auf dem Lagerplatze von der Werkstatt aus zusehen mußte, ohne selbst dabeisein zu können, so elend zu Mute, daß er die ersten Nächte kaum schlafen konnte.

1. Messen, Sortieren, Bezeichnung des Holzes

Förster und Roller verhalten sich wie Kopf und Arme: jener urteilt, diese setzen das Urteil in Tat um. Da der Förster die Übersicht über alle Schläge und ihre Bestimmung hat und letztlich die Verantwortung dafür trägt, steht auch ihm allein die Einteilung des Holzes nach Zweck, Größe und Güte zu.¹¹² Diese Pflicht bindet den Förster zeitlich stark an den Lagerplatz, so daß er sich jeden Gang zu den Rüstplätzen im Tobel recht abstellen muß. Zweimal täglich muß er nämlich bei Hochbetrieb der Holzfuhr zum Holzmessen, das jeweils etwa zwei Stunden in Anspruch nimmt, erscheinen; in der Regel morgens um 10 Uhr, nachmittags um 4 Uhr, d. h. kurz nach oder während den Hauptankunftszeiten des Holzes. Bis dahin lagern die Roller noch Reste des Holzes oder arbeiten, wenn alles gelagert ist, an ihrem Nebakkord. Oder sie überwachen und leiten die Fuhrleute beim Abladen: *Wen käinä van ünsch umer ischt, ladentsch äsiä aab, woos-nä grad paset, und stelend än aarmü Regel aa (än aarmü Regel = eine schlechte Regel = Unordnung)*. Oder es werden Hölzer, deren Klassenzugehörigkeit keinen Zweifel zuläßt, schon vor die entsprechenden Lager gezogen.

112 Bei einem großen Holzschlag einer Berggemeinde leythin blieb allerdings das Messen und Sortieren zur Hauptsache den Rollern überlassen, da der Förster deswegen nicht immer zum Lagerplatz hinuntersteigen konnte und da er als ebenfalls *Üungstudiärtä* volles Vertrauen haben durfte zu den erfahrenen Rollern.

kurz: es wird die erste zweckdienliche Ordnung des Holzes und Raum für allfällig noch ankommende Fuhren geschaffen. *Jetzt chönt-er den ätä choo wägä-n-ünsch; miär weerend grüsch*, heißt es dann etwa in Bezug auf den noch ausstehenden Förster.

Sobald dieser erscheint, stellen sich ihm vier Roller als Meßgehilfen zur Verfügung und rüsten sich mit den nötigen Meßgeräten aus. Bei unserer althewährten Rollergruppe hat sich auch dabei schon eine gewisse Regel gebildet: Der Älteste, ein 70jähriger Mann, nimmt den Numerierhammer, den *Numeriärschlegel*, und die Farbbürste, *d Faarb-bürschtä*, zur Hand, der Zweitälteste das Meßband und den *Sortiür-hamer*¹¹³, der dritte das Meßbandende und einen Zapin, der vierte nur den Zapin.

Die Arbeit beginnt beim Holz, das dem Lager zunächst liegt. Die beiden Männer legen das Meßband an den Enden des Blockes an und suchen dabei, jeder auf seiner Seite, nach dem jeweiligen Schlagzeichen: *Hescht duu ä Hamer? by miär ischt truäti käinä*. (Findest du [auf deiner Seite] ein Hammerzeichen? Bei mir ist offenbar keines.) Das entzifferte Zeichen und das Längenmaß des Holzes werden gleich dem Förster mitgeteilt. Dieser setzt unterdessen die Kluppe, *d Chlupä*, in der Mitte an, mißt zwei senkrecht zueinander stehende Durchmesser und zieht das Mittel daraus. Der vierte Mann, derjenige mit dem Zapin allein, ist dabei dem Förster behilflich: wenn zwei Stämme zu nahe beieinander liegen, als daß der Förster die Kluppe zwischen ihnen hinabstoßen könnte, so zwingt er sie mit der Zapinspitze leicht auseinander: *i löösänä äs bitz!*; wenn der Stamm in der Mitte stark vereist ist, schafft er dem Meßinstrument des Försters an einer Stelle freien Zugang zum Holz: *Züichend, i wil düär noch butzä!*

Sobald der Förster das Maß genommen hat, tritt er auf die Seite und trägt das Ergebnis in sein Taschenbuch ein.¹¹⁴ Oft ist ein Block von so eindeutiger Gestalt, daß er bereits jetzt dessen Klassenzugehörigkeit bestimmen kann. Dann schlägt der Mann mit dem Sortierhammer dem Holz sofort das betreffende Klassenzeichen auf die Stirne, es wird ein Stücklein gegen das Lager hin gerollt, der nächste Stamm kommt an die Reihe. Meistens aber ist die Qualität des Holzes nicht so einfach, nur von einer Seite her, festzustellen. Dann schaut der Förster den Stamm, während dieser zu den andern hinübergewälzt wird, *we mer nä düürä tröölend ze dischnä*, möglichst genau an, oder

113 Der Sortierhammer wird in Schiers erst seit ein paar Jahren benützt; früher wurden die Zeichen handschriftlich angebracht.

114 Auf seinem Büro rechnet er dann mittelst einer Tabelle, des sogenannten «Faulenzers», den Holzinhalt aus und schreibt die einzelnen Messungen von seinem Taschenbuch über auf die reinlich getrennten, endgültigen Holzlisten.

er läßt etwa auch die Stirne ganz vom Schnee befreien, um aus der Feinjährigkeit und Farbe des Holzes weiteren Aufschluß über seine Qualität zu erhalten; z. B. *das ischt über Hirn* (= an der Stirne) *nid grad ä hübschä!*. Ist der Förster immer noch nicht schlüssig, so befiehlt er etwa: *tüünd mer däär noch ä bitz dreeä!*, worauf der Stamm auf seinem Platz gewendet wird, bis: *guät . . . än Än!* o. ä. ertönt. Das N wird aufgehämmert, die Meßgruppe geht zum nächsten Block über.

Ihr folgt in bequiemem Abstand — gewöhnlich um einen bis drei Stämme zurück — der Mann mit dem Numerierhammer. Früher wurde das Holz nur auf einer Seite mit der Nummer versehen, seit einigen Jahren auf beiden.¹¹⁵ Bei steigendem Bahnverlad hatte sich die einseitige Hämmerng immer deutlicher als zeitraubend erwiesen für den Förster, wenn er sich die Nummern des verladenen Holzes abschrieb. Da sich diese dann teils hinten, teils vorn befanden, mußte er selbst oder ein Arbeiter jeweilen auf beiden Seiten der hohen Last — statt nur auf einer — herumturnen. Der moderne Grundsatz «Zeit ist Geld» dringt so allmählich in die kleinsten Arbeiten ein und rationalisiert sie. — Hin und wieder ruft der Förster nach hinten: *was für ä Nummerä?*, und der Hämmerer antwortet mit der betreffenden Zahl, oder umgekehrt. Diese gegenseitige Kontrolle ist nötig, da die Reihenfolge des Messens nicht immer offensichtlich ist, wenn die Stämme z. B. etwas quer oder nebenaus abgeladen worden sind, oder wenn der Förster vielleicht einen Block zum Brennholz verweist und deshalb gar nicht mißt.

Soweit stellt sich das Messen und erste Sortieren äußerlich, als Handlung, dar; inhaltlich wird es bestimmt durch die «Instruktion über Messung und Sortierung des Holzes und Gebräuche im Holzhandel», erlassen vom Kleinen Rat des Kantons Graubünden am 6. September 1932, revidiert durch Beschluß vom 20. Juli 1943.¹¹⁶

115 Eine Ausnahme macht die «Bauernrolle», da diese ja nicht verladen wird. (Vgl. Anm. 128).

116 Es ist bezeichnend, wie hier die einheitliche Regelung organisch aus dem Brauchtum der Arbeit hervorsticht: deutlich sind drei Stufen der Entwicklung vom rechtsergänzenden Ortsgebrauch (vgl. dazu H. F. PFENNINGER: Übung und Ortsgebrauch im Schweizerischen Zivilgesetzbuch, Zürich 1911) bis zur allgemeinverbindlichen behördlichen Verordnung zu erkennen: «Nachstehende Vorschriften für das Messen des Holzes sind in allen Fällen verbindlich». (3. Stufe.) — «Die Sortierung des Holzes nach vorliegender Instruktion hat die Regel zu bilden». (2. Stufe.) — «Die nachstehenden Holzhandelsgebräuche stützen sich auf das Schweizerische Obligationenrecht und die von den Verbänden als zweckmäßigsten erachteten, bereits üblichen Gebräuche; ihre Gültigkeit ist in den Verträgen zu vermerken». (1. Stufe.)

Die Stämme sind gewöhnlich von halb zu halb Meter abgemessen oder, wie der fachliche Ausdruck lautet, «abgelängt»: 4, 4½, 5, 5½ und maximal 6 m; dazu gehört üblicherweise ein Zumaß von ca 1 % der Länge. Natürlich weist hin und wieder ein Stamm ein Zwischenmaß auf, z. B. 5.40 m; dann schreibt der Förster 5.30 m auf (bei mindestens 5.45 m würde er 5.40 m beanspruchen) etc., d. h. die Länge wird auf den Dezimeter genau berechnet.

Gemäß dem Mittendurchmesser wird alles Blockholz zunächst einmal in zwei große Klassen eingeteilt:

1. Obermesser (O) mit 30 cm und mehr Durchmesser,
2. Untermesser (U) mit 23—29 cm.

Stämme von weniger als 23 cm Durchmesser werden im allgemeinen aufgesägt zu Papier- oder Brennholz.¹¹⁷

Durch diese erste, quantitative Einteilung werden die Untermesser — versehen mit dem Kennzeichen U — endgültig ausgeschieden¹¹⁸; die zweite, qualitative Gliederung erfaßt nur noch die Obermesser und erteilt ihnen je nach Verdienst folgende drei Attribute: a = ausgezeichnet, n = normal, f = fehlerhaft.¹¹⁹

1. Um die Auszeichnung a, vergleichbar dem Ritterschlag, zu erlangen, muß ein Holz schon sehr gute Anlagen aufweisen: «hohe Geburt» wird bevorzugt; ausgesprochenes Gebirgs Holz ist nämlich besonders feinjährlig, *fyjerig*, d. h. seine Jahrringe folgen, da es nur langsam wächst, dicht aufeinander. Handelsgebräuchlich bedeutet der Begriff feinjährlig: mindestens 5 Jahrringe pro cm, bei gleichmäßigem Jahr-

Wo Holz gerüstet, gemessen und sortiert wird — sei es im Wald oder auf dem Dorflagerplatz —, liegt diese «Instruktion» der Arbeit zu Grunde als Prinzip, das die Einheitlichkeit verbürgt; «Instruktion» und Arbeit sind ineinander verwoben wie Idee und Wirklichkeit im Leben des Menschen; beide zusammen ergeben erst die organische Einheit. Darum wird dem Arbeiter diese «Instruktion» eigentlich kaum als Instruktion bewußt, mindestens empfindet er sie nie als willkürlichen Befehl von oben; indem er glaubt, er verrichte seine Arbeit einfach nach der Erfahrung, nach dem üblichen Brauch, erfüllt er gerade ihre Bestimmungen. — Ich erwähne deshalb diese Vorschriften namentlich nicht mehr, sondern halte mich an ihre sichtbare Wirklichkeit. Mag sich der Leser bei den einzelnen konkreten Handlungen an dieses dahinter stehende regulative Prinzip erinnern.

117 Im Winter 1944/45 wurden jedoch die schönsten davon besonders gelagert: sie sollten nach Frankreich exportiert werden als Bauholz für Unterstände und Bergwerke; man nannte sie deshalb *Gruäbholz* oder *di Grüäbler* oder — etwas verächtlich wegen ihrer Kleinheit — *di Grüäblezer*.

118 Eine Untergruppierung in U und U1 ist äußerst selten.

119 Als Spezialsortiment für Fournierholz, Schindelholz etc. kann aus der a-Klasse ein Kläbchen aa-Holz ausgeschieden werden. In Schiers kommt das praktisch nicht vor.

ringbau. — Wenn es diesen großen Vorzug besitzt, drückt man sogar ein Auge zu bei der Prüfung seiner Astigkeit: Gebirgsholz braucht nur auf einer der Längsseiten astfrei zu sein; die andere Seite darf Äste haben, muß aber mindestens von n-Qualität sein. — Selbstverständlich müssen die Stämme gesund und ganz gerade sein: ferner darf ihr Durchmesser pro m höchstens 1 cm abnehmen, d. h. sie dürfen nicht jäh abnehmen gegen die Spitze hin: *schī tōrfend nid geespitzi sy*: und endlich: sie müssen buchsfrei sein. — Man begreift, daß so strenger Kritik nur wenige Hölzer standhalten. Mit umso unverholener Freude werden sie von Förster und Rollern in Empfang genommen: *Das ischt widern ämoal äinä, wiü mü schü gäärä gsiäd!*¹²⁰

2. n heißt normal, und so soll das Holz auch sein: gerade, d. h. es darf pro Laufmeter nicht mehr als 1 cm von der Geraden abweichen: nicht abholzig (= *nid geespitz*), d. h. der Durchmesser darf pro m höchstens 1½ cm abnehmen; nicht stark astig; wenig buchsig; wenig harzgallig (vgl. Anm. 125); nicht ringschällig¹²¹. — Das Holz darf stellenweise sogar rot, fleckig sein: *nuu muüs's hert-roots, nagel-feschts sy* (so hart, daß ein eingeschlagener Nagel festen Halt darin fände): *mü steckt ätā der Zapy under Augä* (d. h. ins Holz der Stirne), *und wen är hebt, so ischt au ds Holz guäts.*¹²² Es soll nicht ausgesprochen drehwüchsig (= *aabhölzig*) sein; dieser Holzfehler macht sich u. a. bei Werkzeugstielen besonders unangenehm bemerkbar: *schī brächend gää-rä-n-uus.*¹²³

120 In der guten alten Zeit, kurz vor der Jahrhundertwende, fand diese Freude am schönen Holz einst sinnfälligen Ausdruck: eine besonders prächtige Tanne — fünf Achtzechner (18 Schuhe = 5.40 m), ein *Poperi* (*däär weeri rächtschwägü au noch än Achtzechner gsi, wes-ä-schü bim Felä nid brochä heti*) und ein *Spitzlig* — wurde am Rande des Lagerplatzes wieder zusammengesetzt und zur Schau gestellt. Die Alten erzählen heute noch gern von dieser *gnaret hübschä Tanä*.

121 Die Ringschälligkeit zeigt sich an der Front des Holzes: eine oder auch mehrere Klaffen von verschiedener Weite öffnen sich einem oder mehreren Jahrringen entlang, oft fast rings um den Stamm herum. (Vgl. *Kalbern*, S. 244.)

122 Vor dem Kriege wurden die feinen, aber stockroten Stämme etwa noch besonders ausgeschieden und beiseite gerollt. Man nannte sie *d Chübler*, da sie von der Kübelfabrik in Chur u. a. durch Vermittlung der Selva bei den Gemeinden angekauft wurden. — Hin und wieder wählt sich auch der Dachdecker von Schiers vor der Sortierung einen nur ums Mark herum roten Stamm aus, da er das *Margtötschli* — sehe es aus, wie es wolle — doch nicht zu Schindeln verarbeiten kann.

123 Ich erinnere mich an einen solchen Zwischenfall auf dem Lagerplatz. Ein Arbeiter wollte einen Block mit untergefaßtem Zapinstiel das erste Stücklein über die Streben hinaufschieben; ohne daß er ihn besonders forciert hätte, brach der Stiel: *Luäg jety au nuu!*, und, die lange, schräge Bruchstelle betrach-

3. f = fehlerhaft. Welches sind denn die Fehler, die dem Stamm diesen Stempel zuziehen? Es sind die gleichen wie in den beiden andern Klassen; nur daß sie hier frech und offensichtlich zu Tage treten und unter der Bezeichnung f — *ä läidü Hund, än uugfürmetü Tüüfel* etc. — gleichsam Daseinsberechtigung erlangen. — Durchgehend rot (aber nagelfest!), krumm, abholzig, grobastig, viele Harzgallen, stark buchsig, drehwüchsig, ringschälbig . . .: alles wird geduldet in dieser Klasse, doch nur unter der Bedingung, daß der einzelne Stamm nicht mehr als zwei böse Laster in sich vereine. Zeigt ein Block sich üppiger, so wird er unbarmherzig verurteilt zum Tode durch Aufsägen, Spalten und Verbrennen.¹²⁴

Selbstverständlich sind auch die Preise entsprechend den Holzklassen gestuft; der Förster wird sich also im Interesse der Gemeinde immer bemühen, die höhern Klassen auf reelle Art möglichst zu vermehren. Dazu bietet sich etwa Gelegenheit bei den *Ärschlighölzern*: Wenn z. B. ein 5 m langer Stamm an sich von a-Qualität ist, aber an der ehemaligen Wurzelansatzstelle einen vermutlich nicht durchgehenden Fehler (z. B. eine leichte Röte) oder, noch häufiger, eine Juppe aufweist, die seine Zuteilung zur n-Klasse bewirken müßten, so wird er «abgestammt» um das fehlerhafte Stück, wenn möglich gerade um 1 m. Dies müssen laut Vertrag die Aufsäger des betreffenden Schlages besorgen; sie erhalten 15 Rp. für den Schnitt, *füfzehä Rapä für dü Saag*. Die Roller machen ihnen mit dem Blaustift (*Bleewel*) oder Bleistift (*Ryßbly*) nur das Zeichen auf das Holz und teilen es ihnen mit: *Hee . . ., daa hend ür de noch äinä zum absaagü!* Das abgesägte Stück, die *Ärschligburä*, wird zum Brennholz geschlagen. Auf diese Weise erreicht der Förster, daß mancher Stamm in die höhere Klasse hinübergerettet wird.

Im übrigen bleibt die Holzsortierung immer etwas problematisch: was ein Block wirklich wert ist, zeigt sich letztlich doch erst, wenn er aufgesägt wird zu Brettern. Da erweist sich ein gut eingeschätztes Holz vielleicht plötzlich als minderwertig, indem es inwendig Harzgallen¹²⁵

tend, kopfschüttelnd: *ischt das än aabhölzigä Chogü gsin, . . . hüt han i widern ä guütü Tagloo!* — Das *Wüärchholz* (Stiele, Halme etc.), das der Privatmann für sich anfertigt, ist in der Regel weniger abhölzig als das des Wagners, da dieser das Holz *uussaaget*, während jener es, aus einem entsprechenden Rundholz, *uusspaltet* und somit die Fasern nicht zersägt.

124 So scharf brauchte man in Schiers im Winter 1944/45 allerdings nie zu richten, da (Kriegszeit — strenge Zeit) ohnehin gleich die ganze Klasse f irgendwo im Unterland dieses Schicksal erleiden sollte.

125 Harzgallen — *Haarzgalä, Haarzrinä, Haarzrunslä, Haarzrunschelä*, auch etwa *Haarzgiänggälä* genannt — kommen bei der Rottanne vor. Es sind Ausbuchtungen von Harzkanälen, die das Holz in der Längsrichtung durchziehen. Sie entstehen meistens als Abwehrmaßnahmen der Pflanze gegen Schäd-

oder eingewachsene Äste¹²⁶ offenbart, die der Förster von außen einfach nicht bemerken konnte.¹²⁷ Dann beansprucht der Käufer allenfalls den Preis der nächsttieferen Klasse, wozu die Gemeinde auf gut Glauben oder auf eine Nachprüfung hin auch ihre Zustimmung geben wird. Jedoch gilt allgemein, daß für unsichtbare und unvermutbare Fehler des Holzes der Verkäufer nicht haftet: weder Reklamation noch Entgegenkommen sind die Regel.

2. Lagern des Holzes zu Rollen

Die Roller führen die Sortierung nun zu Ende, indem sie die verschiedenen Klassen je nach ihrer Bestimmung — jede für sich oder teilweise gemischt (häufig wird z. B. das a- und n-Holz zusammengelegt) — rollen.¹²⁸

Die ersten Stämme, die jeweils zu Beginn der Holzfuhr an Land gelangen, müssen für das sogenannte *Laager* erhalten: ein erster dicker Block — oder mangels dessen zwei dünne mit einem dritten in der Mitte drauf —, der *Aaspaner*, wird parallel zu dem Weg, auf dem

linge und Verwundungen, wobei das Harz eine ähnliche Funktion ausübt wie die weißen Blutkörperchen im menschlichen Körper. Einzelne Stämme scheiden wohl auch ohne diesen bestimmten Grund ihren Überreichtum an Harz einfach aus. Diese Harzseeleln — *derä Ggümpläni* — werden vom Holz wieder überwachsen, *überwalet*, so daß sie von außen unsichtbar sind und erst beim Aufsägen zum Vorschein kommen. Beim Stubengetäfer machen sie sich besonders unangenehm bemerkbar, indem das Harz in der Wärme wieder zu rinnen beginnt.

126 Eingewachsene Äste, *Negel*, — mit deutlicher Anspielung auf ein Mausloch auch *Muusescht* oder *Muuser* genannt — entstehen, wenn Äste aus irgendeinem Grunde, z. B. Platzmangel, absterben und ihre Stummel vom wachsenden Stamm *überwalet* und mit Rinde umgeben werden. Diese Nägel sind tot — harte, schwarze Pfropfen — und fallen dann beim aufgesägten Holz, bei den Brettern, gerne heraus. Sie sind deswegen noch unangenehmer als die gewöhnlichen Äste, die dem Holz organisch verwachsen bleiben und nicht herausfallen.

127 Sehr anschaulich, mit ausgezeichneten Bildern zeigt HERM. KNUCHEL, Holzfehler, Bern 1934, die verschiedensten inneren und äußeren Fehler des Holzes und wie sie entstehen.

128 Eine besondere Rolle ist die Bauernrolle, *d Buurärolä*: sie umfaßt alle Blockholzklassen eines kleineren von vorneherein zu *Puurähholz* bestimmten Schlages. Jeder (eingeborene) Bürger darf von diesem Holz bis 15 m³ zum reduzierten Bürgerpreis kaufen. Einzelne Interessenten, z. B. Schreiner, schauen sich gelegentlich das Holz gleich nach der Sortierung, noch bevor es gerollt wird, an, wählen aus und schreiben ihm ihre Initialen an; andere sagen etwa den Rollern ihre Wünsche und übertragen ihnen kameradschaftlich diese Besorgung. — Käufer, Nummer und Klasse der betreffenden Stämme werden dann beim Sägenlassen auf der nahen Gemeindegäbe gebucht und dort vom Förster eingesehen.

im Frühling das Holz abtransportiert werden soll, hingelegt; zwei weitere mitteldicke Stämme, *d Laager, d Laagerböm*, werden im rechten Winkel so darauf gebettet, daß der Anspanner ihnen gleichsam als Kopfkissen dient.¹²⁹ Wichtig ist dabei, daß dieses Lager auf den zuverlässigen Erdboden, nicht bloß auf den wetterwendischen Schnee, zu liegen kommt. Und noch eine Sicherung ist notwendig: damit die beiden nur an ihren Enden aufruhenden Stämme nicht etwa seitlich ausrutschen können, muß man ihnen ein Lager schlagen, *äs Läger schlaa*. Man schlägt also zwei Kerben so in den flachliegenden Block, daß die beiden quer aufliegenden Hölzer gut hineinpassen. — — Dieser ganze Vorgang wird umschrieben durch den Begriff: *ä nüüwi Rolä aaspanä* (eine neue Rolle anspannen, beginnen).

Dann *tröölt mä* die nächsten Stämme auf die beiden ersten Lagerbäume. Da diese ein gewisses Gefälle aufweisen — die Höhendifferenz zwischen Anspanneroberfläche und Erdboden —, würden jene zurückrollen. *Drum tuüd mä d Laager verhauü*: man kerbt die Lagerbäume etwa nach jedem dritten Stamm und legt feste Steine in die Kerben. Aber auch alle folgenden Lagerbäume werden verhauen; ob schon sie flach liegen, würde der Druck des aufgeschichteten Holzes genügen, die Stämme nach der offenen Seite hin auseinander zu treiben.¹³⁰ In kleinem Maßstab geschieht es tatsächlich etwa einmal, wenn zu spät verkeilt wird, daß die obern Stämme sich zu Boden lassen, indem sie die äußeren aus der bevorzugten Tiefenlage verdrängen. *Jetzt müüssä-mer gwüsser* (gewiß) *verhauä, sus bodmentsch den ätä noch!* Gegen dieses *Bodmä* wird auch am Anfang der Rolle, zuoberst an den beiden ersten Lagerbäumen, eine besonders starke Kerbe und ein ebenso tüchtiger Stein angebracht.

Damit *ä hübschi Rolä* entsteht, müssen nun beim Aufeinander-schichten des Holzes von Anfang an zwei Bedingungen erfüllt werden: 1. *D Rolä tarf ni haaldä; schi söti zä beedä Sytä glych hööchi sy*, d. h. man muß viele Stämme vor dem Rollen kehren, um den Ausgleich zwischen dicken und dünnen Enden zu erhalten. 2. *D Rolä müüssend graadä sy*: alle Stämme aller Rollen werden nach der gleichen Seite ausgerichtet. Ist ein Block schon auf die gewünschte Höhe gebracht, so wird doch immer seine Seitenlage geprüft: *Däär müüssä-mer noch äs bitchi in d Front nee . . .* oder . . . *däär müüssä-mer noch*

129 Der Ausdruck *Aaspaner* ist wohl vom Haus- und Stallbau her übernommen worden, wo der erste Stamm, der die frontale Grundmauer fortsetzt, ebenso heißt (neben *Schwellbom*, seinem zweiten Namen). — — In Seewis nennt man den *Aaspaner* gewöhnlich *der Ärgel* (der auf der Erdeliegende [?]).

130 Wie groß dieser Druck nach unten ist, wird einem bei Betrachtung der Lagerbäume im Frühling am eindrucklichsten: *De sind diä Tütschi äsä vergold* (über und über) *im Dräck*.

ä bitz zwäägchlüüpä. Dann schlägt ein Mann seinen Zapin so in den nächstunteren Block ein, daß ein zweiter die Möglichkeit bekommt, seinen Zapin waagrecht daran anzusetzen und den oberen Stamm in die genaue Front zu klaben: *mä tuäd der Zapy fүүrsteckä* (auch: *voorsteckä*; als Imperativ etwa: *steck!*), daß der ander mid schym (seinem) Zapy *fassä chan*.

Wie wird das Holz in die höheren Lagen der Rolle gebracht? Unsere Rollergruppe von vier Mann meistert das im allgemeinen so: *Miär tüänds (uuf)säilä*. Auf der Höhe der Rolle wird mittelst eines Guntels links und rechts je ein Seil «angeschlagen». Die *Sträikü*¹³¹, die Streben, über welche das Holz hinaufgeschafft wird, werden in beliebiger Steilheit angestüßt. Während unten zwei Männer den nächsten Stamm an die Streiken heranwälzen, rollen die andern zwei oben die Seile lassoartig zusammen und werfen sie ihnen zu, das freie Ende in den Händen behaltend. Die untern Roller legen die Seile um die Stammenden, die obern ziehen sie straff, und der Ruf *Hoo . . . Holz!* u. ä. löst den gemeinsamen Einsatz der Kräfte aus: halb geschoben, halb gezogen bewegt sich das Holz auf den Streben empor.¹³² *Di oberä müüssend züühä, di underä mid der Agslä aawäiggä und mid dem Zapy yhebä* (die obern beiden müssen ziehen am Seil, die untern beiden mit der Achsel den Stamm aufbewegen und den Zapin darunter halten). Die untern beiden Männer, vorsichtigerweise außerhalb der Streiken stehend, legen ihren Zapin darauf — Spitze nach einwärts — und schieben ihn, während sie mit der Achsel stoßen, dem Block ständig nach, so daß dieser sofort Widerhalt findet, sobald seine Vorwärtsbewegung sich ausgelaufen hat. Nun fassen die obern das Seil nach, die untern suchen sich weitem Stand, und die neue gemeinsame Anstrengung rückt das Holz wieder um ein Stücklein aufwärts (vgl. Abb. 27).

131 Dieses Wort bezeichnet nicht eine bestimmte Form (Länge, Umfang), sondern die Funktion der Strebe überhaupt; es wird vom Holzarbeiter wie vom Bauern gleichermaßen und oft gebraucht. In unserm Fall sind es lange, mitteldicke, zähe Spitzlinge, Bäumlein, oft leicht gekantet.

132 Für das Gehör ist dieser Ruf das eindrucklichste Charakteristikum des Lagerplatzes. In jeder Gruppe, die irgend am Blockholz schafft, bildet sich unwillkürlich ein «Tonangeher» heraus; bei unsern beiden Rollergruppen erschallen seit Jahren die Stimmen von Vater und Sohn. — Neben *Hóo . . . Hölz!* und *Hóo . . . über!* hört man häufig auch das einfachere *Höö . . . ü!*; sehr beliebt ist das abwechselnde *Hóo . . . ü! Héé . . . ü!*, das mit seinem Abtönen an den schwingenden Ton einer Kirchenglocke erinnert. Diese Rufe sind weithin hörbar und gerade in der Ferne von merkwürdiger Wirkung: monoton-gezogen und regelmäßig wiederkehrend mit starkem Anfangsakzent, allmählich absterbend und zuletzt wie mit einem leichten Widerhall abbrechend, tönen sie seltsam klagend und scheinen von der Sisypusarbeit der Kreatur zu erzählen.

Dieses (*auf*)*säilä* des Holzes zu viert bewährt sich weit besser als die frühere Methode, nach welcher etwa sechs Männer — alle mit Zapinen oder Kehrhaken¹³³ bewaffnet — dem Holz von allen Seiten zu Leibe rückten und dabei einander oft im Wege standen. Beim Seilen hat jeder Mann eine klar umrissene, notwendige Funktion. Die rationale Arbeitsweise hat sich durchgesetzt.

Da die Stämme auf den Streben richtig rollen — nicht schleifen —, ist die Vorwärtsbewegung des dickeren und des dünneren Endes ungleich: *das dickä tuäd füürwachsä, wachst füür* (das dickere Ende wächst schneller, voraus). Dann sagt der Mann am dünneren Ende etwa: *Löönd ünsch noch äis füür!* und schafft sich mit seinem Seilkollegen zusammen einen kleinen Vorsprung.

Oft wird ein vorderer Stamm, dessen Ruhelage man nicht ganz traut, durch eine Eisenklammer an einem weiter inwendig liegenden verankert: *mä tuäd schä* (*aa*)*haagnä* oder *chlamerä*. Bei fortschreitender Rolle werden diese Bundhaken herausgezogen und weiter vorn wieder eingesetzt.

Nicht immer wird das Holz auf diese Art gerollt. *Äsiä tuäd mä au nuu stryfflä, schläifä*. Das kommt jedoch nur in Betracht bei Untermessern und Bäumlein und — in Hinsicht auf die Lagerhöhe — *sä wyt mä glenggä mag*. Dann schlagen zwei oder bei einem schweren Stück auch alle vier Männer ihre Zapine ins Stirnholz beider Enden des Blockes und schleifen ihn so — zwei ziehend, zwei stoßend — über die Streiken hinauf, indem sie selbst sich seitlich der Rolle halten. Diese Arbeitsweise wird besonders gern angewendet, wenn es gilt, in kurzer Zeit möglichst viel Holz aus dem Wege zu räumen: *äs chund den ämaal afä äswoo zuähi*; später, bei mehr Zeit, kann man aus Platzgründen die Rolle immer noch höher bauen, indem man das folgende Holz hinaufseilt.¹³⁴

Im Frühling, wenn nur noch einzelne Fuhren mit den letzten *Verleggenä* (vgl. S. 183/84) ankommen, wird das Holz den Rollen nur noch unten beigefügt; das ist der Abschluß des eigentlichen Rollens und wird schon nicht mehr im Akkord, sondern im Taglohn besorgt, etwa durch zwei der Roller selbst oder durch Gemeindearbeiter.

Und zu allerletzt erscheint ein Gemeindearbeiter mit Farbtopf und Leiter und kleckst jedem Obermesser einen Farbtupfen von ca 5 cm Durchmesser auf die eine Stirnseite: den F einen weißen, den N einen

133 Vgl. Anm. 155.

134 *Sötti chlähheeri* Waar, *dernäs Gnisel* ist bei den Rollern aber schlecht an- geschrieben (vgl. *di Grüäblezer*, Anm. 117); diese dünnen Stämme machen sich im Verhältnis zum Arbeitsaufwand schlecht bezahlt: *mer hend au käis Mäß* (am Schluß bei der Abrechnung).

grünen und den A einen roten. Dies geschieht aber nicht aus aesthetischen Gründen, sondern damit man die Qualität jederzeit mühelos ablesen kann, falls das gehämmerte Klassenzeichen verschwimmen würde, *verschwelü teti*. Besonders zweckdienlich waren diese Farbzeichen beim Holzverkauf vor dem Kriege — zur Zeit des freien Handels —: Der Käufer, der auf den Platz kam, sah dann die Zusammensetzung einer Rolle gleich gegenständlich-konkret vor sich und konnte sich somit viel leichter zum Ja oder Nein entscheiden.

Unterdessen wird es Frühling und aper. Und während an einzelnen Rollen noch die letzten Arbeiten zur Ausführung gelangen, wird von andern Stellen des Lagerplatzes vielleicht bereits Holz weggeführt, z. T. zum Bahnhof, z. T. direkt nach auswärts.¹³⁵

b) Klafterholz

Es ist jedoch nicht nur das Blockholz, das dem Dorflagerplatz im Frühling sein stattliches Aussehen gibt und einen mit einem gewissen Gemeindestolz erfüllt, wenn man aus der Höhe darauf herabschaut; ebenso sehr freuen einen die langhingezogenen Klafterholzreihen, die den Tobelweg vom Tobelausgang bis zur Landstraße meist in mehrfacher Stärke begleiten (vgl. Abb. 29). — — Diese Reihen wollen wir nun von nahem betrachten, in ihrem Werden.

Ungefähr ein bis zwei Viertel alles Holzes, das im Winter zu Tal gelangt, muß zu Klafterholz verarbeitet werden. Schuld an diesem hohen Prozentsatz ist die Steile und Wildheit unseres Waldgeländes, die oft das ruhige Wachsen des schönen Bauholzes überhaupt verunmöglichen oder dann vorzeitig abbrechen wie z. B. beim Umwurfholz. — — Die Arbeit am Schierser Klafterholz verteilt sich gewöhnlich auf zwei selbständige Hauptakkorde: einen auf dem *Choolplatz* und einen auf der anschließenden *Aarmähuusbünti*; ein dritter Akkord besteht allenfalls noch für das Holz der Gemeinden Fanas und Grösch, und daneben figurieren eventuell noch ein bis zwei kleinere Privatholzakkorde. Aber recht bunt wird das Bild erst dadurch, daß selbst innerhalb des gleichen Akkordes nur Grüppchen von zwei bis vier Mann zusammenwerken und jedes wieder seinen eigenen Arbeitsplatz hat. So übt der ausmündende Tobelweg einen eigenartigen Reiz aus auf den Durchschreitenden: links und rechts, mit gewissen Unterbrüchen, Stände, wo

135 So gehören z. B. die kräftigen Doppelgespanne der Holzfirma Lietha & Co. in Grösch, die im Winter etwa mit schweren Doppelschlitten fahren, — heute freilich mehr und mehr ihr Traktor oder Lastauto — zu den vertrauten Bildern des Schierser Dorflebens.

Leben und Tätigkeit ist, alle einander ähnlich und doch voll Abwechslung — gleiche Arbeit, aber individuelle Arbeitsgruppchen.

Ein größerer Akkord wird selten von einem einzelnen übernommen; gewöhnlich schließen sich zwei, drei Verwandte oder sonst ein enger Kreis zu diesem Geschäft zusammen. Zwar ist das Risiko bei diesem Akkord verhältnismäßig klein, da die Arbeit leicht zu überschauen und zu berechnen ist, aber der Erfolg ist doch besser verbürgt, wenn das direkte Interesse daran sich auf ein paar der Mitarbeitenden verteilt. Bei der Berechnung des Preisvoranschlages gehen alle Bewerber ziemlich einheitlich vom gleichen Ansatz aus; er heißt: ein Mann zersägt, spaltet und beigt in einem Tag ein Klafter Holz fix und fertig. Dahinter steht jahrzehntelange Erfahrung; besäße der Holzarbeiter ein Lehrbuch, so wäre dieser Satz unter dem Stichwort »Empirische Lehrsätze« sicher zu finden. Der Bewerber verlangt also in seiner Offerte pro Klafter ungefähr den durchschnittlichen Tagelohn eines Arbeiters, wie er ihn auszuzahlen gedenkt; verarbeiten die einzelnen Arbeiter dann ziemlich mehr als ein Klafter im Tag, so ist das sein Gewinn.¹³⁶ Begreiflich, daß bei dieser einfachen Rechnung hin und wieder Eingaben mit dem genau gleichen Resultat eingereicht werden. Wenn sich der Gemeinderat den Entscheid nicht vorbehält auf Grund anderer Kriterien wie Charakter, persönliche Bewährung, finanzielle Deckungsmöglichkeit, kurz — Zuverlässigkeit der Bewerber, so muß das Los entscheiden: *mä tuäd lööslä*. Das machen die Bewerber dann unter einander aus; so z. B. im Winter 1944/45, wo zwei von ihnen gleichermaßen Fr. 13.— pro Klafter beanspruchten.

Obwohl bei dieser Arbeit die Tagelöhne niedriger sind als bei der eigentlichen Waldarbeit, ist sie im ganzen doch ziemlich beliebt. Da sie weniger streng ist, finden in ihr auch ältere oder sonst etwas behinderte Menschen ihr Auskommen; ebenso schlüpfen Gelegenheitsarbeiter und öfters auch Halbbauern gerne hier unter für den Winter. Dazu kommt ein anderer Vorteil dieser Arbeit, der — abgesehen vom Familienbedürfnis — durch die kriegsbedingte Rationierung grö-

136 Rechnet ein Bewerber aber — statt es nur heimlich zu hoffen — von Anfang an fest mit mehr als einem Klafter als Tagesdurchschnitt des mittelmäßigen Arbeiters, so wird der Erfolg des Akkordes zweifelhaft. In Schiers scheiterte im Winter 1944/45 ein solches Unternehmen. Ein Akkordant verlangte nur Fr. 11.— pro Klafter, den Arbeitern aber mußte er einen ziemlich höheren Tagelohn ausbezahlen, obwohl sie nicht mehr als je ein Klafter förderten im Tag; Ergebnis: Zusammenbruch und Übernahme des Akkordes durch andere, unter besseren Bedingungen natürlich. Die Arbeiter waren nicht entlöhnt, die Gemeinde wollte die Fehlsomme nicht auf sich nehmen, Verpfändungsmöglichkeit des Akkordanten bestand keine (*mach duu ä Fauscht ooni Fingerä!*, meinte diesbezüglich ein bewährter Holzer): eine Staubwolke des Dorflebens, in die wir nicht weiter eindringen wollen.

Bere Bedeutung gewonnen hat: man kann zu Hause schlafen und vor allem essen, *mä muäs nid albig ynpackä und ä Ding zerrobä* (die Dinge, das Dingliche, von zu Hause wegtragen und verschleppen).¹³⁷

1. Zersägen des Holzes

Die erste und entscheidendste Arbeit des Kletterholzmachens ist das Zersägen der Stämme und Stämmlein, *ds Uufsaagä*: es scheidet Block- und Kletterholz endgültig voneinander. Diese Arbeit ist so richtunggebend, daß in der täglichen Rede der Begriff «Aufsägen» die beiden folgenden Arbeiten, das Zerspalten und Beigen des Holzes, meist gleich miteinbegreift; z. B.: *Woo bischt draa? — I tuän dinä* (auf dem Lagerplatz) *uufsaagä*.

Treu dem Sprichwort «Gut eingerichtet, ist halb geschafft», wählt sich jedes Grüppchen seinen Standort so, daß es das Holz, das die Fuhrleute beim Vorüberfahren zu den Rollen einfach seitlings abwerfen, nicht mehr weit zu schleppen braucht bis zur *Stuälig* (vgl. Abb. 28). Die Stuhlung ist die höchst einfache, aber zweckmäßige Auflage, auf der die Stämme zersägt werden. Sie selbst besteht aus zersägten dünneren Stämmen, deren einzelne Meterstücke aufeinandergeschichtet sind zu einem flachen Tisch von ungefähr 4—5 m Länge und bequemer Arbeitshöhe. Erfahrene Arbeiter achten bei einer Stuhlung, die ihnen längere Zeit dienen soll, sogar darauf, daß sie in der Mitte ein klein wenig höher — *nuu grad hofäli, hofäli äs bitz hööher* — wird als an ihren beiden Enden, damit das Holz beim Sägen weniger zwänge. Wird dagegen die Mitte zu hoch, liegen die Stämme nur dort auf und drehen sich allzu leicht. So gerät die Stuhlung lange nicht immer gleich gut; es ist fast eine Sache des Glücks, gerade das richtige Maß zu treffen, wenn man nicht allzu viele Zeit dafür aufwenden will. — Über kleine Streiken zieht und schiebt man den einzelnen Stamm nun mit dem Zapin auf diese Holzschlachtbank, oder man lüpf ihn auch etwa von Hand direkt hinauf. Damit man ihn beim Sägen weiter nicht zu halten braucht, hakt man ihn mit einer oder nötigenfalls gar mit zwei Eisenklammern am Tisch fest. Oder man benützt gelegentlich gleich die Axt als Klammer, indem man sie mit der einen Spitze in die Stuhlung, mit der andern ins Bäumlein einschlägt.

137 In diesem Wort zeigt sich auch über die Rationierung hinaus die stark bäuerlich-bürgerliche Gesinnung des ländlichen Arbeiters: das Haus oder der Hof ist das geforderte feste Zentrum des Lebens; jedes Wegtragen von Werten (z. B. Essen, Arbeitsleistung, Geld), die nicht unmittelbar wieder dahin zurückfließen, wird negativ empfunden, bedeutet Verliederlichung, Zersetzung des Angestammten. Hergebrachten, droht Heimatlosigkeit und irrendes Vagabundentum.

Das Aufsägen im Walde selbst geschieht prinzipiell gleich. Nur daß man dort die Stuhlung dem Gelände gemäß variieren muß. Selten ist der Platz flach; meistens muß das Aufsägeholz vorher geriest werden und liegt wirr durcheinander in einer Mulde oder in einem Töbelchen. Dann baut man die Stuhlung gerade unterhalb dieses Haufens auf, eine horizontale Fläche: am untern Ende dicke, verankerte Burren, denen sich bergwärts immer dünnere anschließen. Nun lassen sich die Stämme von oben her unmittelbar auf diesen Tisch schleifen. Hier werden sie — mangels Haken — ausschließlich durch das beidspitzige Einschlagen der Axt festgehalten. Als ein Stamm gar zu heftig auf die Stuhlung glitt und fast darüber hinausschoß: *däär we-mer ämaal noch aanbindä* (mit der Axt), *das är nisch nümä endgäid*. — Bevor man den Stamm aber fixiert, darf man ja nicht vergessen, ihn auf den Buchs hin zu prüfen (vgl. S. 42 ff.). Man muß den Stamm so hinlegen, daß der Buchs sich nicht oben oder unten, sondern seitlich befindet. Sonst zwingt er, der ewig-lebendige, schrecklich beim Sägen.¹³⁸

Liegt der Stamm einmal auf dem Schragen fest, wird er in lauter gleich lange Stücke eingeteilt. Als Maß benützt man wie beim Blöckersägen einen geraden Tannenstab, *äs Tannzwy*, hier allerdings nur von 1 m Länge: *äs Mäbli*, *äs Meetermäß*. Im Tale wird das Holz genau zu Meterstücken zerschnitten. Wird es dagegen schon im Walde aufgesägt, so muß jedem Stück ein Zumaß von 5 cm beigegeben werden als Ausgleich der Beschädigungen, die ihm beim Flößen bevorstehen (vgl. S. 160). — Das Metermaß beim Klastenholz ist gar nicht so alt. Früher waren 90 cm (= 3 Schuh) das Normalmaß sowohl des Schindel- als auch des Brennholzes; eine dritte Art kannte man nicht.¹³⁹ Dieses Maß war und ist auch heute noch für die großen

138 In dieser Beziehung beobachtete ich eine nette Episode auf dem Dorflagerplatz. Ich befand mich auf einer Rolle bei der bekannten Rollergruppe. Plötzlich wies einer von ihnen durch eine Kopfbewegung schmunzelnd nach unten. Dort arbeiteten zwei Brüder, die, aus winterlichem Arbeitsmangel in ihrem eigenen Handwerk, das Rollen und Aufsägen eines kleinen Privatholzakkordes übernommen hatten. Sie waren eben daran, einer Säge, die nicht mehr vorwärts noch rückwärts wollte, mit der Axt Luft zu verschaffen und sie so aus ihrer mißlichen Lage zu befreien. In schelmischer Freude blinzten die Augen des wissenden Holzarbeiters: Ja, ja . . . es will auch bei unserm einfachen Tagwerk alles gelernt und verstanden sein!

139 Zur Heupressung, die der Inhaltsberechnung eines Heustockes vorausgehen muß, benützte man früher meist eine solche Schindel von 1 Schuh Breite und 3 Schuh Länge. Es galt dabei die Regel, dreimal mit seinem ganzen Gewicht daraufzuknien, *drymaal feschd druuf z chnoozä*. Auch hier begegnet man also der Dreizahl, die in der volkstümlichen Erzählkunst (Dreizahl im Märchen) und im Aberglauben bis zur sogenannten «kultischen Triade» von Bedeutung ist.

Schindeln (vgl. S. 40) üblich, es erwies sich auch beim Flößen des Brennholzes als zweckmäßig. Das Metermaß seinerseits wurde beim Brennholz zwar schon angewendet, als man vom Papierholz noch nichts wußte; aber endgültig eingebürgert wurde es doch erst, als zu Beginn des ersten Weltkrieges der Papierholzhandel auch im Prätigau Fuß faßte und einen raschen Aufschwung nahm. Die Papierfabriken verlangten einfach Meterlänge des Holzes; wollten die Gemeinden ihr Holz absetzen, so mußten sie dieser Forderung nachleben. Ungefähr gleichzeitig verschwand das alte Schuhmaß dann auch beim Blockholz; heute rechnet praktisch nur noch der Bauer, wenn er sich das Holz zu einem neuen Stall zusammenstellt, nach Schuhen. Ein typisches Beispiel für das Raumfassen des neuzeitlich-rationalistischen, rechnerisch zusammenfassenden und vereinheitlichenden Geistes, der immer im Bauerntum — besonders des Gebirges — seinen letzten Widerstand findet.

Beim Sägen beginnt man an den Enden des Stammes; man schneidet abwechselungsweise links und rechts eine Burre ab und rückt so gegen die Mitte vor, wo das Bäumlein angeklammert ist. Die Burren werden beiseite zu einem Haufen geworfen, aber Brenn- und Papierholz bereits getrennt. Dann wird der nächste Stamm in Angriff genommen. Es kommt natürlich oft vor, daß das Holz zwingt, klemmt selbst wenn der Buchs auf der Seite und die Stuhlung gut ist; dann schlägt man eine kleine Bisse in die Sägeöffnung, *mä tuäd bißnä*, oder man nimmt den Zapfen in die eine Hand und sperrt mit ihm den Stamm unter der Säge etwas empor, während man mit der andern weitersägt, *mä tuäd nä än bitz lüpfä*. — — Gelegentlich löst sich beim Sägen ein Span halb vom Stamm und beginnt, von der Säge immer wieder gestreift, vibrierend zu schreien; dann — *wen ä Schütä loos ischt und rächt gyged* — mag etwa ein Vorübergehender den Arbeitern zurufen: *Hend är Psatzig?*²¹⁴⁰

140 Das ist eine der Begrüßungsformeln, wie man sie auf dem Lande allgemein ausspricht, wenn man an irgendeiner Arbeitsstätte vorüberkommt, aber eine seltene, spezialisierte. Die *Psatzig* ist eine lokale Landsgemeinde zur Besetzung der Kreisbehörden; im Kreise Schiers wird sie wechselweise in Schiers und Grüşch abgehalten. Jung und alt der beiden Gemeinden zieht an diesem Tage einander entgegen, trifft sich auf halber Strecke und marschiert gemeinsam zum Wahlort. Dieser Marsch ist nicht denkbar ohne Fahne, Trommel und *Psatzig-pfyffä*. Auf das schräge Mundstück eben dieser piccoloartigen Querpfeifen bezieht sich — abgesehen vom Lautlichen — unser Ausdruck; er bedeutet also: Sägt ihr etwa schräge? Tatsächlich reagieren die Arbeitenden auf diese Frage meist durch ein unwillkürliches Niederschauen auf den Sägeschnitt, ob er auch ja gerade sei. — — Den gleichen Sinn hat die etwas unverhülltere Frage: *Soo, saagend är Pfyffä?* — — Eine zeitlich und lokal sehr bedingte Variation der gleichen Frage lautete: *Sind är Hug & Co.?* Hug war der Name einer seinerzeit sehr bekannten und geschätzten Ländlerkapelle, vielleicht spukt auch der Name der Musikalienhandlung mit hinein. — — Alle diese Ausdrücke kreisen um den Zen-

Beim Aufsägen selbst und an den frischen Schnittflächen lassen sich die besonderen Merkmale des Holzes der Weißtanne einerseits und der Rottanne (= Fichte) andererseits besonders gut erkennen. Zunächst fällt einmal auf: das Weißtannenholz ist viel schwerer. Da es nie in den allerobersten Lagen wächst, vielmehr die tieferen und besonders die feuchten Gründe vorzieht, wächst es viel rascher und safter. Das zeigt sich denn auch an der Stirnseite: *Ds Holz ischt grob-jeriger, maschtiger*, d. h. die Jahrringe stehen weiter auseinander, das Holz ist gleichsam rasch aufgetrieben, gemästet; ja sogar schon der erste und innerste Teil, das Mark, ist bereits ausgreifender, *ds Maarg ischt gröößer*. Daraus ergibt sich fürs Sägen: *d Wyßtanü ischt vyl schnitziger, d Schäitü sind chürzer, üs bricht guät*, d. h. die Säge schneidet sich ins mastige Holz der Weißtanne viel schneller ein, die Sägespäne sind deshalb kürzer, das Holz wird leicht gebrochen durch die scharfen Zähne der Säge. Ferner ist die Rinde der Weißtanne meistens dicker; ihre Äste sind dunkler, oft fast ganz schwarz, und bedeutend härter. Die Farbe ihrer Schnittflächen ist oft grau-blau, *schü züücht* (oder: *züichnet*) *uf Blaaw*; man hüte sich aber vor Verwechslungen mit dem gläsernen Schimmer, den auch das Rottannenholz erhält, wenn es gefroren ist! Die Rottanne erkennt man positiv an ihrem Harzgeruch, oft sind an ihren Jahrringen sogar Harzgallen zu sehen.

Man glaube nun aber ja nicht, die Kenntnis all dieser Kriterien schließe einen Irrtum in der Ansprechung des Holzes aus. Erstens sind selten alle deutlich vorhanden; zweitens gleichen, wie beim Menschen, ähnliche Lebensbedingungen die ursprünglich verschiedenen Anlagen stark aus. Es gibt immer wieder Fälle, wo der Laie samt diesen Kriterien hilflos dasteht vor einem Blocke, den er beurteilen möchte. Nichts, sogar das theoretische Hochschulwissen eines jungen Försters nicht, kann das jahrelange stille und vergleichende Beobachten eines im Walde altgewordenen Arbeiters oder Försters ersetzen. Selbst wo der gewöhnliche Sterbliche keine Unterschiede zwischen zwei Stämmen festzustellen und der befragte Arbeiter ihm auch keine namhaft zu machen vermag in klaren Begriffen, wird ihm doch unentwegt geantwortet: *mü gsiüds üifach*; wahrer wäre wohl: man spürt, wittert, ahnt es einfach. Immerhin kommt es sogar hier vor, daß sich die Gelehrten streiten.¹⁴¹

tralbegriff der *Schnöögpfyffä*: so umschreibt nämlich der Waldarbeiter die schräg geratene Schnittfläche eines Stammes. Entsprechend heißt beim Stall ein bestimmter Balken, der oft diese oder dann eine geschweifte Form aufweist, *der Schnoogbom*. *Schnöögä* bedeutet: schräg abhauen.

141 Ein alter Arbeiter erzählte mir, wie einst vor vielen Jahren ein erfahrener *Holzheer* (Holzhändler) und ein ebenso erfahrener Regieführer (es gab damals noch keine Akkordanten) einen Stamm als Weißtanne der eine, als Rot-



Abb. 23: Malheur auf einem Tobelbrücklein



Abb. 24: Aufladen der Guntler vor dem letzten, flachen Teilstück



Abb. 25 und Abb. 26: Mit Tännlein geschmückte Riesenhölzer bei der Ankunft in Schiers und auf dem Holzlagerplatz von Fanas



Auch hier (vgl. S. 61) muß der Akkordant selbst die Sägen und die Spaltwerkzeuge zur Verfügung stellen; der Arbeiter ist nur verpflichtet, einen Zapfen und eine Axt mitzubringen. Zum Schleifen der Sägen vgl. S. 63 ff.

Nach dem Sägen werden Papier- und Brennholz endgültig auseinandergehalten. Die Burren des Papierholzes, das ja bereits im Walde entrindet wurde, werden jetzt direkt geklaffert; das Brennholz dagegen wird zunächst noch zerkleinert.¹⁴²

2. Spalten des Holzes

Gespalten werden alle Burren, die an ihrem dünneren Ende mehr als 14 cm Durchmesser aufweisen; ist ihr Durchmesser kleiner, bleiben sie ganz. Die Rundlinge heißen *Burä*; halbierte Burren sind *Hälblig*. Vierteilt man eine Burre, so *tuäd mä schä viärligä*; die Stücke, die dabei entstehen, sind *Späältä*. Grobe, große Spalten nennt man auch *Müschälä*; man teilt sie oft noch einmal, aber nicht von außen gegen das Mark hin wie sonst, sondern parallel zu ihm: *mä tuäd schä brätschä, mä nüm̄t schä brätschwysch, mä tuäd schä brätschwysch* (oder: *uf ds Britt) spaaltä*.¹⁴³

Gewöhnlich arbeiten auch hier zwei Mann zusammen; entweder sind es die gleichen, die das Holz zersägt haben, oder — noch häufiger — sie bilden mit den Sägern zusammen eine Vierergruppe (vgl. Abb. 28). Da das Spalten bedeutend anstrengender ist — *wen äinä der ganz Taag uufgspaaltä hed, wäis är am Aabet, was är taa hed* —, wechseln die beiden Grüppchen in ihrer Arbeit ab, meistens jeweils nach einem Tag. — — Leicht gefrorenes Holz läßt sich eher besser spalten

tanne der andere angesprochen hätten, sich auf ihre verschiedenen Meinungen versteifend bis zur Wette um einen Liter Wein. Zufällig sei der alt-erfahrene Förster dazu gekommen, habe gehört und gesehen und lachend sein Urteil verkündet: es sei weder eine Fichte noch eine Weißtanne; es sei eine alte Föhre, *ä Forä*. — Ich nehme an, der Wein ist daraufhin seinem Schicksal erst recht nicht entgangen. (Oder war es vielleicht bloß das: Wenn zwei sich streiten, lacht der dritte?)

142 Hin und wieder geschieht es, daß unentrindete Stämme, die als Brennholz gedacht sind, vom Förster im Tale noch zum Papierholz umgeteilt werden. Dann besorgen die Aufsäger die Entrindung, wofür ihnen vom Rüstakkordanten ein mittlerer Stundenlohn ausbezahlt werden muß. Doch das bleibt Ausnahme, da der Förster schon bei seinen Waldgängen in Zweifelsfällen befragt wird und die Stämme schon dort zu Brenn- oder Papierholz bestimmt.

143 In Klosters hörte ich dafür auch: *über dän Hund spaaltän*. Eine Erklärung für diesen Ausdruck wußte der Gewährsmann nicht; ich finde ebenfalls keine, bei der mir wohl zu Mute wäre. Im übrigen fügte der Gewährsmann mit listigen Äuglein hinzu: man mache das hin und wieder so, um mehr Maß zu erhalten; *äs traagi mee uuf, hed mä den gsäid*.

als trocken: es ist brüchiger; ebenso geflößtes Holz, da es noch feucht ist wie das grüne. Beträchtlich sind die Unterschiede nicht. Im allgemeinen spalten zwei Mann ungefähr auf, was vier Mann sägen, wenn, wie üblich, Brenn- und Papierholz einander die Waage halten. Drum gehört zur Arbeit der Spaltenden normalerweise auch das Klaffern des Holzes.

Das Spalten geht ungefähr so vor sich. Man wirft die Burre hin und prüft sie zunächst einmal mit den Augen, ob sie nicht selbst die schwache Stelle zeige, wo das Eisen am leichtesten eindringe.¹⁴⁴ Die Hauptkunst jeden Spaltens besteht ja darin, die Schwächen des Gegners auszuspähen, richtig einzuschägen und dann an der schwächsten Stelle mit geballter Kraft einzufallen. Tatsächlich geht oft ein kleiner Riß durch das Mark der Burre: *schì züüchet aar*, d. h. der *Maargriß* zeigt an, in welcher Richtung das Holz spalten möchte. In dieser Richtung gilt es dann vorzustößen. — Im Winter aber ist das gefrorene Holz meistens *ghaber*, fest zusammengeschlossen, ohne Risse; erst wenn die Sonne käme, zeigte es an. In diesem Falle muß man zuerst einen Schlag als Probeschlag tun, um zu erfahren, wie es reagiert. Diese erste gewaltsame Aufklärung umschreibt man durch den Ausdruck *mü tüäd voorschlaan* (älter: *füürschlaan*), auch etwa: *aafreegä*, anfragen. Einer der beiden Arbeiter schlägt — gelegentlich durch ein *Steck duu yn!* o. ä. des andern dazu aufgefordert — eine gewöhnliche Axt zuäüßerst in die Burre ein: *de gsiäd mü, wü-sch güid*, d. h. aus dem Sprunge oder Sprünglein an der Stirnseite erkennt man den wahrscheinlichen Weg des Auseinanderklaffens. Entsteht gar ein Riß durchs Mark, so darf man sicher sein, daß die Burre durchgehend spalten wird: *Wes der Maargriß gid, wüis mü, dasch di ganz Lengi spaalt*. Dem Schlage der gewöhnlichen Axt folgt nun das schwerere Kaliber der Spaltaxt: der zweite Mann *gryft häärä*, er greift herüber, d. h. er versenkt seine Spaltaxt knapp vor der Axt des andern in das von dieser weglaufende Rißlein. Oft beängstigend knapp; doch diese Arbeiter stehen in ihrer Treffsicherheit einem guten mittelalterlichen Scharfrichter um nichts nach. Der erste reißt seine Axt heraus, schlägt nach, der zweite ebenso usw.; oder der zweite schlägt zunächst nach.

144 Mein Gewährsmann in Conters wollte diesbezüglich gehört haben: *Ds Holz und ds Wybävolch spaaltü mü beedi vam dünerä Oort*. Gleich darauf fiel ihm eine andere Regel ein, die ich, obwohl sie sachlich nicht in diesen Zusammenhang gehört, doch hier anschließen möchte: *Stehends Holz und üs liggends Wybävolch sind nid z überladä*. — Mein Gewährsmann war ein alter Junggeselle, *än Aalt-Ledigä*; aber darüber hinaus und ganz allgemein sind diese Regeln zu werten als Ausdruck der Qual des Mannes, der oft lange von Haus und Familie fernbleiben muß und dann das Arbeitsobjekt mit den Attributen seines Wunschtraums behaftet. Vgl. hierzu auch etwa die Ausdrücke: *Juppä. Tütti. Haarzgriänggelä etc.*

vielleicht etwas mehr auf seiner Seite diesmal, und der erste schlägt mit der Axt nur noch die letzten zusammenhaltenden Bänder durch, usw.: im ganzen also doch ein Zweitakt, wenn auch oft verzögert und mit gelegentlichem Schrittwechsel.

Besonders bei groben Burren, aber auch bei kleineren und in der Alleinarbeit überhaupt bei allen, setzt man, gewöhnlich ohne vorzuschlagen, direkt einen Wegg an, und zwar auch zuäusserst am Holz, am Ort der größten Spaltwirkung. So ist der Satz: *Der rächt Spaaltzүү ischt d Spaaltäx und der Schädwegg*, gerechtfertigt.¹⁴⁵ Gelegentlich sieht man zwar auch Eisenweggen, in Notfällen sogar Holzweggen im Gebrauch; im allgemeinen wird aber der Scheidwegg bei dieser Arbeit vorgezogen: Er reicht am weitesten ins Holz hinab; da sein oberer Teil aus Holz besteht, darf man ruhig mit der Axt draufschlagen und braucht diese nicht immer erst mit dem Steinschlegel zu vertauschen; man kann den *Baart*, den der Pfropfen oberhalb des Ringes mit der Zeit bekommt, selber stutzen, während beim Eisenwegg dieses Geschäft dem Schmied überlassen werden muß. Dazu kommt ein weiterer Nachteil des *Ysäwegg*: seine Haltbarkeit ist sehr schwankend, je nach dem Härtegrad, den er ursprünglich erhalten hat. Oft ist er zu weich, dann wird er rasch zur *Täischä*, zum (Kuh-)Fladen; oft ist er zu hart, dann *tuüd är uusfalä*, d. h. er zerfällt in Stücke. — Über den Schlegel, das eigentliche Schlagwerkzeug zum Eisenwegg, ist wenig zu sagen. Am häufigsten sieht man den *Stäischlegel*, der auf der einen Seite flach, auf der andern abgedacht ist. Gelegentlich wird auch ein beidseitig flacher Schlegel, ein *Uufschlaagshlegel*, wie man sie beim Stollenbau braucht, irgendwo aufgetrieben und beigezogen. — Damit der Wegg sicher ins Holz eingreift und nicht *widerbüpfä tuüd* — federnd zurückspringt —, darf man die Schläge, mit denen man ihn vorwärtstreibt, erst allmählich steigern, *mä müäs langsam aanzүүchä*. Besonders gern setzt man den Wegg mitten auf einen Ast auf: erstens spalten sich die Äste in ihrer Längsrichtung gut, und zweitens hat man dann die Gewähr, daß das Holz dem Ast entlang wenigstens bis zum Mark spaltet. Damit ist aber schon viel gewonnen.

Denn das Spalten gegen die Mitte hin ist gar nicht so selbstverständlich für jedes Holz: *än Täl spaaltend äinfach nid uf ds Maarg; das sind derä windgeendä* (vgl. S. 38). Immer handelt es sich dabei um stark verdrehtes Holz. Es macht sich mit seinen wendeltreppenartigen Windungen zum erklärten Feind des Spaltens, das seiner Natur nach immer die gerade, direkte Linie erstrebt. So ist denn auch

145 Die *Spaaltäx* ist prinzipiell gleich gebaut wie die gewöhnliche Axt und setzt sich auch zusammen aus *Schnydi*, *Huus* und *Huubä*; sie ist nur viel massiver, besonders die Haube, die man ja oft zum Einschlagen der Weggen braucht. Zu den verschiedenen Weggen vgl. S. 30 ff.

der Kampf zwischen Spaltwerkzeug und solchem Holz zäh, verbissen, voller Widerstände und heimlichen Würgens. Nicht mit dem lauten Schrei der Zustimmung wie die übrigen Burren anerkennt es den stärkeren Gegner und ergibt sich ihm; ächzend und verkrampft bis zuletzt, schließt es höchstens den Kompromiß, daß es sich zwar spalten läßt, aber nicht in geradem Schnitt, sondern nur den eigenen Drehungen nach; oder aber es setzt seinen Widerstand fort bis zur Zerstückelung.

Beim Spalten einer solchen Burre hört man drum, auch abgesehen von den Flüchen, am meisten von den oft formelhaften Ausdrücken, welche diese Arbeit teils rein feststellend, teils aufmunternd begleiten. Reagiert z. B. eine Burre gar nicht auf einen oder mehrere Schläge, so heißt es etwa im Tonfall des Erstaunens, der Enttäuschung, des drohenden «Wart, ich will dir!»: *diä gid ünsch käin acht, diä tuäd nid Wäärdaa* (Wer da?). Oder man konstatiert: *schü haaret, äs ischt umgeegents Holz*, d. h. ihre verworrenen Fasern halten zusammen wie ein widerspenstiger Haarnäuel; *schü grabt*, sie gräbt sich gleichsam in und um sich selbst ein, statt frei auseinanderzuklaffen; *schü dreed halt, schü güd halt um*, die Bruchlinie verläuft nicht gradlinig über den Rücken der Burre hin, sondern windet sich zur Seite, entsprechend dem gedrehten Wuchs des Holzes. Tröstlicher ist es, wenn die Burre freundlich antwortet, sei es durch das gern gehörte innere Krachen zerreißender Bänder, sei es durch ein erstes oder weiteres Spalten, kurz, wenn sie «anzeigt». Dann tönt es in zufriedenem Gebrumm: *Wol, aanggee hedsch . . . schü tuäd offä* und — bei noch stärkerer Reaktion : *jaa schü chund jetz den ätä* oder *äs fergget schü jetz de* (wörtlich: es bringt sie jetzt dann).

Eine besondere Behandlung verlangt natürlich auch hier der Buchs. Er ist hart wie Buchenholz und läßt sich wie dieses an und für sich besser spalten als das übrige Tannenholz: *är ischt vyl späätiger, är machet nid Bender wiä disches Holz, är ischt sprütziger*. Nimmt man ihn also obenauf und spaltet ihn direkt mitten durch, gereicht seine spritzige Härte eher zum Vorteil; drum heißt die Regel: *Mä müäs* (den Weggen) *uf dä Buggs aufsetzä*. Nachteilig hingegen wirkt sich seine Härte aus, wenn der Buchs unten oder auf einer Seite liegt. Dann wählt die Spaltbewegung den Weg des geringsten Widerstandes, die Burre spaltet seitlings aus, statt mitten durch: *schü leert uus* oder *schü chalberet*. Der abgeschlagene Teil — *d Schwaartä spaaltet den aab* — umfaßt einfach ein oft halbringartiges Stück der äußeren Schicht; man nennt diese Stücke *Schiferä*. Betrachtet man eine Beige Brennholz, so erkennt man sie schnell an ihren flachen, leicht gewölbten Stirnen. Der an der Burre zurückbleibende, bloßgelegte innere Kern ist das *Chalb*. — Das Ausleeren oder Kalben ist aber nicht nur auf buchsiges Holz beschränkt. Gewisse Stämme sind ja

schon von Natur aus ringschällig (vgl. S. 229), tragen das Kalb gleichsam bereits völlig gereift in sich und warten mit der Geburt nur noch auf eine Ermunterung von außen. Allgemein gern kalbt das feinjährige, felsgewachsene Holz: es bietet mit seinen zahlreicheren Jahreschichten der Spaltbewegung viel mehr Gelegenheit, einem solchen Jahrring einmal ein Stück weit zu folgen und damit von der gewünschten Bahn seitlich abzuschwenken. Zu eigentlichen Bligableitern können eingewachsene Äste — *Negel, Muusescht, Muuser* (vgl. Anm. 126) — werden; wenn sie nicht allzu stark von der Spaltrichtung abweisen, bricht das Holz gerne ihnen entlang. Oft liegt der Grund des Kalbens auch einfach darin, daß der Wegg schon anfangs nicht schön senkrecht über dem Mark aufgesetzt oder dann beim ersten Draufschlagen leicht verschoben wurde.

Beim Ausleeren spaltet sich immerhin ein Stück Holz ab, und die Burre wird kleiner. Viel unangenehmer und zeitraubender kann z. B. ein stark stockroter Klotz sein, wenn er als erster Abschnitt eines Stammes, als abgeschnittene *Juppä*, etwa sonst noch grob und unförmig ist. Denn dieses Holz ist einerseits durch seine Unregelmäßigkeiten zäh — *diä ab-em Stock, diä Ärschligburä, sind albig di zeeheschtü* —, andererseits durch seine Stockröte weich und elastisch. Schlägt man einen Weggen ein, so faßt er nicht richtig: das Holz federt nur, es bringt ihn zurück, *äs fergget nä wider*; oder aber es ist so morsch, daß der Wegg wirkungslos darin ertrinkt, *är versuoft nuun dryn*.¹⁴⁶

146 Ich vergesse nicht, wie sich einmal zwei Arbeiter an ihrem Rüstplatz in der Nähe des Dorfes eine gute halbe Stunde lang um eine solche stockrote Ärschligburre bemühten. Bereits waren zwei buchene Weggen darin ersoffen. Auf meine Frage, ob sie einen gespickten Braten machten, meinte einer: *Jaa, nuunⁿ äs big rächts Holz muäs au noch a mü syⁿ*. Das gute Holz der Weggen reute ihn aber doch an diesen *läidä Hund*: mit viel Mühe wurden sie wieder herausgehauen. Und weiter versuchten die Arbeiter, dem Stock von irgendeiner Seite beizukommen, aber vergebens; schließlich mußten sie ihn doch zum unförmigen Stöckliholz, das für eine Holzzentralheizung bestimmt war, werfen. Man begreift, daß sich der Ärger über die verlorene Zeit und das verletzte Selbstgefühl Luft machten in einer Herabminderung und moralischen Verdammung des Gegners: *Pfütär-Täufäl-y, däär Chogü numi schooⁿ nid gschankt!*

Die nächste ähnliche Burre packten die Arbeiter gleich von Anfang an robuster an und rückten ihr mit einer Sprengladung zu^a Leibe. Beim *sprenggä*, das im allgemeinen nur bei Wurzelstöcken von Obstbäumen gebräuchlich ist, wird zunächst von der Seite oder von der Stirne her ein Loch gebohrt bis zur gewünschten Sprengstelle; dann führt man Sprengstoff, Kapsel und Zündschnur ein und stopft mit Zeitungspapier, Sägemehl und Erde zu. In unserm Fall richtete die Sprengung nur wenig aus, da das stockrote Holz nicht dicht genug hielt und die Explosion durch geheime Nebentürchen entweichen ließ. Immerhin, die Burre war bis ins Mark hinein erschüttert und widerstand Axt und Weggen nicht mehr lange.

Beim Schindelholzspalten stellt man die Burren auf und spaltet sie von der Stirne her und von oben nach unten, sei es mit dem eigentlichen Schindelmesser, sei es mit der gewöhnlichen Axt und kleinen Holzweggen; man kann das Holz an der Stirne besser überblicken und einteilen und erhält somit — dieses ausgesuchte Holz spaltet ja meistens, wie es der Spaltende wünscht — weniger Abfälle. Auf die gleiche Art wird gelegentlich auch Brennholz aufgeteilt, aber nur von einzelnen Arbeitern oder nur dann, wenn man von der Seite her keinen Erfolg hatte, denn: beim Brennholz kommt es nicht darauf an, daß es gleichmäßig und sauber gespalten wird, sondern daß es überhaupt gespalten wird, und nur große Arbeiter können sich diese Spaltart leisten, ist doch die aufgestellte Burre allein schon — ohne den 30 cm langen Scheidwegg — 1 m hoch. So bleibt dieses Spalten der Höhe nach, *dä hööhäwääg*, beim Schindelholz göltiges Prinzip, beim Brennholz dagegen Einzellerscheinung.

3. Aufschichten des Holzes

Das definitive Aufschichten oder Beigen des Holzes nach der Maßeinheit des Klafters wird umschrieben durch den Begriff *Holz uufsetzä*: das Holz wird ordentlich aufgesetzt. Den Gegensatz dazu bildet das *roobygnä*: das Holz wird nur roh, *dä grobäwääg*, aufeinandergeworfen zu einer provisorischen Beige ohne bestimmtes Maß.

Im Unterschied vom Walde, wo das Holz der Flößverluste wegen 1.80 m hoch aufgesetzt werden muß, wird das Klafter im Tale 1.60 m hoch gemacht, also eigentlich immer noch 10 cm zu hoch. Doch diese 10 cm sind als sogenanntes Schwindmaß fast selbstverständlich geworden und gehören einfach zum üblichen Klafter.

Ist das Holz für die Gemeinde selbst bestimmt, so müssen die einzelnen Klafter einer Reihe deutlich erkennbar sein, da sie ja auch einzeln verkauft werden an die Einwohner; wird es aber versandt, so ist nur die Gesamtklafterzahl des einzelnen Großverkaufes wichtig. Dementsprechend werden die Reihen verschieden gebaut. Beim Gemeindeholz muß jedes Klafter klar begrenzt sein. Das Klafter beginnt man — *tuäd mä-n-aanspanä*¹⁴⁷ —, indem man zunächst *äs Chrüüz*, *ä Chrüüzbygä* macht: man schichtet die Spalten kreuzweise aufeinander bis zur Klafterhöhe, so entsteht ein Turm von 1.60 m Höhe und 1 m² Grundfläche. Damit die jeweils äußersten Stücke, besonders die runden Burren des Papierholzes, nicht herabrollen, legt man ihnen ein Stücklein Rinde oder ein Holzschieferchen — *äs Schiferli*, *äs Sprybli*, *äs Schälperli* — unter, oder man schlägt ihnen gar eine ganz kleine

147 Vgl. *ä nüüwi Rolä aanspanä* und Anm. dazu: S. 232.

Kerbe. Im Abstand von 1 m wird dann die zweite Kreuzbeige — sie schließt das erste Klafter ab und beginnt bereits das zweite — errichtet und der Zwischenraum zwischen beiden mit Spälten — sie gehören noch zum ersten Klafter — aufgefüllt . . . etc etc. So reiht sich nach und nach Klafter an Klafter, getrennt und doch vereint, zu einer langen Reihe zusammen. — Das Holz dagegen, das nach auswärts verkauft werden soll, erhält einfach beidseitig je eine Kreuzbeige als Eckpfeiler; dazwischen dehnt es sich meist frei und ohne Unterbrüche aus.

Bei den Kreuzbeigen mit ihren kreuzweisen Schichten ist der Leerraum zwischen den einzelnen Burren natürlich größer als bei den gewöhnlichen Beigen. Deshalb wird für jedes Kreuz ein gewisses Zumaß gewährt: beim Papierholz wird die Kreuzbeige selbst um 10 cm höher gemacht, d. h. man legt einfach noch eine Schicht dünner Burren mehr darauf; das Brennholz erhält ein seitliches *Zuämäß* von 20 bis 25 cm: *ds Chrüüz chund um zwenzg Santimeeter gstraafet*. Diese ausgleichende Regelung betrifft aber nur das Holz, das in den auswärtigen Handel kommt; beim Gemeindeholz darf sie unterbleiben, da hier auf andere Weise für die Zufriedenheit des Käufers gesorgt ist: *äs hed ä biligerä Brys* (Preis).

Man begreift, daß die Förster heute mehr und mehr die Kreuzbeigen möglichst vermeiden: sie entgehen so der lästigen Rechnerei mit den Zumaßen. Und dann spielt noch ein anderer Grund mit. Mein Gewährsmann lächelte fein, als er meinte: *Der Akkordant machet nid uungäärä Chrüüz*. Tatsächlich! Auch das Beigen will verstanden sein. Man kann schließlich wie beim Stricken das Gewebe lockerer oder enger gestalten, besonders bei den Kreuzbeigen, die ja nur auf ihren äußeren Gliedern gut aufzuliegen brauchen und inwendig ruhig ein wenig schütter sein dürfen, ohne von ihrer Stattlichkeit viel einzubüßen. Sehr bezeichnend werden die Zwischenräume zwischen den einzelnen Spälten denn auch etwa *d Lugenü* (Lügen) genannt. Wenn man zudem schon beim Spalten ans Beigen denkt und lieber feine Spälten macht als grobe, so läßt sich am Ende schon etwas Holz herauschinden und damit die Klafterzahl erhöhen. Daß diese leicht künstliche Beigenverlängerung auch mehr Arbeitszeit braucht, fällt nicht so sehr ins Gewicht, da im Winter kaum andere Arbeitsmöglichkeiten bestehen. Es scheint mir, daß aus dem gleichen Grunde das Flößholz durchschnittlich die größeren, ergiebigeren Spälten aufweist: im Sommer nügt die Eile, man kann dann umso schneller eine neue Arbeit übernehmen, in den letzten Jahren fehlte es ja nie daran. Immerhin, schlimm wird es auch im Winter nicht getrieben mit der Kleinspalterei und Beigenakrobatik, denn man richtet sich doch so ein, daß man ungefähr gerade verarbeiten mag, was die Pferde heran-

schleppen, und keine Zeit übrig hat zu Extravaganzen. Zudem hat man ein Ehrgefühl, und selbst wenn dieses einmal eine Anwandlung zur Schwäche erleiden sollte, wird es gleich wieder gekräftigt durch die kontrollierenden Blicke des Försters oder vielleicht gar durch den heimlichen Glauben: «Wer nicht volles Maß gibt beim Holzbeigen, muß nach seinem Tode geisten».¹⁴⁸

Item! Tatsache ist, daß früher viel mehr Kreuzbeigen eingeflochten wurden und daß heute diese schönen, senkrechten Pfeiler immer mehr Platz machen müssen der einheitlichen, ununterbrochenen waagrechteten Linie. Sogar die Kreuze am Anfang und Ende der Reihen sind unnötig, wenn man an ihrer Stelle zwei starke Pfosten senkrecht in den Boden rammt und diese in ihrer oberen Hälfte durch zwei schräggestellte Pflöcke — *Speerä* — gegen die herausdrückende Beige stützt. — Im Walde legt man auch etwa gegabelte Tannäste mit der Gabelung nach außen und dem Reisig nach innen um die senkrechten Pfosten und schichtet auf die Äste wieder Burren: *mä tuäd ynschlau-fä*, teils nur einmal, teils wiederholt. Solchermaßen festgepreßt durch das Klawerholz, halten die Äste die Pfosten fest, und diese wiederum das Holz.¹⁴⁹

Wenn der Arbeiter am Mittag und Abend nach Hause geht, nimmt er gelegentlich einen Brocken Abfallholz mit sich; das ist das *Häimholz* (*häimä* = heimnehmen) — ein viel umstrittener Begriff.¹⁵⁰ Ebenso sieht man etwa Arbeiter, die in der Nähe des Dorfes Holz rüsten, abends mit einer dünnen Latte, einem Ast oder sonst einem Stück Holz auf der Achsel von der Arbeit heimkehren. Daran stößt sich niemand, solange es sich um dürres oder Abfallholz handelt, das sonst einfach im Walde lie-

148 Wie weit dieser Glaube verbreitet ist, kann ich nicht beurteilen. Mir gegenüber wurde er nur einmal geäußert; immerhin von einem jungen Bauern, hinter dem sicher eine weite Tradition steht. Seine eigene Stellungnahme dazu schien mir schwankend zwischen Glaube und Unglaube und verbot mir, weiter in ihn einzudringen. Das Geisten nach dem Tode ist eine geläufige Vorstellung besonders in den Alpsagen und ist wohl von dort auf die Waldarbeit übertragen worden.

149 Merkwürdig! Sooft ich dieses gegenseitige innere Gehaltensein schaute, kamen mir unwillkürlich MÖRIKES herrliche Schlußworte im Gedicht «Auf eine Lampe» — ‚Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst‘ — in den Sinn und formten sich vor dieser Wirklichkeit zu einer zwar gröberen, aber ebenso tröstlichen neuen Wahrheit um: ‚Was einfach ist, fest ruht es in sich selbst‘. — Man verzeihe mir diese Abschweifung; sie enthält ein wesentliches und allgemeines Erlebnis meiner Waldgänge.

150 Mein Gewährsmann von Furna wollte wissen, daß man in Seewis diesem Holz auch etwa *ds Schnapserholz* sagte, weil man es hin und wieder auf dem Heimwege gegen einen oder auch mehrere Schnäpse losgeschlagen habe. Ob dahinter wieder eine boshafte Liebenswürdigkeit von Dorf zu Dorf steckt, weiß ich nicht, ich selbst habe den Ausdruck nie direkt gehört.

gen bliebe. Denn es ist altes, ungeschriebenes Recht — vergleichbar etwa dem «Mundraub» in den Reben —, durch Tradition erlaubt und gewährleistet, daß der Waldarbeiter, wenn er abends den Arbeitsplatz verläßt, von solchem Holz soviel mitnehmen darf, als er allein zu tragen vermag. Dahinter spürt man noch etwas von dem langen, zähen Kampf, den der Landmann schon in der Feudalzeit geführt hat um die Freiheit des Bodens, des Waldes, der Jagd, der Fischerei. — — Beim Klafterholzmachen ist natürlich das Heimholz stark beschränkt, da es bei gewissenhafter Arbeit nicht gerade viele Abfälle gibt. Als solche kommen in Betracht: *derä Schäitü woo-s albig ätä gid mid spaaltä* — also dünnere Holzschiefern — und die Reststücke, die gelegentlich übrig bleiben beim Zersägen der Stämmchen. Doch nur, wenn sie weniger als $\frac{1}{2}$ m messen; die halbmtrigen werden zu ganzen Stücken zusammengesetzt und noch längere einfach sonst eingebeigt. Als ein Förster einmal fand, es wändere zu viel Holz mit den Arbeitern nach Hause, ließ er alle Abfälle eines bestimmten Akkordes auf einen Haufen zusammenwerfen; zuletzt wurde das Holz — es handelte sich etwa um $1\frac{1}{2}$ Klafter — unter den Arbeitern vergantet. Der Versuch fand keine Wiederholung. Das Heimholz setzte sich durch.

Auf die Unterklassen beim Brenn- und Papierholz gehe ich nicht ein. Diese weitere Unterteilung ist sehr schwankend und zeitbedingt. Zudem entscheiden allgemein die gleichen Kriterien wie beim Blockholz die Klassenzugehörigkeit: Astigkeit, Gesundheitszustand und Form des Holzes. — — Auch auf die Mischung des Papierholzes trete ich nicht näher ein; allgemeine Regel ist: dem Rottannenholz, das sich als Papierholz vor allem wegen seiner helleren, längeren Fasern besser bewährt, sollen höchstens 10 % Weißtannenholz beigemischt werden. Daß man diese Regel aber beim heutigen Hochbetrieb nicht allzu streng beachten kann, ist selbstverständlich; zudem sind im Einzelfall immer besondere Verträge möglich.¹⁵¹

Mit der Tobelfuhr hört auch das Sägen, Spalten und Beigen des Klafterholzes auf dem Dorflagerplatz allnählich auf, und eines Tages stehen die langen Holzreihen sauber und abgeschlossen da. Der Käufer läßt, seit der Krieg begann, kaum lange auf sich warten. Das Brennholz wird in der Regel gleich auf dem Platze angesehen, nachgemessen und aufgenommen. Diese Arbeit muß heute nicht mehr der eigentliche Käufer selbst leisten; sie wird für ihn besorgt durch einen

151 Als ich in der Nachkriegszeit einen Arbeiter auf dem Lagerplatz einst fragte, ob diese und jene wüsten Stücke denn noch als Papierholz angenommen würden, meinte er: *Jaa, diä nemendsch gäärä, in di zwäit Klaß; . . . das gid de weläwääg Nöötläni* (Rechnungen) und *derä Zädlä wiä äim äsiä in ds Huus chomend* (Propagandamaterial), . . . für diä tuäds äs gwüß ghand.

Mittelmann der Selva. Das Papierholz dagegen wird vom Käufer in der Fabrik nochmals aufgesetzt, und dieses Fabrikmaß gilt dann. Das Aufsetzen des Papierholzes auf dem Dorflagerplatz dient der Gemeinde also — wie das Holzaufsetzen im Walde — nur zur Feststellung des schuldigen Arbeitslohnes und zur eigenen Kontrolle.

Und dann beginnt gleich der Weitertransport; denn in ungefähr zwei Monaten geht die Flößerei los und bringt schon den nächsten Schwall Holz heran.

c) Transport zum Bahnhof

Der Bahnverlad findet nicht nur im Winter und Frühling statt, sondern erstreckt sich bis in den Hochsommer hinein. Schon im Winter wird immer ein Teil des Holzes, irgendein zusammengehörender und gesamthaft verkaufter Schlag, nicht mehr auf dem Dorflagerplatz gerollt, sondern direkt zur Bahnstation geführt; doch kann aus bahn- und handelstechnischen Gründen jeweils nur ein kleiner Teil direkt verfrachtet werden. Die Hauptmasse wird zunächst auf dem Dorflagerplatz gerollt und erst bei aperem Boden weiterbefördert auf Grund eines neuen Akkordes.¹⁵² Dieser Vertrag umschließt gewöhnlich den Transport zum Bahnhof und das Verladen des Holzes daselbst, wobei der Fuhrakkordant das Verladen oft als Unterakkord weiterverakkordiert.

Auf die Fahrzeuge, die dabei zur Verwendung gelangen, gehe ich nur soweit ein, als sie abweichen von den allgemeinen Zwecken dienenden Wagen und Schlitten.

1. Im Winter

Da das Blockholz, das schon im Winter fortgeschickt werden soll, direkt von seinem Schlagort im Walde zur Bahnstation gebracht wird, führt man es gerade auf dem Bockschlitten dahin. Die Strecke vom Tobelausgang zum Bahnhof ist kurz und wird auf einem typischen

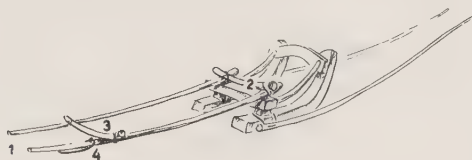
¹⁵² Seit ich dieses Kapitel schrieb, hat sich das geändert. Schiers hat im Jahre 1948/49 (Forstverwalter: Jürg Hartmann) einen neuen Lagerplatz errichtet mit direktem Anschluß an die Rhätische Bahn. Damit fällt heute dieser Zwischenakkord dahin. Ich lasse das Kapitel — den III. Teil überhaupt — trotzdem so stehen, da sich die Arbeiten im übrigen gleichbleiben, abgesehen etwa davon, daß beim Blöckerverlad nun keine Stuhlung (vgl. S. 283) mehr nötig ist, indem der neue Lagerplatz eine breite, gemauerte Rampe besitzt. — Für die Gemeinde bedeutet der neue Platz eine Ersparnis von 3—4 Fr. pro Festmeter verladenen Holzes. Man begreift, daß die Akkordantenstimmen, die zunächst murrten gegen diese «unnötige Ausgabe der finanzschwachen Gemeinde», bald verstummen mußten.

Holzschlittweg über die Wiesen bewältigt: ein Umladen kommt also nicht in Frage; der Bockschlitten herrscht unbeschränkt. Die einzige Ausnahme bilden die Gefährte der Firma Lietha & Cie. in Grösch (vgl. Anm. 135). Da hier das Holz 4 km weit, z. T. aufwärts, auf der Landstraße geführt werden muß, lohnt es sich, mit gewöhnlichen Doppelschlitten zu fahren.

Brenn- und Papierholz wird im Winter nur selten transportiert, da es fast ausschließlich entweder noch in Blockform oder im Frühling als Flößholz zu Tale gelangt. Wird dieser Transport aber doch nötig — z. B. etwa bei Holz vom Landquartberg oder sonst aus der näheren Umgebung von Schiers —, so wird, da der Weg zur Hauptsache Gefälle und zudem nur die übliche schmale Schlittbahn besitzt, wieder der Bockschlitten benützt. Der Bockschlitten selbst bietet zwar keine eigentliche Fläche, auf die man das Holz aufschichten könnte. Dieser Forderung nun und gleichzeitig dem Wesen des Bockschlittens entspricht auf einfachste und beste Weise *die Schläpfä* (vgl. Fig. 21).

Fig. 21: Schläpfä

- 1 Zwei Bömläni
- 2 Joch
- 3 Rällä
- 4 Schließnagel und Bremskette



Zwei *Bömläni*, Bäumlein, liegen im Abstand von ca 50 cm mit ihrem einen Ende auf dem Rank des Schlittens, mit ihrem andern schleppen sie auf dem Boden nach. Damit sie nicht nach hinten rutschen können, wird ihnen vorne unten, wo sie aufliegen, ein kleines Lager geschlagen; oder man treibt als Widerhalt eine große Niete durch sie hindurch und vor den Rank hinunter; zudem befestigt man die Schleipfe etwa noch mit einem Kettlein am Tisch des Schlittens. Die beiden Stämmlein werden vorne zusammengehalten durch einen Querprügel, *das Joch*. Das Joch soll leicht konkav, nach unten gewölbt sein: Äste und ähnliche Dinge, die man der Länge nach läßt, lassen sich dann besser darauf einbetten. Damit die Bäumlein auch hinten parallel zueinander bleiben, werden sie dort nochmals durch ein Querholz, *die Rällä*, miteinander verbunden. Etwas hinter der Rällä wird je ein kräftiger Holznagel in die Bäumlein eingepfropft, woran dann die Bremsketten gehängt werden. Wenn möglich bremsen man nämlich nicht mit den Ketten vorne am Bockschlitten, da die Verlangsamung sonst ruckmäßig geschieht — *es rupft* —, sondern hinten, wo die Ketten, an der Schleipfe festgemacht, schön gleichmäßig bremsen. Dieser Nagel an der Schleipfe hat also die gleiche Funktion wie der *Schließnagel* am

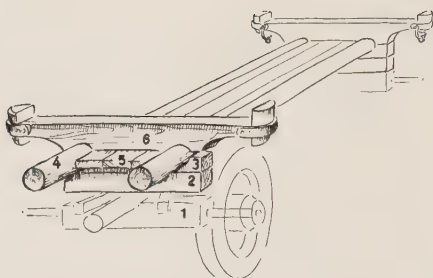


Fig. 22: Blöckerwagen

- 1 Achsstöck
- 2 Chipfästöck
- 3 Querträger
- 4 Sytäbömlä, Gestellbömlä
- 5 Brugg, Brüggli
- 6 Aarmä

Bockschlitten; er heißt deshalb, sofern er überhaupt extra benannt wird, auch ebenso.¹⁵³

Wenn dagegen der Transport des Klafterholzes nur über ebene, richtige Straßen führt, wird einem andern Schlitten der Vorzug gegeben, dem *Rutner*. Das ist der ganz gewöhnliche Schlitten, wie ihn jung und alt braucht — sei es zu vernünftigem Schlittein, *göglä*, sei es zur Fahrt in die Molkerei mit der Milchtause auf dem Rücken —, nur vergrößert und verstärkt zum Pferdefahrzeug. Der Vorteil dieses allgemeinen Schlittens gegenüber dem Schleifsystem beruht darin, daß man auf seiner großen Fläche weit mehr Holz aufbeigen kann und daß das ganze Gewicht auf Kufen und deshalb leichter fährt. Diese schweren Schlitten sind aber selten; nur die eigentlichen Fuhrhalter besitzen sie.

2. Im Sommer

Im Sommer bewährt sich ein einziges Modell für den Transport von Block- und Klafterholz gleichermaßen: der *Holz- oder Blöckerwagä*. Immerhin — der Name Blöckerwagen läßt deutlich genug erkennen, worin die besondere Leistung dieses Gefährts besteht; Klafterholz könnte man schließlich auch auf einem *Bruggäwagä* von Ort bringen. Der untere Aufbau dieses Wagens ist gleich wie bei den andern, höchstens etwas massiver; der Unterschied beginnt erst mit dem Gestell (vgl. Fig. 22).

Auf den Querverbindungen zwischen den Rädern, den beiden *Agsästöck*, liegen die *Chipfästöck*. In diese sind nun aber keine *Chipfä*, schräg nach außen und oben weisende Stützen, an denen beim Leiterwagen die Leiter, beim Mistwagen die Seitenbretter ihren Wi-

¹⁵³ Auf gewissen Alpen, z. B. auch Valpün am Kreuz im Prätigau, die zwar offenes, aber steiles Zufahrtsgelände besitzen, wird das gleiche Prinzip zur Heimschaffung des Molkenertrags angewandt. Am Zweiräderkarren, dem *Redig*, wird eine Schleife angebracht, darauf eine Kiste, ä *Troog*, festgebunden und darin Käse, Butter, eventuell sogar Milch zum nächsten guten Fahrweg oder zur Hauptalp hinuntergeführt.

derhalt finden, eingelassen; sondern die Kipfenstöcke sind hier nur noch verbindende Mittelstücke, die das eigentliche Gestell über den obern Rand der Räder emporheben helfen. Auf ihnen liegen nämlich erst die zwei Querträger, welchen die beiden Längsträger, *di Sytäbömli* oder *di Gstellbömli*, und — zwischen beiden — ein starkes Brett, *di Brugg, ds Brüggli*, eingelagert sind. Die Seitenbäumlein, möglichst gleichmäßige Spitzlinge von 10–15 cm Durchmesser, bleiben immer noch innerhalb der Spurweite des Wagens: erst die zwei Querträger, die auf ihnen und den Stöcken aufruhend, *d Aarmä*, greifen seitlich über die Räder hinaus. Sie sind die direkten Träger der Holzstämme und deshalb besonders massiv und wie die Stöcke aus Buchenholz geschaffen. Außerhalb der Arme, an den Enden der Gestell- oder Seitenbäumlein, nistet der praktische Fuhrmann etwa noch einen Querprügel an; er hat dann beim Aufladen von Kladterholz die volle Gewähr, daß die äußersten Spalten nicht rutschen.¹⁵⁴ — Hin und wieder sieht man jetzt auch bereits ein spezialisiertes Kladterholzgestell, das aber ebenfalls vom Blöckerwagen ausgeht. Es fehlen ihm einfach dessen Arme; dafür sind vorn und hinten in die Seitenbäumlein ziemlich hohe Streben senkrecht eingelassen, so daß dieses Gestell im Prinzip einem umgekehrten Tisch gleichsieht. Zwischen die aufstrebenden Latten kann man das Holz ohne weitere Umstände aufschichten, man braucht es zuletzt nicht einmal zu binden. — Weiter sei noch erwähnt, daß auch im Prätigau bei den Holzwagen die neuzeitliche Gummibereifung sich einzubürgern beginnt; das größte Hemmnis ihres vollen Aufkommens mindestens im Dorffuhrwesen ist nur noch finanzieller Natur.

Beim Führen von Blockholz werden je nachdem zwei bis fünf Blöcker geladen. Der Sicherheit wird Genüge geleistet, indem man ihre Stirnen durch Eisenhaken zusammenklammert und ihre Mitte mit einer Spindelkette umschlingt.

Das Laden des Kladterholzes geht so vor sich: Man schiebt zunächst zwischen den Arm und den Prügel eine bis zwei gut passende Spalten hinein; diese müssen herhalten als Kopfkissen für zwei weitere möglichst flache und gleich dicke Hölzer, *d Stützä*, die man rechtwinklig daraufbettet. Diese Stützen vorn und hinten am Wagen drücken in der Folge die Beige keilartig gegen die Mitte zusammen und erlauben, ganze zwei Kladter Holz aufzuschichten, ohne daß es *zemäbrägläti*, zusammenfielet. Zuletzt wird eine Spindelkette über die Last

154 Eine weitere kleinere Veränderung macht diesen Wagen auch brauchbar zum *yⁿleggä*, zum Einbringen von Heu. Es werden dann einfach zwei Bretter, die vorn und hinten noch ein Querbrettchen tragen, auf die vorstehenden Arme gelegt und daran festgebunden: — die erforderliche Grundfläche für ein gemäßes Heufuder ist geschaffen.

geschwungen und straff gezogen. Ächzend und leicht schwankend bewegt sich die hohe und schwere Fuhre zum Bahnhof.

d) Bahnverlad

Der Bahnverlad selbst bleibt sich im Winter und Sommer gleich. Der Akkordant bestellt die nötigen Wagen samt Zubehör beim Stationsvorstand. Wenn sie — hin und wieder mit ärgerlicher Verzögerung — eintreffen, werden sie gleich auf das dem Bahnhof zunächst gelegene tote Geleise geschoben. Der Vorstand schaltet, sofern Blockholz verladen wird, für diesen Neßteil den elektrischen Strom aus, worüber sich die Arbeiter selbst jederzeit vergewissern können und müssen durch einen Blick auf die Spitze des betreffenden Leitungsmastes: weisen dort zwei Drahtenden auseinander wie die Fühler eines Insektes, so bedeutet das ein stromfreies Geleise; zeigen sie zusammen und gabeln sich, so heißt das: «Achtung! Strom!»

1. Klafterholz

Betrachten wir zunächst den Klafterholzverlad. Normalerweise stehen dafür sogenannte L-Wagen zur Verfügung. Das sind gewöhnliche Zweiaxser mit vier mannshohen Seitenwänden, ohne Dach. Wenn möglich wird das Holz direkt vom Pferdegefährt in diese Wagen hinübergeladen: man braucht sich dann weniger zu bücken und muß das Holz nur einmal in die Hände nehmen.

Zerscht tuäd mä-n-underlëggä, d. h. man legt der entfernteren Wagenwand entlang, parallel an sie angeschlossen, Spälten mittlerer Dicke als Kopfkissen hin: quer dazu und mit dem einen Ende darauf werden die folgenden gelagert. Ist die Beige hoch genug gediehen, wird der Vorgang auf der näheren Seite wiederholt. So stehen sich schließlich zwei Beigen gegenüber, die sich ihrer *Underlaager* wegen leicht zueinander, d. h. zur Wagenmitte neigen. Der schmale Raum, der zwischen ihnen offen bleibt, wird durch längs hineingeworfene Spälten ausgefüllt. Da aber die Last die Wandhöhe überwächst, wird vorn und hinten eine Fortsetzung der stützenden Wagenwand nötig. Dieser Forderung leisten je eine Reihe senkrecht gestellter, durch die Last selbst an die Wand festgedrückter Spälten, *d Stützü*, völlig Genüge. Höher läßt sich nicht mehr aufbauen, da diese Fracht auf keinerlei Weise gebunden wird; doch erreicht sie auch so die nützliche Gewichtsgrenze.

Aus Mangel an L-Wagen müssen oft M-Wagen — diejenigen mit den niederen Seitenwänden — aushelfen. Sie werden prinzipiell ge-

nau gleich, jedoch nur halb so hoch geladen und sind deshalb beliebter bei den Fuhrleuten; zwei M-Wagen werden einfach als ein L-Wagen gerechnet.

Die Taxgrenze liegt bei 10 Tonnen. Das Untergewicht muß als Leerfracht mitbezahlt, das Übergewicht aber pro Kilo hinzubezahlt werden. Die 10 Tonnen sollten also zum Nutzen des Empfängers immer erreicht werden.

2. Gasholz

Bevor ich zum Blockholzverlad übergehe, möchte ich der Vollständigkeit halber doch noch der Ausfuhr des sogenannten Gasholzes gedenken, die seit Kriegsbeginn ständig zunimmt. Ich kann mich kurz fassen, da es sich hierbei um eine traditionslose, wahrscheinlich nur kriegswirtschaftliche Erscheinung ohne längere Dauer handelt, wie beim Kohlenbrennen, Äste- und Tannzapfensammeln auch. In Schiers z. B. fabriziert ein eingesessener Holzhändler aus eigenen und angekauften Beständen Gasholz. Spälten und Prügel von Tannen-, Buchen- und Erlenholz werden maschinell in lauter 10 cm dicke Scheibchen geschnitten, diese ihrerseits mit dem Beil zu Klöggchen — *Tötschli*, *Tötschläni* — zerkleinert, wie sie etwa der Autofahrer für seinen Holzvergaser braucht. Die Firma trocknet das Holz durch lockere Lagerung gut aus, bringt es mit ihrem Auto zur Bahn und schickt es, teils offen, teils in Säcke abgefüllt, fort. Eines Frühlings wurden auch die Tannäste eines verhältnismäßig nahen Schlages gleich zum Bahnhof geführt, dort mit einer Fräse zersägt und direkt versandt. — Da stehen rein kaufmännische Probleme dahinter; wir lassen sie.

3. Blockholz

Oft genügt die gemauerte Bahnhoframpe allein dem Andrang nicht, besonders, wenn zwei verschiedene Akkorde zu gleicher Zeit verladen werden sollten; zudem besitzt sie den großen Nachteil, daß man dort manchmal Güterzügen und neuen Wagenzusammenstellungen Platz machen muß. So wird in der Regel aus den ersten ankommenden Blöckern fast zuhinterst am Rangiergeleise eine eigene Rampe errichtet, ungefähr gleich hoch wie die gemauerte. Bei leichterem Holz, etwa Untermessern, legt man 3—4 m entfernt vom Geleise und im rechten Winkel zu ihm zwei gleichmäßige Stämme, mit etwa 3 m Zwischenraum zueinander, hin. Auf ihren Enden werden kreuzweise zwei weitere Blöcker gelagert, durch Haken und Einkerbungen, *Läger*, gesichert: *mä machet än Aart äs Zimerli*. Darauf, wieder kreuzweis und somit genau über das erste Paar, kommen die zwei obersten Stämme

zu liegen. Dieser Unterbau, der nach hinten beliebig fortgesetzt werden kann, heißt *d Stuälig*. — Bei dickem Holz ist die Erstellung des Stuhls einfacher. Man legt die ersten Hölzer parallel zum Geleise, mit regelmäßigen Abständen nach hinten, in beliebig langer Reihe hin: *mä läid afü ä Rood häärä*. Auf ihre Enden — links und rechts, vom Geleise aus gesehen — kommt kreuzweise je eine weitere Reihe zu liegen, so daß also auch hier jene «Zimmerchen» entstehen. Der Unterschied zur andern Bauart beruht nur darin, daß man hier des dickeren Holzes wegen ein Stockwerk, das erste, auslassen kann und trotzdem die richtige Höhe erreicht.

Die Stuhlung wird nun noch überdeckt durch einen Boden, *di Brugg*. Man kann dann freier arbeiten: man braucht z. B. beim Abladen vom Pferdegefährt nicht mehr ständig darauf zu achten, daß einem die Stämme auf der Seite ihres dickeren Endes, wo sie «vorwachsen» (vgl. S. 234), nicht etwa zwischen die Stuhlung hinunterkippen; oder man kann die Blöcker viel bequemer um 180 Grad drehen. — Als Holz zu einer rechten Brücke kommen in Frage: Untermesser, Bäumlein, starke Bretter. Man schließt sie möglichst eng aneinander an, so daß eine geschlossene Fläche entsteht, und befestigt sie durch Kerben, Haken oder Nieten an der Stuhlung. Untermesser und Bäumlein müssen dabei wiederum dem Bestande, der gerade verfrachtet wird, entnommen werden. Bäumlein hat man aber nur zur Verfügung, wenn das Brennholz, das zum Blockholz des betreffenden Schlags gehört, auch gerade zum Bahnhof geführt und erst dort zersägt und aufgesetzt wird. Sind diese Bäumlein Stück an Stück aneinandergedrängt zur Brücke, so erinnern sie einen unmittelbar an die Prätigauer Viehstalldecken: drum spricht man auch seltener von ihnen als *Brugg*, sondern nennt sie meistens einfach gleich wie dort: *di Palanggü*. — Sind weder Untermesser noch Bäumlein zur Hand, so kann der Akkordant, sofern er Holz für die Gemeinde verlädt, Bretter beanspruchen auf der Gemeindesäge; verlädt er Privatholz, so

muß er sie eben sonst irgendwie auftreiben.

Damit ist die Rampe geschaffen. Der Bahnwagen, in der Bähnlersprache ein M-Wagen — eine Tragfläche auf einem zweiachsigen Fahrgestell, von ca 40 cm hohen Wänden eingefast —, wird vor sie hingeschoben und zur Aufnahme des Holzes vorbereitet (vgl. Fig. 23). Die vordere Seitenwand wird heruntergeklappt, die sehr gewichtigen Kip-

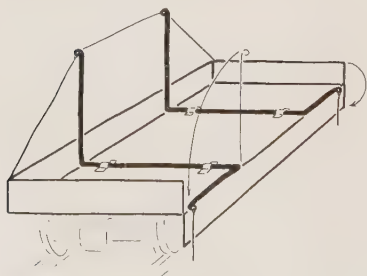


Fig. 23: Blockholzbahnwagen

fen werden mühsam in die richtige Lage gezerrt. Sie haben die Form eines eckigen U; die beiden senkrechten Teile sind einzeln schwenkbar und münden unten in den röhrenförmigen waagrechten Teil, der durch ein paar kleine Verbreiterungen festen Stand erhält. Jede Kipfe besitzt als obere Fortsetzung eine schwere Kette, aber am einen Arm eine kürzere, am anderen eine längere. Pro Wagen sind zwei Kipfen nötig. Sie werden im richtigen Abstand voneinander so aufgestellt, daß die beiden Arme mit der kürzeren Kette auf der rampenabgewandten Seite senkrecht stehen, die beiden andern mit den längern Ketten dagegen auf der rampenzugewandten Seite, die Enden nach außen, waagrecht liegen. Man nimmt absichtlich die kürzeren Ketten auf jene Seite. Ihre Länge reicht gerade bequem, die Kipfenarme, die senkrecht stehen sollen, vorn und hinten am Wagen zu verankern, so daß sie nicht nach der Mitte hin zusammenfallen. Damit sie auch nach außen nicht umkippen können, verbindet man sie noch untereinander durch einen Kälberstrick oder ein Seil. In die Mitte, quer über den Wagen, legt man die mächtige Spindelkette so hin, daß die Spindel sich zuletzt nicht auf, sondern an der Seite der hohen Fracht befinden wird, und nun kann das Laden beginnen.

Als Verbindungsweg zwischen Wagen und Rampe genügen für die Blöcker zwei Streiken und für die Arbeiter je ein Brett links und rechts davon. Diese Laufbretter ähneln mit ihren Querleisten sehr den Hühnerstiegen und werden deshalb auch als solche bezeichnet: *di Trablä*.

Die Verlademannschaft umfaßt je nach dem Akkord zwei bis vier Männer; eine größere Anzahl als vier ist unrationell und wird heute kaum mehr angetroffen. Zu viert wird die Aufgabe prinzipiell gleich gelöst wie beim Rollen auf dem Lagerplatz. Bei der Arbeit zu dritt stoßen zwei Mann den Block an seinen Enden mit Achsel und eingelegtem Zapfen die Streiken hinauf, während der dritte in der Mitte mit

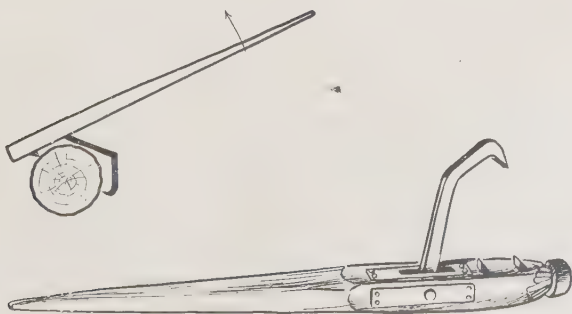


Fig. 24: Kehrhaken

einem *Cheerhaaggü* nachhilft oder — viel häufiger — von oben her an einem um die Mitte geschlungenen Seil mitzieht (vgl. Abb. 30).¹⁵⁵ — Zu zweit kann man nur leichtes Holz verladen: der eine wälzt die Blöcker bis an die Streiken heran, schlingt das Seil um sie und sorgt dafür, daß sie beidseitig gleichmäßig vorwärtsrollen; der andere zieht sie am Seil zu sich herauf. Zur Erleichterung des Hinaufseilens in die oberen Lagen ließ sich ein Akkordant versuchsweise eine Seilwinde konstruieren, die, zwischen zwei Balken eingebaut, an die Gegenseite des Wagens angestützt wird. Nachteilig an dieser Einrichtung ist, daß entweder der Manu, der hinten die Kurbel dreht, selbst immer wieder nach vorn kommen muß, um den gleichmäßigen Fortgang des Blockes zu regeln und dann wieder den nächsten zur Höhenfahrt vorzubereiten, während der andere oben das Holz nur in Empfang nimmt und richtig lagert, oder daß umgekehrt dieser ständig von der hohen Last herabturnen und wieder hinaufklettern muß. Wenn auch zuschauende junge Tangenichtse sich bisweilen mit freudiger Begeisterung für kurze Zeit zu dieser Arbeit einspannen lassen, so bleibt das doch nur ein zufälliger Notbehelf; letztlich fehlt doch der dritte Mann.

Ist einmal die zweite Lage Holz auf den Wagen gebracht, so werden nun auch die vorderen Streben der Kipfen entsprechend ausgerichtet und für den Fall, daß sie trotz dem Gegendruck der Stämme zurückkippen möchten, in dieser Schräglage gesichert durch eine Eisenklammer, die man vor ihnen in den anstoßenden Block schlägt. So

155 Der Kehrhaken ist zwar jedem Holzarbeiter bekannt und auch auf vielen

Arbeitsplätzen irgendwo bereit; doch sieht man ihn eigentlich selten im Gebrauch, am ehesten noch bei Einzelarbeitern wie dem Dorfsäger oder eben beim Bahnverlad. Aber auch hier traut man den eigenen Armen und Schultern und dem Zapin besser als ihm und läßt ihn gerne beiseite. Wohl mit Recht. An einem senkrechten, pfostenartigen Stiel hängt frei ein etwa 40 cm langer, leicht bauchiger Haken, dessen Spitze — auf gleicher Höhe mit dem Stielende — gegen den Stiel zurückgebogen ist. Der Stiel wird auf der einen Seite des Blockes angelegt, der Haken legt sich quer darüber und hakt sich auf der andern Seite ein (vgl. Fig. 24). So entsteht zwar eine große Hebelwirkung, die aber den Stamm vor allem einfach um sich selbst dreht, statt ihn in erster Linie vorwärts zu bringen. Wenn nun beim Verladen etwa Holz und Streiken naß sind, artet das in Hinsicht auf die Vorwärtsbewegung hin und wieder plöglich zu einem Leerlauf aus, ja noch mehr: bei der großen Steilheit der Streiken ist jede unerwartete, ruckartige Bewegung, die nicht vorwärts führt, zugleich eine Gefahr des Rücksturzes. Der gleiche Schreckmoment entsteht natürlich auch, wenn der Haken nicht gut gefaßt hat und ausreißt. Darum verzichtet man beim Holzverlad meistens auf den Kehrhaken. (Vgl. dazu: MAISSEN. S. 14/15; dort auch andere Form). — In angewandter Rede, halb scherzhaft halb respektvoll, nennt man den Kehrhaken gelegentlich auch bloß *di Gwaald* (*Gib mer ämaal di Gwaald!*). Kommt dann aber zum Kraftgefühl noch ein Schuß erotische Phantasie hinzu, so entsteht leicht eine Umschreibung des Kehrhakens und seiner Funktion, wie ich sie in Jenaz hörte: *der Mügli-macher*.



Abb. 27: Rollen des Blockholzes



Abb. 28: Zersägen und Spalten der Stämme zu klafterholz



Abb. 29 Der (alte) Holzlagerplatz von Schiers während der Kriegszeit



Abb. 30 Bahnverlad von Blockholz

nimmt mit der Höhe der Last die Steilheit der vordern Streben zu, bis auch sie senkrecht stehen. Dies liest sich leicht, ist aber ein hart Stück Arbeit. Dieses *Nachineen*, Nachschieben der Kipfen, ist besonders zulegt, wenn der Gegendruck bereits groß ist, oft eine kleine Kraftprobe und wird mit einer Brechstange, einem *Hebysä*, geleistet. — Schließlich legt man die kürzern Ketten lose über die Blöcker und verbindet und sichert so die Streben gegenseitig

Dann baut man weiter, ohne Seitenstützen mehr; jetzt heißt es doppelt darauf bedacht sein, daß die Stämme gut zueinander passen und solid aufruben. Der Ausgleich zwischen dickeren und dünneren Stammenden auf dem Wagen erfordert oft, daß man die Stämme noch auf der Rampe um 180 Grad kehrt. Diese Arbeit kann vielleicht etwas abgekürzt und erleichtert werden durch eine *Cheerschybä*, wie sie ein Rampenangestellter der Bahn einmal zusammengeflickt hat. Die ganze Kehrscheibe besteht in zwei alten runden Bahnsignaltafeln, die auf einem groben Kreuzfuß liegen und ein Stück Holz tragen, das, flach gehöhlt, entfernt an eine Kinderwaage erinnert. Ein wesentlicher Fortschritt von Bestand ist das wohl kaum, aber wichtig als Ausdruck eines schöpferisch-suchenden Willens.

Wird die Last endlich schwer genug geschägt, oder läßt sich nicht mehr gut höher bauen, so werden die längern Ketten über sie geworfen und an den jenseitigen Kipfen verschlauft. Dabei bleiben auch diese beiden Ketten lose; erst und allein die Spindelkette in der Mitte wird angestraft.

Ganz schweres Holz wird auch etwa verladen ohne Kipfen, da in diesem Falle die Ladung trotz gleichem Gewicht relativ flach bleibt. An Stelle der Kipfen legt man dann Stücke von alten Streiken auf den Wagenboden, zur Schonung desselben und zum Untendurchziehen der Bindeketten. Wenn man dann die erste Lage Holz, der *Bodä*, zusammenstellt — *där und däär tüämer bodmä* —, richtet man es so ein, daß auf die Außenseiten je ein großer Block zu liegen kommt: *so hed mä-n-ätä-n-au ä rähti Fuäg*; in diesen großen Fugen finden die folgenden Stämme eine sichere Ruhelage.¹⁵⁶ Die fertige Last umschließen zulegt zwei Spindelketten am Ort, den sonst die Kipfen und ihre Ketten einnehmen.

Der Förster hat sich irgendwann während der Arbeit die Nummern der verladenen Stämme bereits aufgeschrieben; jetzt muß nur noch ihr Gewicht festgestellt werden. Arbeiter und Bähnler schieben den Wagen gemeinsam auf die Waage, wie sie einander überhaupt willig beistehen und aushelfen, was jedoch kaum abläuft ohne allerhand

156 In Seewis hörte ich für diese V-förmige Mulde zwischen zwei neben einander liegenden Stämmen auch den Ausdruck: *ä Gawäärä* (vgl. S. 188).

spassige Sticheleien beiderseits. In Zweifelsfällen wird die Last vielleicht auch schon gewogen, bevor die Ketten festgemacht werden, um eine kleine, aber ärgerliche Gewichtsdivergenz allenfalls noch ausgleichen zu können: der Empfänger soll nicht etwa noch Leerfracht bezahlen müssen. Bei dünnem und zugleich trockenem Holz läßt sich das allerdings nicht immer vermeiden. Beträgt die Fracht dagegen mehr als 10 Tonnen, so wird das Übergewicht hier pro je 10 kg berechnet.

Und dann ist das Holz reisebereit. Und verläßt das Prätigau endgültig und fährt durch die Klus hinaus fremdem Schicksal zu. Wenn es nicht etwa gar den Öfen der Emser Holzverzuckerungs AG entgegengeht, so wird es — soweit es Blockholz ist — schon in Landquart von einem Kran gepackt, samt den Kipfen vom rhätischen auf einen Bundesbahnwagen versetzt, — soweit es aber Klawterholz ist — zu gleichem Gewichtspreis (Fr. 1.— pro Tonne!) einzeln umgeladen.

Und dann fährt es weiter, fährt immerzu weiter und entfährt unsern Augen.

Zusammenfassung, Ergebnisse der Arbeit

Wir haben die Waldarbeit kennen gelernt, indem wir ihrem Ablauf folgten Stück um Stück. Wir sind dabei einer Unmenge von Einzelheiten begegnet. Die meisten von ihnen haben wir zwar bereits gebündelt und in einen weiteren Zusammenhang hineingestellt, aber sie drohen doch, in der Masse zu verschwinden. Eine Zusammenfassung wird nötig. Diese Zusammenfassung soll dreierlei leisten: 1. Sie soll, gemäß der volkskundlichen und sprachlichen Zielsetzung der Schrift, das gefundene Material gruppieren zu volkskundlichen und sprachlichen Problemerkisen. 2. Sie soll, indem sie das tut, die Ergebnisse kurz diskutieren und eine erste Deutung und Wertung der Haupterscheinungen geben. Und 3. Sie soll, unterstützt durch das genaue Inhaltsverzeichnis, dem speziell Interessierten erlauben, auch ohne Wort- und Sachregister wichtige Belege rasch zu finden.

1. Die Arbeitsgemeinschaft

Die Waldarbeit ist nicht wegzudenken aus den Dörfern des Prätigaus und Graubündens. Sie erfaßt zahlenmäßig und soziologisch einen großen Teil der Bevölkerung. Trotzdem bilden die Waldarbeiter keinen eigentlichen Berufsstand. Die Erklärung für diese sonderbare Tatsache ergibt sich aus der Wirtschaftsgeschichte Graubündens. Graubünden war und ist vorwiegend Bergbauernland. Zusätzliche gute Verdienstmöglichkeiten in früherer Zeit boten die Reisläuferei und der Paßverkehr. An ihre Stelle ist die Hotellerie getreten. Was aber ersetzt heute, im Zeitalter der Technik, die mangelnde Industrie? Abgesehen vom neuesten Ausbau der Wasserkräfte — nichts, als der Wald. Die Waldwirtschaft ist die einzige große Industrie Graubündens. Sie mußte und muß das Bauerntum, dessen Existenz bei allgemein steigendem Anspruch immer schwerer wird, stützen. Sie nimmt viele seiner Kräfte, die sonst zur Abwanderung gezwungen wären, auf und trägt damit wesentlich bei, die Entvölkerung der Alpentäler zu verlangsamen. Die Waldarbeiter rekrutieren sich aus dem Bauerntum, sie sind «gesunkene Bauern». Dabei sind natürlich viele Stufen möglich vom Voll-

bauer, der im Winter mit eigenem Roß einen Fuhrakkord übernimmt, bis zum Arbeiter, der im Sommer auf dem Bau, im Winter im Walde arbeitet. Am häufigsten ist die Kombination: im Sommer auf der Alp, im Winter im Wald. Wie dieses «Absinken» des Bauern sich vollzog, und wie gleichzeitig die Akkordarbeit aufkam und die staatliche Durchdringung und Organisation des Lebens begann, habe ich S. 119 ff dargestellt. Warum aber der Waldarbeiter sich in Graubünden zu keinem eigenen Berufsstand weiterentwickelte, möchte ich hier noch näher ausführen.

1. «Die Waldarbeit erstreckt sich nur über das Winterhalbjahr». Dieser Grund ist nicht stichhaltig. Die Waldarbeit ließe sich trotz den schwierigen Gewinnungsverhältnissen auf das ganze Jahr verteilen, wenn man wollte. Damit ergäbe sich von selbst ein geschlosseneres Waldarbeitertum. Ich erinnere an waldarbeiterliche Berufsgruppen wie die Leute aus dem Val Pontirone (vgl. Anm. 67) oder die österreichischen Holzknechte, an die festen Waldarbeiter des Unterlandes und schließlich an unsere Gemeindearbeiter, die ebenso oft im Walde wie am Straßennetz eingesetzt werden. Ansätze zu einem Berufsstand des Waldarbeiters waren und sind vorhanden, und die forstwirtschaftliche Tendenz geht in dieser Richtung.¹⁵⁷ Aber man wollte bisher eine solche Spezialisierung gar nicht, die Waldarbeit durfte gar nicht! Ganzjahresarbeit sein; sie war ja nicht Selbstzweck. Damit sind wir beim zweiten, eigentlichen Grund angelangt.

2. Graubündens ursprünglichste wirtschaftliche Grundlage war das Bauerntum. Erst allmählich entdeckte man auch den Wald als wirtschaftliche Möglichkeit. Aber dieser Anstoß kam von außen und oben, von größeren städtischen Forstverwaltungen und — in Bezug auf das Polizeigesetz — schließlich von der Regierung her. Das Bauerntum selbst stand dem Walde feindlich gegenüber (vgl. S. 21). Erst die eigene Not lehrte es nach und nach im Waldwesen eine nützliche, verwandte Wirtschaft zu erkennen, die einen guten Zusatzverdienst bot. Mehr jedoch wollte man nicht. Die Waldwirtschaft sollte nicht vom Hofe weg-, sondern dahin zurückführen, sie sollte Hilfe, Dienerin des Bauerntums bleiben. Die alte, offene Feindschaft Bauer/Wald lebte weiter im stillen, zähen Widerstand gegen eine selbständige, straff geregelte Waldwirtschaft. Aber die Entwicklung Bauer-Halbbauer-Arbeiter war nicht aufzuhalten, denn die Waldwirtschaft gehorcht wie jeder Wirtschaftszweig dem Gesetz der modernen Industrialisierung. Am

157 Vgl. J. B. BAVIER, Zukunftsaufgaben der bündnerischen Waldwirtschaft, Beiheft zur Zeitschrift «Bündnerwald», Chur 1951, S. 33/34. — «Bündnerwald», Nr. 5, Jahrg. 6, Chur 1953, S. 83—99: Verschiedene Förster berichten aus der Praxis «Über den Einsatz ständiger Waldarbeitergruppen».

Ende der Entwicklung wird — neben den üblichen Akkordgruppen — der fest angestellte, nach allgemeinen Normen ausgebildete Waldarbeiter stehen. — Warum beschleunigt der Kanton diese Entwicklung nicht?, warum greift er nicht einfach durch zugunsten der einträglicheren Wirtschaft? Da mischen sich nun die eigenartigen Besitzverhältnisse Graubündens ein. Der Wald gehört, wie die Alpen, zum weitaus größten Teil nicht dem Kanton oder Privaten, sondern den Gemeinden. Die berühmte genossenschaftliche Gemeindeautonomie Graubündens hat hier ihren stärksten Rückhalt.¹⁵⁸ Die Gemeinde, vorwiegend die Bauerngemeinde, hat natürlich kein Interesse, den Wald einer kleinen Gruppe von Spezialisten zu überlassen; er soll Arbeitsreserve für alle bleiben, zumal für das Bauerntum. So gibt es in Schiers z. B. nur zwei Männer, die ihren Lebensunterhalt ausschließlich als Waldarbeiter und Akkordanten verdienen. Die übrigen Waldeleute arbeiten im Sommer als Handwerker oder Bauarbeiter und vor allem als Alp knechte oder selbständige Bauern. Alpwirtschaft und Waldwirtschaft sind eng verbunden, sie sind die beiden Eckpfeiler der meisten Prätigauer und Bündner Gemeinden. Wer die Waldwirtschaft herauslösen und normieren möchte, greift nicht nur in die wirtschaftliche, sondern auch in die politische Selbständigkeit der Gemeinde ein. Darum ist die Aufgabe der eidgenössischen und kantonalen Forstorgane in Graubünden oft heikel.

3. Zwei Aussprüche mögen die Entwicklung und heutige Situation veranschaulichen. Im Winter 1944, beim Aufsägen auf dem Lagerplatz, sagte ein Arbeiter, der im Sommer jeweils als Maurer schafft, in Bezug auf die Halbbauern, die dort mitarbeiteten (vgl. S. 236): *Jaa, jaa . . . fröüjer, solang äinä noch ä Chuä im Stall gha hed, hed är gmäint, är sy mä z guätä zum gü waaldä; hüt chomendsch äsiä afä*

158 Kantonsforstinspektor HS. JENNY, «Wald und Holz», Vortrag beim Davoser Bauernverein (vgl. Neue Bündner Zeitung vom 23. Januar 1953): «Der gesamte Waldbestand Graubündens umfaßt 160 000 ha, davon befinden sich 92 % in öffentlichem und 7 % in Privatbesitz. Etwa ein Drittel der Privatwaldungen Graubündens befindet sich in Davos, der Rest zur Hauptsache in Safien, also in ehemaligen Walsersiedlungen . . .». — P. LIVER, Die Bündner Gemeinde, Bündner Monatsblatt, Januar 1947: « . . . Als Genossenschaft ist die Gemeinde Eigentümerin des größeren Teils von Grund und Boden des ganzen Kantons. Der Wald in seiner gewaltigen Ausdehnung gehört zu 90 % den Gemeinden. Von den 822 Alpen Graubündens mit ihrer ebenfalls mächtigen Fläche sind ungefähr 70 % Gemeindealpen; nur zu 18 % stehen sie im Eigentum von privaten Genossenschaften und zu 9 % von privaten Einzelpersonen. Dazu kommen die Allmend . . . Dann ist noch die Gemeinatzung zu erwähnen . . . (S. 4) . . . In Graubünden ist die Einheitsgemeinde gerettet worden. . . . Auch in Graubünden besteht innerhalb der politischen Gemeinde die Bürgergemeinde als Korporation des öffentlichen Rechtes. Aber die Alpen, Weiden und Wälder sind nicht Bürgergut, sondern Gemeindevermögen (S. 12) . . .».

gäärä. Wie diese «gesunkenen Bauern» selbst ihre Lage beurteilen, deutet der schalkhaft vorgebrachte, aber im Grunde von Unmut erregte Seufzer eines jungen Bauernsohns, der — wie seine zwei Brüder — bald auf der Alp, bald im Wald, bald als Fuhrmann sein Geld verdient, an: *Jaa . . . miär päizend* (beizen, schuften) *daa der ganz Taag, daß d Elterä puurä chönend!* Wo die Zinsen schwer auf einem Hof lasten, mag das in allem Ernst zutreffen. Umgekehrt bezieht manches Bauerngewerbe, indem es seine entbehrlichen Leute als Holzarbeiter oder Fuhrleute — oft mit eigenem Pferd — in den Wald schickt, ein gutes Stück Betriebskapital aus der Waldarbeit und steht dadurch umso gefestigter da.¹⁵⁹ Wie dem auch sei, beiden Aussprüchen gemeinsam ist — beim nicht bauerlichen wie beim bauerlichen Arbeiter — die geheime Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese, nach einem sicheren, in sich selbst ruhenden Bauerntum. Denn der bodenbesitzende Bauer steht sozial höher als jeder noch so viel verdienende Kaufmann, Handwerker oder Arbeiter: ein gut gestelltes Bauernwesen bleibt das Höchste, was der Wertmaßstab des Dorfes kennt. Darum auch ist das Standesbewußtsein des dörflichen Arbeiters noch so mager und vorwiegend negativ. Eine Ziege, ein Schwein, einen Küngel oder ein paar Hennen besitzt wohl jeder von ihnen: so bleibt er an das Bauerntum und dessen Maßstab gekettet; so hat er auch noch nicht, wie das städtische Proletariat, den Stolz und die Frechheit des Nichts-Besitzenden, sondern eher das Minderwertigkeitsgefühl des Weniger-Besitzenden, sein Standesbewußtsein ist noch negativ-unkämpferisch. Das wirkt sich auch parteipolitisch aus: eigentliche Sozialisten findet man in Graubünden nur an den wenigen Industrieplätzen, vor allem in der Gegend Landquart—Chur. Die kleine Bauerngemeinde Igis, zu welcher der Fabrik- und Bahnort Landquart gehört, spürt das besonders deutlich.

Ein paar Hinweise auf andere Stellen, wo das Verhältnis Bauer/Waldarbeiter zur Sprache kommt, mögen die grundsätzliche Erörterung ergänzen:

159 Es ist aufschlußreich, den Weg der drei Brüder weiter zu verfolgen. Der mittlere, von dem der Ausspruch stammt, versuchte sein Glück im Schwarzwald und arbeitet nun in der Schierser Akkordgruppe, die der neue Stadtförster nach Chur rief zur Verstärkung seiner Regiearbeiter; im Winter nimmt er weiterhin teil an den Fuhrakkorden in Schiers. Der jüngere Bruder hat sich in einen Bauernhof hineingeheiratet, bauert im Sommer und ist im Winter Fuhrakkordant. Der ältere Bruder ist weggezogen und verwaltet das große Gut eines Zürcher Fräuleins, das lange in unserer Gegend ein Ferienhaus besaß. Der vierte Bruder geht noch in die Schule und wird wohl einst den väterlichen Hof übernehmen. Die Schwester wollte nicht mehr bauern und heiratete einen Bauernsohn, der in der Meßgerei arbeitet. Arbeiter — Akkordant — Bauer/Akkordant — Bauer/Pächter im Unterland — und oben am Berg das väterliche Heimet!

S. 22, S. 152: Sehnsucht nach fester, geregelter Tätigkeit und Heim.
Anm. 137: Bäuerlich-bürgerliche Gesinnung des ländlichen Arbeiters.

S. 161: Wer geht auf die Fuhr, wer flößt? Bauer, Halbbauer, Arbeiter.

S. 186: Fütternde Bauern als Wegmacher.

S. 196: Fütternde Bauern als Hilfsfuhrleute.

S. 120, S. 220: Der Akkord macht den Bauern zum Arbeiter.

Ansätze zu einem gewissen Standes- oder wenigstens Gruppenbewußtsein des Waldarbeiters sind vorhanden. Sie äußern sich aber noch nirgends direkt und positiv, sondern nur etwa:

im Stolz der Fuhrleute (S. 161/62) —

im jahrelangen Zusammenarbeiten einer bestimmten Gruppe, z. B. der Roller (S. 224/25) oder der Fuhrleute (S. 196), woraus sich geradezu eine traditionsmäßige Arbeitsteilung ergeben kann (S. 226) —

im Lächeln des Waldarbeiters über den sich abmühenden Laien (Anm. 138) —

im Vertrauen Förster/Roller (Anm. 112), Schreiner/Roller (Anm. 128) —

in der guten Kameradschaft, die Spaß und Allotria erträgt: Herabasten (Anm. 21), Ortsneckereien (Anm. 25, Anm. 90, Anm. 150), Prügel in Schrot (Anm. 30), Eichhornsteg (Anm. 32), Äste beschneiden (Anm. 56), Neckworte beim Riesen (S. 100), Flößen (Anm. 92) und in der Hütte (S. 112), Pferd in Bach lenken (S. 194) usw. —

in der Ehre und im Wettkampf, in der «guten» Arbeit (vgl. Kap. Arbeitsbrauch) —

im Zusammenspiel der Kräfte, in der Arbeitsverbundenheit: z. B. Zweimannsystem beim Fällen, Zersägen, Entrinden und Aufspalten; Rufsystem beim Riesen (S. 87), Arbeitsrhythmus beim Zapynen und Rollen (S. 99, Anm. 132), gegenseitige Hilfe der verschiedenen Akkordgruppen beim Flößen (S. 134), Holz bieten beim Länden (S. 159), Ländemahl (S. 160, 220), Arbeitsgemeinschaft Fuhrmann/Lader (S. 195), Fuhrmann/Pferd (S. 213, 215), Verloader/Bähnler (S. 259).

Das Zusammengehörigkeitsgefühl, die Arbeitsgemeinschaft, wird aber oft gefährdet und zerrissen durch die Gier des Akkordgeistes (S. 60, 221). Neben das Verhältnis Bauer/Arbeiter tritt als ebenso wichtiges Thema das Verhältnis Akkordant/Tagelöhner. Sie beide berühren und überschneiden sich im Problem der Arbeitsgemeinschaft.

Wie das Akkordwesen von Fremdarbeitern eingeführt und von unsern Bauern übernommen wurde, wie es den älteren Regiebetrieb verdrängte, habe ich schon beschrieben (S. 119 ff). Früher zögerte man, einen Akkord anzupacken; heute will jeder Akkordant sein, selbst Leute, die weder den finanziellen Rückhalt noch die Eigenschaften

dazu haben (vgl. Anm. 136). Die Akkordanten haben oft Mühe, genügend Arbeiter aufzutreiben, zumal wenn die Schläge weit abliegen. Letzten Winter mußte ein Schuderser Akkordant sogar Arbeiter aus der Innerschweiz zuziehen. Daran ist nicht nur die Zersplitterung der Akkorde in kleinere und kleinste Akkorde und Unterakkorde schuld, sondern manchmal spuken hier auch bereits die Arbeiterkassen mit ihrem Stempelwesen (oder müßte man eher sagen: -unwesen?) herein. Umso entscheidender für den Erfolg ist die Persönlichkeit des Akkordanten. Zwar spricht man von ihnen nicht mehr mit der aufschauenden Ehrerbietung, wie die alten Waldleute noch von ihren Regieführern — etwa dem «großen Ottsch» (Otto) — erzählen, aber es gibt doch einige markante Gestalten darunter, die es verstanden, sich in langen Jahren die Gefolgschaft der Arbeiter und das Vertrauen der Gemeinde zu erhalten. Dabei darf sich der Akkordant nie eine so breite Gemütlichkeit erlauben (Anm. 106) oder die Leute so grob anfahren (S. 107) wie der Regieführer, sondern muß — gerade umgekehrt — nach oben um den Auftrag kämpfen und nach unten oft recht viel Geduld aufbringen.¹⁶⁰ Der Akkordant bindet die besten Leute an sich, indem er sie zu Mitakkordanten erhebt oder ihnen einen Teil der Aufgabe in Unterakkord gibt. Damit verteilt er die Last der Verantwortung und des finanziellen Risikos und gewinnt an Erfolg interessierte Aufseher und Anreger der Arbeit (Anm. 12, S. 158). Der Akkordant ist Organisator (vgl. z. B. Strecken- und Tageseinteilung auf der Fuhr, S. 203/04) und zugleich Vorbild der Arbeit (S. 114, 200/01, 202), er ist Unternehmer und Arbeiter zugleich und verdient darum einen größeren Lohn (S. 200). Der Akkordant wirkt durch sein Vorbild und seine Stellung auf die Arbeiter ein, manchmal sogar bewußt erzieherisch. So bezahlte einst ein Akkordant in Furna, der fand, Zigaretten paßten so wenig in den Wald wie ein Grammophon auf die Alp, den Nichtrauchern unter seinen Arbeitern einfach einen höheren Stundenlohn. Nun, das war ein sattelfester, einflußreicher Bauer im traditionsgebundenen Furna. Jeder Akkordant und an jedem Ort dürfte sich das nicht leisten. Die Arbeiter würden es als Eingriff in ihre privaten Gewohnheiten werten und ihm übelnehmen, der Widerstand

160 Im nassen Herbst und schneereichen Winter 1952/53 war das Holzrücken zuoberst im Salginatobel eine unerfreuliche Arbeit. Einer der Arbeiter — im Sommer Bauarbeiter — erwies sich als untuglich und faul. Am liebsten stand er auf den Zapfen gelehnt da. Der Akkordant sagte nichts. Einer der übrigen Arbeiter fand schließlich das rechte Wort: *Luög dunä ünschä Gooli!* (Schiersdorf besitzt seit zwei Jahren einen eigenen Hockeyplatz; von dort das waldfremde Bild!). Das Wort saß. Der «Gooli» verzog sich bald aus der Gruppe, ohne Zutun des Akkordanten. Dieser hatte, im Unterschied zu andern, immer genug Leute. Arbeiterjustiz!

des Tagelöhners (S. 200, 220) könnte erwachen. Die willigen Tagelöhner sind in den letzten Jahren ohnehin seltener geworden: 1. Der Arbeiterverband, dem in Schiers bereits viele angehören, gibt dem Arbeiter gelegentlich die Möglichkeit zu kneifen, wenn ihm ein Arbeitsplatz nicht gefällt; 2. jeder gute Arbeiter strebt darnach, selber Akkordant zu sein. Wer einen großen Akkord übernehmen will, muß ihn schon vor der Offerteneingabe an die besten Mitarbeiter weiterverteilen, sonst sagen sie ihm ihre Mithilfe gar nicht zu. Es ist wie bei den Krähen: eine ergattert sich den fetten Bissen unter dem Schutze der übrigen, — gleich jagen sie ihn ihr wieder ab. Die gegenseitige Unterbieterei macht den Gewinn kleiner, die Arbeit immer schindiger. Die Extrabelohnungen für besondere Leistungen (S. 151) und am Schluß des Akkordes (S. 160, 220) versiegen. Der Tagelöhner stöhnt: Akkordarbeit ohne Akkordgewinn! Er kommt sich ausgebeutet vor. So zerstört der Akkordgeist den Arbeitsfrieden, er sät Neid und Unruhe in die Arbeitsgemeinschaft und zerreißt sie immer wieder.

Beide, das Verhältnis Bauer/Arbeiter und das Verhältnis Akkordant/Tagelöhner, verunmöglichen die geschlossene Arbeitsgemeinschaft des Waldarbeiters.

2. Der Arbeitsbrauch

Das Akkordwesen nimmt der Arbeit das Festliche, die eigentlichen Bräuche (Ländemahl S. 160, 220, Fuhrbräuche S. 217/219, Ausstellen einer besonders schönen Tanne Anm. 120 usw.); es vermindert den Sinn für gute, schöne Arbeit (Arbeitstempo Anm. 28, Bräawi Anm. 52, S. 197, Riesen Anm. 69, Spitzlinge als Fuhre S. 212, usw.); kurz, es reduziert das Brauchtum der Arbeit allmählich auf die bloße Arbeitstechnik (S. 220).

Trotzdem ist heute der Begriff der «vornehmen» oder «niederen» Arbeit noch lebendig, es ist noch nicht alles nur Geld. Das Fällen (S. 26) steht höher im Kurs als das Entrinden, das Entrinden (S. 70) höher als das Riesen, das Entrinden mit dem Beil höher als das Schleizen (S. 80), auf der Fuhr läßt man sich mit einem stolzen Einzelblock allenfalls photographieren (S. 219), während man die Spitzlinge als Schinderfuhre bezeichnet (S. 56, 177, 200) usw. Die besser bezahlte Arbeit ist nicht unbedingt die vornehmere Arbeit: das Flößen bringt einfach mehr Verschleiß und ist darum besser bezahlt (S. 143), das Herunterasten ist besonders heikel (S. 36), im übrigen ist es keine besondere Ehre, auf den Bäumen herumzuturnen wie ein Affe. Man achtet darauf, daß die Arbeitszeichen, die man im Walde zurückläßt, sich sehen lassen dürfen (Stock Anm. 20, Schnöözpfyffä S. 34, 239, Sessel S. 45).

Wenn auch die Bräuche, die nicht unmittelbar Nutzen bringen, verschwinden, so ist die Arbeit doch immer noch nicht bloß Arbeit, sondern zugleich auch Spiel (Flößen S. 127, 133, 138, Fuhr S. 161/62), Geschicklichkeitsübung (Kreuzschlagen S. 35, Paluägen S. 198) und Wettkampf (Flößen S. 147, 149, 152, 154, Fuhr S. 162, 191/92!, 218, Ehrgeiz der Pferde S. 208, Geschelle S. 166, Holzkenntnis Anm. 141), ja sie kann sich beim Flößen steigern zu einem eigentlichen Arbeits-taumel (S. 150).

Die gesetzliche Regelung der Arbeit wächst organisch aus dem Brauchtum hervor (Anm. 116). Das ungeschriebene Brauchtum hat noch gewisse Zufluchtsstätten: z. B. die Sandholzerei (S. 130; dabei kommt statt des nur auf das gesammelte Holz gelegten Steins mehr und mehr das Anschreiben und Aufhängern der Initialen auf!), das Vortrittsrecht beim Flößen (S. 134), das Heimholz (S. 248). Die gesetzliche Regelung saugt das ungeschriebene Brauchtum aber auf und verdrängt es, das liegt im Zuge der allgemeinen Rationalisierung.

Diese Rationalisierung zeigt sich ferner:

a) in der Lebensweise: die Petrol- oder Stallaterne wurde in den Schatten gestellt durch die Karbid- oder Stollenlampe (S. 104); die alte Schröterhütte mit riesigem Feuerwagen und kalt-lausigem Schlafschlupf (S. 105) machte der heutigen Waldhütte Platz (S. 102); die Einzelkoche-rei wurde aufgegeben zugunsten der Kompanieküche (S. 107); die alte, der Tageseinteilung auf der Alp entsprechende Muäszyt ersetzt durch die allgemeinere, heutige Tageseinteilung (S. 107) — d. h. das bäuerliche Herkommen wandelte sich in arbeiterliche Praxis. Der für die Waldarbeit ohnehin unproduktive Koch ausnahmsweise bereits eine «Sie» (Anm. 75), Motorisierung des Auszuges in den Wald (S. 110) usw.

b) im Arbeitsvorgang: Aufgabe des alten Schuh-Maßes (S. 238), Seilen des Holzes beim Rollen (S. 234), Weglassen der Kreuzbeigen (S. 247), Verschwinden der Ochsen aus der Holzfuhr (S. 193), straffere Organisation der Arbeit, z. B. Zusammenarbeit Fuhrleute/Lader (S. 195) usw. c) und vor allem beim Werkzeug (vgl. unten).

Die Rationalisierung der Arbeit wird gebremst durch den Widerstand der brauchmäßigen Tradition (vgl. Anm. 55). Die älteste Tradition der Waldarbeit ist vom Bauerntum her bestimmt: vgl. oben unter a), die Waldhütte entspricht in der Einteilung der Maiensäß- und Alpthütte (S. 102), die Akkordanten kennen den Blockhüttenbau vom Bauernwesen her (S. 24), die Knebelbrücke ist eine alte bäuerliche Brücke (S. 186), die Gespräche am Lügenfeuer (S. 118) drehen sich neben den Arbeitsverhältnissen vor allem um das Alpenleben und die Jagd (S. 113), die Wertung der Büroarbeit ist durchaus bäuerlich (Anm. 83, Anm. 151), der Taschenapotheke in der Hütte traut man weniger

zu als den alten Heilmitteln (S. 115 ff) usw. So ist der Bauer auch hier der stärkste Rückhalt der Tradition. Aber er ist grundsätzlich gegen eine weitere Rationalisierung (vgl. Kap.: Arbeitsgemeinschaft, Verhältnis Bauer/Arbeiter) und hält sich möglichst ans Bisherige (altes Maß Anm. 38, altes Werkzeug S. 66). Das kann ausarten in Erstarrung. Die lebendige Tradition zeigt sich in der Verwachsenheit des (bäuerlichen) Walдарbeiters mit seiner Tätigkeit, wo die Walдарbeit wesentlich zur Welt und Heimat gehört (Flößen, S. 141).

3. Die Werkzeuge

Am Werkzeug läßt sich der Fortschritt der Holzgewinnung in den letzten 50 Jahren am unmittelbarsten erkennen. Von den ältesten Sägen und Beilen, die verstaubt irgendwo auf dem Stall des Bauern oder dem Estrich des Akkordanten träumen, bis zur modernen Motorsäge, die sich siegesgewiß ins Holz einfrißt, ist alles vorhanden. Wir ermessen die Entwicklung etwa an folgenden Punkten: Säge (S. 61—67), Beil, Axt, Schälisen (S. 75—79), Zapin (S. 89—95), Zipfelkappe/Skimüge, Guspenschuhe/Hartgummisohlen, Holzerstiefel/Ledergamaschen (S. 163/64), Prunkgeschell/Warnglöcklein (S. 165), Bauernschlitten/Akkordschlitten (S. 166 ff), alte Bremskette/Patentkette (S. 174), Lederseil/Spindelkette (S. 176), Doppelgespann/Auto (Anm. 135) usw.

Natürlich hat das neue Werkzeug auch wieder seine Rückwirkung auf die Arbeitsweise und die Arbeitsgemeinschaft. Der Arbeitsteilung der Zähne der einzelnen Hobelzahnsäge (S. 62) entspricht die Arbeitsteilung Säger/Sägenfeiler (S. 64), entspricht die Verwendung verschiedener Sägen zu verschiedenen Zwecken (S. 67), entspricht die Akkordarbeit, bei der bereits das einzelne Tätigkeitsgebiet — Fällen, Zersägen, Entrinden usw. — in Unterakkord gegeben wird (Anm. 28). Auch das Aufkommen des italienischen Zapins zeigt dieses Prinzip der kraftsparenden Arbeitsteilung (S. 95!). Der Vollrankschlitten nimmt die Kurven leichter, beansprucht aber den übrigen Weg stärker (S. 172), doch dafür stellt man Wegmacher an (S. 186): Arbeitsteilung und Akkordleistung (S. 204).

Wer führt die Neuerungen ein?

a) Halbrank: Wagnerei in Furna-Station (S. 169), Ganzrank: Schierer Fuhrmann, der Malheur hatte (S. 170), Hinterschlittchen (S. 173), Eisenschiene auf Rantisch (S. 174), Patentkette (S. 175), Versuch einer Seilwinde beim Blöckerverlad zu zweit (S. 258) und einer Kehrscheibe (S. 259).

b) Hobelzahnsäge: Canada — Frankreich — italienische Holzgruppen im französischen und schweizerischen Jura — forstwirtschaftliche Zentralstelle der Schweiz in Solothurn — Eisenwarenhandlungen (Anm.

46, Anm. 48); Breitbeil: italienische Saisonarbeiter (S. 76, 93); italienischer Zapin: italienische Saisonarbeiter (S. 93); Motorsäge: Akkordanten, die nach dem Kriege im Schwarzwald waren (Anm. 46).

a) Die Neuerungen wachsen also zum Teil unmittelbar aus der Arbeit des Tales selbst hervor. Einheimische «Erfinder» (vgl. Anm. 99) bringen sie auf, gedrängt vom Leistungsprinzip des Akkordsystems.

b) Und zum Teil sind sie Fremdgut von außen und oben, eingeführt aus dem Auslande, empfohlen durch Versuchsanstalten und Werkstätten. Diese Fremdprodukte erfahren bei der Aufnahme meist eine Angleichung an die bereits üblichen Formen (S. 76, 94), sie müssen sich zunächst der Tradition beugen.

Die Bremskraft der Tradition äußert sich im grundsätzlichen Beharren der Alten und Bauern (Anm. 49), in der Vertrautheit des Arbeiters mit seinem Werkzeug (S. 76, 94), in der Überlieferungstreue der einheimischen Meister (Anm. 60) und, im großen gesehen, vor allem auch in der Rücksichtnahme auf die bestehenden sozialen Verhältnisse seitens der Behörden (Anm. 46).

4. Geisterwesen und Sage (Aberglaube)

Wenn ich dem Geisterwesen und der Sage ein besonderes Kapitel widme, so nicht deshalb, weil ich hier viel aufzuzählen hätte, sondern gerade als Erklärung dafür, daß es so wenig ist. Der Aberglaube ist zwar im Prätigau nicht dünner gewoben als anderswo, aber er bindet sich nicht an den Wald. Bei uns ist nicht der Wald der Aufenthaltsort von Geistern, sondern das Gebiet ob Wald, die Alpen (Alpensagen!). Für einen Städter, zumal wenn er viele fremde Märlein gelesen hat, mag der Wald ein Ort der Geister- und Spukgestalten sein, für den Land- und besonders den Gebirgsbewohner nicht. Denn der Wald gehört noch zur bewohnbaren, vertrauten Zone; erst das Gebirge ist menschenfeindlich und unnahbar, d. h.: nicht bäuerlich-gewerblich besiedelbar. Diese Grundtatsache wird uns noch klarer, wenn wir einen Blick auf die nordischen Verhältnisse werfen.¹⁶¹ Im Norden ist der Wald so dicht und ausgedehnt, daß er mit Waldgeistern ausgestattet wird. Dabei erleben die Männer, die der Jagd, Teerschwelei und Kohlenbrennerei obliegen, die Geister vor allem als weibliche Wesen, die Frauen aber, welche die Sennerei und Viehpflege besorgen, eher als männliche. Granberg kommt zum Schluß: «Die Vorstellung von Waldwesen im Norden kann im großen gesehen als eine Abspiegelung gewisser Natur- und Erwerbsverhältnisse in der Psyche des Nordlän-

161 Vgl. GUNNAR GRANBERG Skogsräet i yngre nordisk folktradition.

ders charakterisiert werden». Dasselbe läßt sich, sinnvoll auf Alp- und Waldwirtschaft bezogen, auch für unsere Gegend sagen.

Die z. T. stark erotisch gefärbte Waldgeistvorstellung, wie sie Granberg für den Norden namhaft macht (z. B. vorne schönes Weib, hinten hohl), deutet sich auch in unserm Material an; nur bezieht sie sich nicht auf Geister, sondern auf die Arbeitsobjekte: Äärschlig (S. 55), Juppä (S. 70), Tütti (S. 71), Hünti (S. 72). Haarzgränggälä (Anm. 125), Regeln (Anm. 144), d Schwiger würggä, schwigerä (S. 177), der Müglmacher (Anm. 155).

Eigentlichen Sagen bin ich in der Waldarbeit nicht begegnet. Die Geschichte vom Wildmannli (Anm. 22) ist so lehrhaft-aufgestützt, daß man sie kaum als solche bezeichnen kann. Aber magische Vorstellungen, Ansätze zu Sagen sind vorhanden: Das Werkzeug Waldteufel (S. 88), Häxäpiüschä (Anm. 37), Totenbäume aus stockroten Stämmen (Anm. 42), der Blut siedende Stiel (S. 79), Wer nicht rechtes Maß gibt, muß geisten nach dem Tode (S. 248), der Schraubach verlangt jedes Jahr sein Opfer (S. 155).

Die magischen Vorstellungen verdichten sich zu magischen Arbeitsregeln: das Laufhölzlein von hinten ins Seil schieben, beim Binden nicht gegen Wasser ziehen (S. 201), kein offenes Messer auf dem Tisch liegen lassen, Schneide nach unten wie Buckel des Brotes nach oben, Axt nicht im Holz stecken lassen nach Arbeitsschluß (Anm. 82), Kreuzschlagen auf Wurzelstock (S. 35), Absägen des Sessels (S. 45), Dreizahl, kultische Triade (Anm. 139).

Auch bei der Wundbehandlung zeigt sich die Bereitschaft zu Quacksalberei, Heilzauber und Aberglaube: Meisterwurz in Tasche — Bast, Spinnwaben, Zunderzäpfchen, Wallstein zum Blutstillen — Harz und gekaute Brot/Käse-Masse zum Eiterziehen — Harz, Unschlitt, Pfeifensaft, Abwaschwasser zum Erweichen und Unempfindlichmachen der Kläcke (S. 115/16); Desinfektion von Wunden durch Urin, Herbeiziehen von Heilkünstlern (S. 214); Heilkraft des Schraubaches (S. 143).

Natürlich hat auch der Mond bei der Waldarbeit mitzureden: Flößen bei obschi- und nidschigentem Mond (S. 153), Mond bleicht Holz der Wagenräder aus (Anm. 110). Und einen letzten, unschuldigen Ausläufer volkstümlichen Glaubens finden wir in den Wetterregeln (S. 123).

5. Sprachliches

Wie wir im Kapitel Arbeitsgemeinschaft feststellten, bildet der Waldarbeiter keinen eigenen Berufsstand. Entsprechend besitzt er auch keine eigene, ausgeprägte Berufssprache. Gewisse Ansätze dazu sind höchstens vorhanden in sachlich schwierigeren Begriffen wie z. B.

chlaßnä, ins Chrüüz saagä (S. 45/46), Schutz (S. 83), Uuszug (S. 84) usw. Aber selbst solche Spezialausdrücke sind den meisten Eingeborenen vertraut oder doch ohne weiteres verständlich, da fast jeder irgendwie einmal im Walde zu arbeiten hat, und wenn's nur das Rüsten von Losholz wäre.

Wie der Waldarbeiter aus dem Bauerntum hervorgewachsen ist, so auch seine Sprache. Wer die Sprache des Bauern versteht, versteht auch die Sprache des Waldarbeiters. Der Waldarbeiter hat die meisten Ausdrücke und Vergleiche direkt vom Bauernwesen übernommen: Tschäpel (S. 85), Chemä (S. 58), zööggä (S. 97), Ripp (S. 187), Aaspaner (S. 231), kalbern (S. 244), Palanggä (S. 256), Wetterregeln (S. 123) usw., usw. Das zeigt sich besonders schön auch bei der Bezeichnung der Werkzeuge und ihrer Teile. Der Akkordschlitten hat alle Namen des alten Bauernschlittens sicher bewahrt; erst wo neue Teile hinzugekommen sind, beginnt die Namengebung zu schwanken (Oberpfulf, S. 170). Entsprechend: Patentkette (S. 175) und Scheidwegg (Anm. 18!).

Vom Bauerntum her bezieht die Waldarbeitersprache auch ihre symbolnahe Bildhaftigkeit (Anm. 33). Ihre Verbundenheit mit dem bäuerlich-dörflichen Leben überhaupt beweist sie etwa in einer Begrüßungsformel wie Anm. 140, in der Ortsnamenbildung (Anm. 50), in Übernamen und Neckereien (Gretliholz Anm. 106, Gooli. Anm. 160).

Wo sie sich aber zu Reimen und Poesie emporschwingen möchte, versagt sie (S. 22, 123, 218). Daran ist nicht nur das fremde Federkleid des Neuhochdeutschen schuld — warum borgte sie es dann? —, sondern das Denken als solches. Das Denken des Waldarbeiters (wie des Bauern) ist dingbezogen, substanzbetont. Seine Begriffe zielen mehr auf den Inhalt als auf die Form der Dinge und Handlungen (S. 96/97).

Dies gilt für das Vorder- und Hinterprätigau gleichermaßen. Der Unterschied zwischen diesen beiden Sprachlandschaften tritt, abgesehen vom Lautlichen und der Beugung (vgl. Einleitung und Anm. 39), überhaupt nur wenig in Erscheinung: Streel-Gyr (S. 35), Stammabschnitte (S. 54 ff), Bockschlitten (S. 173), Bind- und Bremsvorrichtungen (S. 180). Die Nivellierung des Wortschatzes wurde und wird begünstigt durch den Austausch von Arbeitskräften (S. 54). Zu diesem Austausch gehören heute nicht nur die Prätigauer Akkordgruppen, die unter dem Stadtförster von Chur und unter Holzhändlern im Schanfigg und andernorts arbeiten, sondern auch die Lehrlinge, Handwerker, Angestellten, Gewerbetreibenden, die in immer rascherem Wechsel das Tal bevölkern. Die moderne Entwicklung hebt die Kleinräumigkeit auf. Immerhin ist man sich der Unterschiede

von Ort zu Ort noch deutlich bewußt, davon zeugen die Ortsneckereien (Anm. 25, Anm. 90, Anm. 150).

* * *

Wenn wir die Zusammenfassung überblicken, fällt uns als gemeinsamer, durchgehender Zug auf: die fortschreitende Rationalisierung, welche die Arbeit und das Leben des Waldarbeiters ergriffen hat. Bereits tauchen als Fernziele speziell ausgebildete Waldarbeiter, Motorsäge, Seilbahn und Traktor auf. Sie werden das Flößen und die Holzfuh in den Seitentöbeln verdrängen, wie die Rhätische Bahn das Flößen in der Landquart überflüssig machte. Vom rein forstlichen, ja wahrscheinlich — trotz den Bauern — sogar vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus ist diese Rationalisierung zu begrüßen; vom kulturell-weltanschaulichen Standpunkt aus möchte man sie sich möglichst langsam wünschen. Denn sie ist zweigesichtig: was sie materiell-wirtschaftlich dem Staat einbringt, nimmt sie menschlich-persönlich dem Individuum (vgl. S. 67). Gutes und Schlechtes ist in ihr gemischt. Wir müssen es erkennen, abwägen und das Gemäße tun. Gemäß aber ist uns wie dem Wald auf die Dauer allein der Mittelweg, der Ausgleich zwischen einseitigem Rationalismus und einseitiger Konservativität, die Verbindung von Fortschritt und Tradition zu ruhig bewegter, organischer Entwicklung. Kampf also der dumpfen Konservativität! Kampf aber auch dem überspitzten Rationalismus!

Lebenslauf

Geboren am 21. April 1920 als Sohn eines Lehrers der Evangelischen Lehranstalt Schiers, durchlief ich fünf Primar- und die Gymnasialklassen Typus A dieser Schule. Nach der Matura im Frühling 1939 studierte ich zuerst ein Semester Jus in Lausanne, dann Deutsch, Geschichte und Volkskunde in Zürich. Meine Hauptlehrer waren die Herren Professoren E. Ermatinger, R. Hojenköcherle und E. Staiger (Deutsch), K. Meyer und L. v. Muralt (Geschichte) und R. Weiß (Volkskunde). Ich bleibe ihnen dankbar. Im Herbst 1947 schloß ich das Studium, nach vielen Unterbrüchen durch mehr als 900 Dienstage, ab mit dem Diplom für das Höhere Lehramt in Deutsch und Geschichte und dem Doktorexamen in Volkskunde, Deutsch und Geschichte.

Bisher erschienene Veröffentlichungen
des Bündner Forstvereins und
der SELVA, Genossenschaft bündnerischer Holzproduzenten:

J. B. BAVIER: «Die Zukunftsaufgaben der bündnerischen
Waldwirtschaft» sowie «Der bündnerische
Forstverein. 50 Jahre Arbeit für den bünd-
nerischen Wald» in einem brosch. Band.
74 Seiten, 9 Kunstdrucktafeln, Chur 1951

Preis Fr. 5.—

R. JENNY: «Karl Albrecht Kasthofer und seine Alpen-
reisen durch Graubünden». Beitrag zur Ge-
schichte der Forstwissenschaft des 19. und
zum Umbruch im biologischen Weltbild des
20. Jahrhunderts. Broschiert, 212 Seiten,
5 Kunstdrucktafeln, Chur 1952

Preis Fr. 6.80

Der «BÜNDNERWALD», Zeitschrift des Bündner Forst-
vereins und der SELVA, Genossenschaft bündn. Holzprodu-
zenten, erscheint jährlich mit 8 Nummern

Abonnement / Jahr Fr. 6.—

Zu beziehen durch die

BUCHDRUCKEREI BISCHOFBERGER & Cie., Chur

